This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06819807 0

nder no circums.
from the Building

Ungarische Volksmärchen.

Ausgewählt und übersetzt

von

Elisabet Sklarek.
Róna-Sklarek

Mit einer Einleitung von A. Schullerus.

Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher.
1901.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
25104
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1901 L

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
	Vorwort	V
	Einleitung	VII
1.	Der Königssohn, der sich nach der Unsterblichkeit sehnte	1
2.	Glückes Glück	14
3.	Die glücklichste Stunde	25
4.	Die Schlangenhaut	41
5.	Schön-Ilonka	68
6.	Das Waldfräulein	74
7.	Die sieben Wildgänse	79
8.	Die zehn Geschwister	84
9.	Prinz Johann und Prinzessin Windhauch	88
10.	Die zwei Brüder	96
11.	Feenprinzessin Goldhaar	101
12.	Der goldbärtige Mann	114
13.	Der behaarte Mann	130
14.	Der goldhaarige Gärtnersbursche	135
15.	Eisenkopf	162
16.	Der wunderstarke Königssohn	174
17.	Märchen von einem Zigeunerburschen	181
18.	Der kleine Ziberda	183
19.	Die zwei Pfeffer-Öchschen	189
20.	Märchen vom pfauenhaarigen Mädchen	193
21.	Der Ahornbaum	195
22.	Zu Eurem Wohlsein	197
23.	Der närrische Bursche	204
24.	Der Zigeuner im Himmel und in der Hölle	207

Seite
25. Aschen-Jörge 218
26. Der Tod und die Alte 227
27. Der gnädige Herr und der Kutscher Hans 231
28. Der nächtliche Tanz 236
29. Die Kröte 238
30. Der Fuchs, der Bär und der arme Mann 239
31. Der kleine Hahn hat den Zaun herausgescharrt 242
32. Der Hahn und das Hühnchen 246
33. Die Wildtaube und die Elster 248
34. Das verstossene Mädchen 248
35. Das Glück und der Reichtum 251
36. Von einem einjährigen Sohn 256
37. Das Herz der armen Frau 259
38. Der Pilger und der Engel Gottes 260
39. Die Engel-Lämmer 265
40. Die drei Erzengel 271
41. Christus und die drei Waisenburschen 272
42. Christus und der Pope 276
43. Christus und der Schafhirt 279
44. Christus und der Schuster 281
45. St. Peter und der Bienenschwarm 282
46. Legende vom Pferd und vom Esel 283
47. Legende von der Lerche, der Wachtel, dem Kiebitz und der Taube 284
48. Legende vom Schilfblatt 285
Anmerkungen 286

Vorwort.

Im Jahre 1857 erschien die letzte deutsche Sammlung ungarischer Volksmärchen. Da jedoch seitdem die Forscher auf diesem Gebiete in Ungarn viele neue Schätze gehoben haben, erschien es wünschenswert, sie auch einem grösseren, der ungarischen Sprache nicht mächtigen Kreise zugänglich zu machen. Vor allem sind es zwei Publikationen, die wertvolles Märchenmaterial darbieten: die im Auftrage der Akademie herausgegebene Zeitschrift Magyar Nyelvőr und die im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft herausgegebene Sammlung ungarischer Volksdichtungen.

Diesen Aufzeichnungen, für deren Treue und Zuverlässigkeit schon der Name der beiden gelehrten Körperschaften bürgt, sind nahezu alle Stücke der vorliegenden Sammlung entnommen. Nur zwei Märchen (No. 4 und No. 14) sind einer Sammlung Merényis entlehnt; sie wurden gewählt, weil sie interessante Varianten bekannter Märchen sind. Die schöne Sammlung von Kriza wurde nicht herangezogen, weil die vortreffliche englische Übersetzung von Jones und Kropf sie schon einem grösseren Kreise zugänglich gemacht hat. Die Nummern 9, 11, 15, 22, 26, 27, 37, 39, 40 sind schon früher in deutscher Übersetzung von G. Heinrich und A. Verbirs im 5., 6. und 7. Jahrgang der Ungarischen Revue [1]) erschienen. Durch die besondere Güte des Herrn Prof. Dr. G. Heinrich in Budapest war es mir gestattet, diese Übersetzungen der vor-

[1]) Ungarische Revue. Mit Unterstützung der ungarischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Paul Hunfalvy 1881—1883, von Paul Hunfalvy und Gustav Heinrich 1884—1895.

liegenden Sammlung einzufügen, wofür ich ihm auch an dieser Stelle meinen besten Dank ausspreche.

Die Übersetzung schliesst sich ganz eng an das Original an. Härten oder Unbeholfenheiten des Ausdrucks zu mildern, schien in einer Sammlung, die sich in den Dienst der Märchenforschung stellen will, durchaus unberechtigt.

Die Anmerkungen machen auf irgendwelche Vollständigkeit keinen Anspruch. Aus der Fülle des Materials wurden zur Vergleichung nur in deutscher Fassung vorliegende Märchen der benachbarten Völkerstämme herangezogen, also die der Deutschen Siebenbürgens und Österreichs, der Rumänen, Walachen, Armenier, Zigeuner, der Tschechen, Polen, Russen, Bulgaren, Litauer, Südslaven, Griechen und dazu die klassische Sammlung der Brüder Grimm. Dagegen blieben die deutschen, französischen und englischen Übersetzungen ungarischer Märchen unberücksichtigt.

Das vorliegende Werkchen erfuhr von verschiedenen Seiten Förderung und Unterstützung, für die ich allen Beteiligten meinen besten Dank sage. Einen ganz besonders herzlichen Dank schulde ich den Herren Prof. Dr. Johannes Bolte in Berlin, der allzeit mit Rat und That mir hilfreich zur Seite gestanden und namentlich in den Anmerkungen wertvolle Unterstützung gewährte, und Dr. Adolf Schullerus, ev. Pfarrer in Gross-Schenk (Siebenbürgen), der ausser der nachstehenden Einleitung auch wesentliche Zusätze zu den Anmerkungen gütigst beisteuerte. Zwei skandinavische Parallelen zu No. 27 hat, durch gütige Vermittlung von Herrn Prof. Dr. Bolte, der dänische Forscher Herr Dr. H. F. Feilberg beigetrager

Berlin, im Oktober 1901.

Elisabet Sklarek.

Geleitwort.

Dem Ersuchen, der nachstehenden Übersetzung ausgewählter ungarischer Märchen ein Geleitwort mitzugeben, folge ich gern. Denn ich sehe in ihr in der That eine wertvolle Bereicherung der deutschen Litteratur, in die damit ein gut Teil des reichen ungarischen Volkspoesieschatzes einverleibt wird. Es ist nicht der erste Versuch nach dieser Richtung, überhaupt nicht der erste Versuch, die ungarische Märchenpoesie den grossen Kulturnationen zugänglich zu machen. Noch unter dem unmittelbaren Eindruck der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm gab Georg v. Gaal 1822 einen Band ungarischer Märchen in deutscher Sprache heraus, an denen W. Grimm „den echten, oft trefflichen Grund“ rühmte. Umfangreicher war die Sammlung des Grafen Mailáth, die in zweiter Auflage 1837 in zwei Bänden bei Cotta in Stuttgart erschien. Doch waren diese Märchen wie die der Gaal'schen Sammlung von vornherein zum Zwecke der Übersetzung und Veröffentlichung aus dem Volksmunde aufgezeichnet worden und deshalb nicht frei von litterarischer Komposition geblieben. Erst die zu Ehren des Neubegründers der ungarischen Nationallitteratur, Karl Kisfaludy, gegründete Gesellschaft nahm auch

die Sammlung und Sichtung der ungarischen Volkspoesie in ihr Arbeitsgebiet auf und schuf dadurch auch für die Märchenforschung eine wissenschaftliche, zuverlässige Grundlage. Aus der ersten, von Joh. Erdélyi besorgten Sammlung der Kisfaludy-Gesellschaft übersetzte Georg Stier (1850, Berlin) „Ungarische Märchen und Sagen". Derselbe Autor veröffentlichte sodann, als aus dem Nachlass Georg v. Gaals noch mehr als ein halbes Hundert ungarischer Märchen herausgegeben worden war, eine deutsche Übersetzung auch dieser Nachlese: Ungarische Volksmärchen, nach der aus Georg v. Gaals Nachlass herausgegebenen Urschrift übersetzt. (Pesth, 1857.)

Seither, also seit mehr als 40 Jahren, ist keine deutsche Übersetzung ungarischer Märchen mehr erschienen, und doch kann man sagen, dass in diesen 40 Jahren erst der ungarische Märchenschatz gehoben worden ist. Der beste Kenner der ungarischen Märchen, L. Katona, verzeichnet in einem Aufsatz der „Ethnographia" (1894), dem wir diese Angaben entnehmen, seit 1860 mehr als 10 Originalsammlungen, darunter die zweite der Kisfaludygesellschaft (unter Leitung des feinsinnigen Dichters und Ästhetikers Paul Gyulai), die durch echten Volkston ausgezeichneten von L. Arany und J. Kriza, und endlich die durch ihren Reichtum und philologisch genaue Aufzeichnung hervorragende der Sprachzeitschrift „Magyar nyelvőr."

Aus diesem reichen Schatze hat nun Frl. E. Sklarek geschöpft, und der Vorzug ihrer Übersetzung ungarischer Märchen vor den Publikationen ihrer Vorgänger liegt ebenso in der ihr gebotenen Möglichkeit übersichtlicher Auswahl wie in der unbedingten Zuverlässigkeit der von ihr benützten Quellen. Das stellt die E. Sklareksche Auswahl gleichwertig neben die 1889 erschienenen Folk-Tales of the Magyars von Kropf und Jones, die hauptsächlich aus der ersten Sammlung der Kisfaludy-Gesellschaft (besorgt von J. Erdélyi) und

aus der Krizaschen Sammlung schöpfte, und weit über die französische Übersetzung ungarischer Märchen von Michel Klimo, (Contes et légendes de Hongrie, Paris 1898), die meist überarbeiteten und abgeleiteten Quellen gefolgt ist.

Den deutschen Leser wird schon in den hier ausgewählten ungarischen Märchen manches heimisch anmuten. Noch mehr würde ein Durchblättern der Originalsammlungen ihm zeigen, wie viele Züge, ja ganze Stücke dem deutschen und ungarischen Märchenschatz gemeinsam sind. In unserem Märchen vom „Glückes Glück" klingt der „Treue Johannes" durch, wir begegnen dem „Eisenhans", „Tischlein deck dich", dem „Klugen Hirtenbüblein", dem „Märchen vom Machandelboom", dem „Aschenputtel", dem „Märchen von der dunkeln Welt", dem „Tapfern Schneiderlein", den vielen lustigen Geschichten vom Wolf und Fuchs, ja sogar mancher Schildbürgererzählung auch in den ungarischen Märchen. Das besagt aber nicht, dass aus den modernen deutschen Märchensammlungen manche Stücke in den ungarischen Märchenschatz aufgenommen worden sind, sondern es bezeugt den gemeinsamen Litteraturstrom, der vom frühen Mittelalter an bis zur Neuzeit durch Europa gegangen ist und aus dem die ungarische volkstümliche Poesie ebenso geschöpft hat wie die deutsche. Der Versuch, den ungarischen Märchenschatz in grossen Zügen zu kennzeichnen, wird also vor allem in dem Nachweis zu bestehen haben, aus welchen Verästelungen jenes Litteraturstromes diese Märchen in den volkstümlichen Poesiebesitz der Ungarn geflossen sind. Dabei wird sich von selbst ergeben, inwieweit die Einformung und ausgestaltende Einfügung dieser von fremdher zugekommenen Erzählungsstoffe in den volkstümlichen Poesiebesitz, in der Vorliebe für besondere Motive ebenso wie in der Technik der Erzählung, spezifisch ungarisch volkstümlichen Kunstgeschmack bezeugt.

Eingeborne, uralte ungarische Märchen, die mythisch-

poetische Gebilde der heidnischen Zeit noch widerspiegelten – wie sie sich wenigstens in groben Umrissen noch jetzt bei den stammverwandten Finnen und Lappen finden — enthält der ungarische Märchenschatz nicht mehr. Sogar die doch das Volksgemüt gewiss tief bewegenden Erinnerungen aus der Zeit der Wanderung und Landnahme sind verklungen, nur mittelalterliche Chroniken verzeichnen den Stoff dieser Einwanderungssagen und bezeugen zugleich, dass sie eine Zeitlang lebender Besitz der Volkspoesie gewesen sind. Die durch König Stephan den Heiligen (997—1038) begonnene und durch Ladislaus I. (1077—1095) vollendete Christianisierung der Ungarn hat mit dem Heidentum auch zugleich die heidnisch-nationale Poesie ausgerottet und an ihre Stelle die christlich-antiken Kulturschöpfungen gesetzt.

Es wird darum nicht auffallen, wenn wir sehen, dass eine an Zahl reiche, vielleicht die grösste Gruppe der ungarischen Märchen ihre Quelle in der erbaulichen lateinischen Litteratur des Mittelalters hat, die auf verschiedenen Wegen zum geistigen Volkseigentum geworden ist. Die auffallend zahlreichen schönen Legenden von Christus, Maria und den Aposteln mögen durch die Predigt, durch wandernde Scholaren, und nicht zum geringsten Teil durch die Schule ins Volk gedrungen sein.

Aber auch direkte Übernahme aus litterarischen Quellen lässt sich nachweisen. Um in langer Kerkerhaft sich die Zeit zu vertreiben, übersetzte Johann Haller 1678—1682 mehrere lateinische Unterhaltungsbücher ins Ungarische und gab sein Werk 1695 unter dem Titel „Hármas História“ [Geschichte in 3 Teilen] heraus. Der mittlere Teil, dem der Übersetzer den Titel „Buch der Beispiele“ gab, ist eine nicht ganz wörtliche Übersetzung der unter dem Namen „Gesta Romanorum“ bekannten mittelalterlichen Sammlung von Erzählungen und Schwänken. Diese „Hármas História“ ist bis zum heutigen Tage noch das beliebteste Volksbuch unter den Szeklern Sieben-

bürgens und die zerlesenen Exemplare werden eifersüchtig als kostbares Familiengut aufbewahrt. Aus dem „Buch der Beispiele“ nun sind mehrere Erzählungen zu Volksmärchen umgewandelt und weiter verbreitet worden, nicht ohne dass dabei die oft nüchterne Lehrerzählung besondere volkstümliche Farbe und Lebensfülle erhalten hätte. So führt das auch in dieser Sammlung übersetzte Märchen „Der Pilger und der Engel Gottes“ die farblosere Vorlage aus, indem es in frischer, nationaler Gehässigkeit den geizigen Bauern, der die unbequemen Gäste in den Schweinekober steckt, zu einem Sachsen macht. Lehrreich für die Art der volkstümlichen Einformung und Ausgestaltung ist ein anderes Beispiel. In der „Hármas História“ wird erzählt, wie ihrer drei sich auf den Weg machen, zur Wegzehrung aber haben sie nur ein Weissbrötchen. Wenn sie es teilen, hat keiner etwas davon, deshalb beschliessen sie, sich schlafen zu legen und wer das Schönste träumt, dem solle das Brötchen sein. Während die anderen schlafen, erhebt sich der, der den guten Vorschlag gemacht hatte, vom Lager und isst das Brötchen auf. Am Morgen erzählen sie ihre Träume. Dem einen hat geträumt, er stünde an der Himmelsleiter, auf der die Engel auf und abstiegen; sie hätten auch seine Seele mit hinaufgeführt, und da hätte sie im Himmel die Heilige Dreieinigkeit und was sonst das Menschenauge nicht erblickt geschaut. Dem anderen hatten im Traume die Teufel die Seele aus dem Leibe gerissen und sie in die Hölle gestossen. Der dritte aber erzählt, ihm habe der Engel den einen Kameraden mitten unter den Freuden des Himmels gezeigt, den anderen in der Hölle, bei Brot und Wein, und da er so erfahren habe, dass er seine Kameraden nicht mehr sehen werde, habe er, während sie schliefen, das Weissbrot gegessen. Zum ungarischen Märchen umgewandelt, hat nun diese Erzählung folgende Ausgestaltung erhalten. Ein Zigeuner [im ungarischen wie im rumänischen Märchen der Typus des verschlagenen und doch

meist betrogenen Burschen] und sein ungarischer Gevatter gehen fischen. Sie fischen den ganzen Tag, ohne etwas zu fangen. Abends suchen sie im Gebüsch dürres Holz, um sich, bevor sie sich schlafen legen, wenigstens ein wenig zu wärmen. Wie sie so dürres Holz suchen, rauscht etwas im Gebüsch, und sie erwischen ein junges Ferkel. Sie zünden ein gutes Feuer an und rösten das Ferkel gut braun. Da spricht der Ungar: „Kamerad! wenn wir diesen Bissen von einem Ferkel zu zweit essen, gluckst es keinem von uns beiden im Magen. Schlechter, als wenn wir nichts gegessen hätten! Ich meine, es ist klüger, nur einer isst es und wird wenigstens satt davon, dass nicht beide hungern müssen. Wir legen uns nieder und schlafen, und wenn wir aufwachen, soll der das Ferkel haben, der am schönsten geträumt hat.“ Der Zigeuner ist es zufrieden. Er denkt sich, na, dem dummen Ungarn will ich schon was erzählen, wie es nicht einmal sein Grossvater gehört hat. Im nächsten Augenblick ist er schon eingeschlafen, der Ungar aber macht sich über das Ferkel her, isst es bis auf den letzten Bissen auf und legt sich nun beruhigt nieder. Am anderen Morgen frühe erwacht der Zigeuner vor Hunger und weckt auch den Ungarn auf. „Also, was hast du geträumt, Gevatter?“ „Joi, ich habe etwas so Schönes geträumt; ich habe im Traum eine grosse Leiter vom Himmel bis zur Erde herabreichen gesehen, und die Engel gingen darauf auf und nieder. Auch mich haben sie so lange gerufen, bis ich in den Himmel hinaufstieg, und dort habe ich mit dem Herrn Jesus Christus das Nachtmahl gegessen.“ „Eben sah ich dich,“ fällt der Ungar ein, „wie du hinaufkrochst und dich zum Nachtmahl niedersetztest. Da dachte ich, wem es so gut geht, der kommt nicht wieder zurück, und habe deshalb das Ferkel allein aufgegessen.“ Umsonst jammert nun der Zigeuner, warum habe er ihm nicht wenigstens ein Stückchen vom Ohr übrig gelassen.

Eine zweite Gruppe von ungarischen Märchen wurzelt in der anderthalbhundertjährigen Herrschaft der Türken

in Ungarn (seit der Schlacht von Mohács 1526). Wer die Inhaltsregesten der von Ignácz Kúnos [1887 und 1889] gesammelten osmanisch-türkischen Märchen durchblättert, findet verwandte Züge und Ausführungen, die nicht aus einer erfabelten türkisch-magyarischen Urverwandtschaft, sondern aus diesem langdauernden, gemeinsamen Kulturleben zu erklären sind. Die ganze persisch-türkische Märchenwelt der Feen, der guten und bösen Geister, ist damals in den ungarischen Märchenschatz eingezogen. Die guten Geister, die peri, allerdings, ebenso wie die bösen, die dev, die sich in Könige, Prinzessinnen, Tiere umwandeln, um die Märchenhelden zu schützen oder zu schädigen, sind im ungarischen Märchen meist zu gewöhnlichen Menschen und Tieren geworden, aber ihr Wohnort in Zaubergärten und Wäldern, an Quellen und Brunnen lässt noch ihre Feennatur erkennen. Reisen in die weite Ferne, um wundersame Früchte und Kostbarkeiten, Heilkräuter und Lebenselexir heimzuholen, die Erwerbung der schönsten Königstochter zur Braut, Auszug auf schreckhafte Abenteuer, dabei auch etwas leichtere Ehestandsgeschichten, wie der Gatte zu betrügen oder ein missliebiger Anbeter zu prellen sei, sind die immer wiederkehrenden Themen dieser Märchen. Da bittet die Tochter ihren Vater, ihr von der Reise „sprechende Trauben, lachende Äpfel, singende Pfirsiche“ mitzubringen, und endlich, nachdem ein Königssohn in Gestalt eines Schweines ihrem Vater geholfen, sinkt sie im Zaubergarten jenem an die Brust. „Reiss mich ab,“ sprechen die Trauben, die Äpfel lachen von den Bäumen herab, und durch den ganzen Garten geht ein Singen und Klingen, vom singenden Pfirsichbaum her. In den entsprechenden türkischen Märchen von den singenden Früchten, von lachenden und weinenden Äpfeln, von sprechenden Orangen sind die Zaubergärten von Drachen und Löwen bewacht, und nur mit Hilfe der guten und bösen Geister gelingt es dem Märchenhelden in sie einzudringen. Von den hier aufgenommenen

und übersetzten Märchen gehört etwa „Schön Ilonka“ (No. 5), das gerade mit türkischen Varianten nahe verwandt ist, und „Feenprinzessin Goldhaar“ (No. 11) in diese Gruppe.

Eine dritte Gruppe bilden die Märchen rumänischen und slowakischen Ursprungs, die in dieser Vermittlung teils in den klassisch-antiken Fabel- und Novellenschatz, teils in altslavische Heldendichtung zurückreichen. In keines Volkes volkstümlicher Litteratur, — auch in der italienischen und griechischen nicht — ist der reiche Schatz der aus altmythischen Quellen geflossenen spätantiken Novellendichtung so treu und so unmittelbar von mythischer Anschauung durchsetzt erhalten, als in den rumänischen Märchen. Wo sich Parallelen zwischen diesen und den Märchen der mitwohnenden Bevölkerung finden, tragen die rumänischen überall den alten mythisch gesättigten Inhalt, dessen Zusammenhänge mit der antiken Volksdichtung oft greifbar hervortreten, während die verwandten Märchen der mitwohnenden Völker diese Züge verflüchtigen, in dieser Abschwächung die Entlehnung und Umformung bezeugend. So auch in all den ungarischen Märchen, die in wechselnden Gestaltungen das „Amor und Psyche“-Motiv wiederholen, oder von den in Bäume verwandelten oder aus Bäumen erwachsenen Märchenhelden erzählen, von den Irrfahrten der Helden bei Sonne, Mond und Abendstern, von der Verwandlung in Tiere und Erlösung durch liebende Treue und Ausdauer. Der Weg, auf dem diese Märchen in die ungarische Volkspoesie gekommen sind, ist leicht aufzufinden. Die Hauptgelegenheit zum Märchenerzählen im ungarischen Volksleben ist neben der Spinnstube die Zeit des Maisschälens. Wenn im Spätherbst in der geräumigen Vorhalle des Edelhofes oder in der Scheune die Berge von Maiskolben aufgehäuft sind, versammeln sich, von Nachbar zu Nachbar eingeladen, an den langen Abenden Gesinde und helfende Freunde zum Abschälen des Mais. Da spinnt sich ein Märchen an das andere. Berühmte Märchen-

erzähler werden von weither eingeladen und besonders bewirtet. Da wechselt denn in den national gemischten Gegenden leicht die Sprache der Unterhaltung. Wenn dem ungarischen Nachbar der Faden ausgegangen ist, setzt der rumänische oder slowakische Arbeiter ein — auch in den siebenbürgisch-deutschen Dörfern sind beim Maisschälen die rumänischen Helfer die beliebtesten Märchenerzähler — und so überfliegt das Märchen die nationale und sprachliche Grenze. Als Beispiel diene unter den hier übersetzten Märchen No. 4 „Die Schlangenhaut" und No. 12 „Der goldbärtige Mann". Das Märchen von „Halb-Schlange-halb-Mensch" hat noch trotz der stilistischen Angleichung an die Märchen türkisch-persischen Ursprunges viel vom antik-mythischen Grundstock beibehalten; aber wie auffallend schlichter und reiner tritt doch dieser Grundstock in den rumänischen Varianten des Märchens hervor, in denen der mythische Untergrund, die Geburt des Sonnensohnes, unter der märchenhaften Umkleidung noch deutlich hervorschimmert. Dem „goldbärtigen Mann" entspricht im Rumänischen der „Blumenkönig", der schon in dem Namen seinen Ursprung aus den antiken Baumseelenmärchen verrät. Auf slowakischen Ursprung möchte ich die weitausgesponnenen Kampf- und Schlachtenmärchen zurückführen, namentlich die, in denen der weissagende Rat dem Helden die Hilfe bringt. Doch mag hier auch viel eigener nationaler Einschlag dazwischen sein. Jedenfalls stehen sie dem kühnen Reitersinn des Ungarn am nächsten.

Eine vierte und fünfte Gruppe endlich bilden die Märchen der „verabschiedeten Soldaten" und die im Lande selbst entstandenen Streitmärchen, zu denen die Reibungen der zusammenwohnenden Nationalitäten den Stoff geben. Der verabschiedete Soldat, zumal in früheren Jahrzehnten, als sich die Dienstpflicht der zum Militär „Eingefangenen" auf 8 bis 10 Jahr erstreckte, ist der Bramarbas in der dörflichen Gesellschaft.

Er erzählt von seinen weiten Reisen, den Städten und Völkern, die er gesehen, von Schlachten, die er mitgemacht hat, vor allem von den Ehrungen, die ihm selbst um seiner Tapferkeit willen angethan worden sind; wie er am Zaun der Hofburg sein Pferd angebunden, der König ihn mit herzlichem Handschlag willkommen geheissen, die Königin ihm sofort den Schnaps warm gemacht und ihm aus der Kammer von der dicksten Speckseite ein Stück abgeschnitten und mit weichem Weissbrot vorgesetzt habe; wie sie sich beide eindringlich nach seinen Erlebnissen und zumal nach seinen Absichten für die Zukunft erkundigt hätten, ob er nun in seinem Heimatdorfe sich wieder niederlassen, ob er heiraten werde, und wen, oder ob er auf seine alten Tage bei ihnen in der Hofburg bleiben wolle. Aus den Kasernen und Feldlagern bringt der „verabschiedete Soldat" auch einen Haufen anderer Erzählungen mit, oft kaleidoskopartig zusammengesetzt aus verschiedenen Splittern, darunter Trümmer der „Volksbücher" aber auch recht moderne Räubergeschichten. Kennzeichnend dabei ist für alle durch den Mund des „verabschiedeten Soldaten" gehenden, vielfach schwankartigen Märchen, dass er selbst in ihnen als deus ex machina auftritt, den entscheidenden Rat giebt, das Problem löst oder den lachenden Philosophen gegenüber der Thorheit der Welt darstellt. [Vgl. den Schluss zu Nr. 31.] Wo es nur angeht, ist er selbst der vielgewandte Held des Märchens. So gelangt er einmal in die Hölle und befreit dort 99 Seelen. Er verwandelt sie in Lämmer und treibt sie vor sich her der Himmelsthüre zu. Vor der Thüre will Sankt Peter die Lämmer hereinlassen, ihn aber nicht. Es gelingt ihm jedoch zwischen den Lämmern durchzuschlüpfen, und nun lässt er sich auf keine Weise mehr hinaustreiben. Schliesslich verwandelt Gott seinen Leib in Staub und lässt diesen vom Wind hinauswehen, seine Seele aber stellt er als Schildwacht vor die Himmelsthür, mit dem Befehl, ohne Auf-

trag Sankt Peters niemand hineinzulassen. Der Soldat kümmert sich jedoch nichts darum und fragt jede anlangende Seele zuerst: „Bist du Soldat gewesen?“ Und wenn sie ja sagt, lässt er sie sofort hinein, nur die übrigen meldet er bei Sankt Petrus an. Deshalb jagt man ihn auch von hier fort, und seither spaziert er im Paradies herum, da man mit ihm nicht zum Strich kommen kann.

Die ungarischen „Nationalitätenmärchen“, wie man die letzte Gruppe nennen könnte, suchen, oft mit treffend scharfem Witz, die als typisch aufgefassten Charaktereigenschaften der einzelnen im Lande zusammenwohnenden Völker im Spiel und Gegenspiel eines freierfundenen, gewöhnlich an alte Legenden angelehnten Geschehnisses zu entwickeln. So ist der Ungar der feurige Hitzkopf, der gleich mit dem Schwerte dreinschlagen will; der Szekler wird im Gegensatz zu ihm schwerfällig, schwer von Begriff, dabei aber gutmütig und friedfertig geschildert. Der Deutsche ist der Vorsichtige, umständliche Paragraphenmensch; mit seinen schweren Stiefeln ist er bei der Austeilung der Sprachen zu spät gekommen und hat deshalb aus dem Sprachtopf Gottes nur den zusammengescharrten Rest erhalten. Der Rumäne ist weich und feig, voll Devotion gegen den „hohen Herrn“, der Slowake immer hungrig. Der Zigeuner der Bruder Lustig, der gern die anderen betrügen möchte, aber dabei immer der Betrogene bleibt. Eine solche Gegenüberstellung der drei Nationalitäten enthält No. 40 „Die drei Erzengel“, ein anderer Schwank hebt die Charakterunterschiede noch schärfer hervor. Als unser Herr Christus am Kreuze hing, traten die Nationen in Siebenbürgen zusammen, um zu beraten, wie sie den Heiland befreien könnten. Der Ungar zog das Schwert: „Drauf los! Wir wollen ihn schon von den römischen Soldaten heraushauen.“ „Das nicht“, sagte der bedächtige Deutsche, „wir wollen lieber eine Bittschrift an den Herrn Landpfleger einreichen, vielleicht giebt

er uns ihn frei.“ Der Rumäne meinte: „Warten wir die Nacht ab, bis die römischen Wachen eingeschlafen sind, dann stehlen wir ihn vom Kreuze.“ Der Zigeuner schmunzelte: „Das habe ich schon gethan, während ihr hier miteinander berietet.“

Die Märchen wandern leichtfüssig von Land zu Land. Von Indien nach Europa, aus den Mittelmeerländern nach dem Norden ist ihnen der Weg nicht zu lang geworden. Wo sie aber Wurzel fassen, da erwerben sie sich völliges Heimatsrecht. Das erkennt man auch an den ungarischen Märchen. Wie der mittelalterliche Maler hier Christus auf der Hochzeit zu Kana in Husarenuniform mit Kalpak und Säbel darstellt, so haben auch die Märchen, wes Ursprungs sie immer sind, völlig das Kostüm und auch das innere Leben des ungarischen Volkes angenommen. Die weite Ebene, die Berge, die Flüsse tragen heimischen Namen, kein Zug im Märchen wird so hervorgehoben als gutmütige Hilfsbereitschaft, Gastfreundschaft, entschlossene Kühnheit. Bei einem armen, ungarischen Hirten auf der Schafhirtentanya kehren Christus und Petrus ein und segnen ihn mit Herdenreichtum, da er ihnen gastfreundlich das einzige Lamm geschlachtet und vorgesetzt hat, das ihm und nicht seinem Herrn gehört. In einer Heideschenke des Alfölds erlebten Christus und Petrus die vielerzählte Geschichte, dass zuerst Petrus am Ende der Lagerstatt lag und hier von den Husaren, die sich Zigeunermusik aufspielen liessen, geknufft wurde, darauf sich an das andere Ende legte und hier nun von den Husaren, da sie der Meinung waren, der andere habe jetzt genug ausgehalten, noch einmal seinen Teil erhielt. Der alte Schwank von den drei Brüdern, die nichts anderes sagen konnten als „wir drei Brüder“, „um einen Käs“, „das ist recht“, ist hier drei armen, verhungerten Slowaken passiert, die nach Ungarn kommen, wo, wie sie gehört haben, die Zäune aus Würsten geflochten sind, und die zu ihrem Unglück nur diese drei Sätze ungarisch gelernt haben.

Es sind hier als Beispiele für die energische Apperception der fremden Erzählungsstoffe in die eigene Lebensumgebung mit Absicht Märchen heiteren Inhaltes ausgewählt worden. Die Freude am harmlosen Spass kennzeichnet die ungarischen Märchen, im Gegensatz zur ungarischen Volkslyrik und -Epik, die durchwegs tiefe Leidenschaft in schwermütige Färbung taucht. Entsagung, unerfüllbare Sehnsucht klingt in den ungarischen Volksliedern durch, glückliche Lösung, heitere Aussicht nach schreckhafter Schürzung des Knotens in den Märchen. Es liegt dies zum Teil schon im Wesen des Märchens selbst. Sage, Ballade, Volkslied lassen eindrucksvolle, also meist schreckhafte, schmerzliche Erlebnisse des Volkslebens und Einzelgemütes künstlerisch ausklingen, das Märchen dagegen ist freies Spiel der Phantasie; sein einziger Zweck ist, zu unterhalten und zu ergötzen, und darum wird in ihm von vornherein ein glücklicher oder zumindestens heiterer Ausgang verlangt und vorausgesetzt. Aber hier kommt noch ein landschaftlicher Gegensatz hinzu. Balladen, Volkslieder sind Kinder der unabsehbaren, das Volksgemüt schwer bedrückenden Puszta, die Märchen haben ihre eigentliche Heimat in den freundlichen Berggeländen, namentlich in den Szeklerthälern der Csík und Háromszék. Hier haben vor allem die Tiermärchen ihre alte satirische Spitze abgestreift und sind, vermehrt durch zahlreiche tierlautmalende Originalschöpfungen, zu wahren Kabinetstückchen volkstümlichen Humors geworden. In geistvoller poetischer Bearbeitung hat Paul Gyulai daraus edle Perlen der ungarischen Kunstdichtung geschliffen.

Dieser sorglos heitere Ton der ungarischen Märchen zeigt sich auch in der Erzähltechnik. Echte Volksmärchen, wie sie gegenwärtig phonographisch genau allenthalben aufgenommen werden, haben für gewöhnlich eine gewisse stilistische Härte und Unbeholfenheit. Hauptsätze werden polysynthetisch aneinander gereiht; nebensächliches wird ausgelassen, das ganze

Interesse drängt dem Ausgang der Geschichte zu. Das ungarische Märchen ist, auch wo es aus der Volksmasse und nicht nur aus dem Munde berufsmässiger Märchenerzähler geschöpft wird, wortreicher. Ein gewisser volltönender oratorischer Schwung, der der ungarischen Sprache überhaupt eigen ist, dazu die Kunst, verwickelte Verhältnisse und Beziehungen in langausgesponnener Erzählung zu klären und zu lösen, macht sich geltend. Daher sind auch die Eingangsformeln und Schlusswendungen breit angelegt und beziehungsreich. Das deutsche Märchen beginnt gewöhnlich nur „Es war einmal", das rumänische bedeutungsvoller: „Es war einmal . . . und wenn's nicht gewesen wäre, so hätte ich's auch nicht erzählt, also es war einmal . . ."; das ungarische Märchen schiebt einen bei sogenannten Hochzeitspredigten üblichen alten Schulmeisterwitz ein, der als Textgrundlage gern den Apostel Stoika (oft vorkommender rumänischer Familienname) „vom Stalleck bis zum siebenten Dachsparren" citiert, und verlegt den Schauplatz nicht nur in die weite Ferne, jenseits des Operenzmeeres (Ocean), über 7 mal 7 Reiche hinaus (meist in Märchen des Alföldes, der Tiefebne), „jenseits des Glasberges", „über 7 mal 7 Eisbergen" (in Szeklermärchen), sondern bestimmt ihn genauer „auf der zusammengefallenen Seite eines zusammengefallenen Ofens", „wo das Ferkel mit dem kurzen Schwanz den Berg durchgräbt", oder „wo auf dem kahlen Suche-nicht- und Hund-frage-nicht-danach-Berge sieben schlanke Weidenbäume stehen". Denselben neckischen Humor zeigen auch die formelhaften Schlüsse der ungarischen Märchen. Wenn nach langen Verwicklungen und unüberwindbar scheinenden Hindernissen endlich die beiden Liebenden sich gefunden haben, dann klingt wohl das Märchen in getragenem Pathos aus: „Hier bleibe ich bei dir, Grabscheit, Hacke und die grosse Glocke (Totenglocke) nur sollen mich von dir scheiden"; der biedere Szekler aber schliesst das Märchen, als handgreiflichen Beweis

der Realität des Märchenhelden: „Morgen werden sie bei euch zu Gaste sein“, oder auch vorsichtiger: „Soweit geht mein Märchen, vielleicht ist's auch wahr gewesen“. Nur wo es sich um eine tolle Geschichte handelt, die kaum „dem Gehege der Zähne entflohn“ um ihrer inneren Unhaltbarkeit willen in der Luft zu zerstieben droht, muss zum Schluss die Aufforderung erhoben werden: „Die Mär ist aus, lauf, fang sie ein!“

Nicht die Gedankenwelt der ungarischen Märchen, die nicht wesentlich verschieden ist von der anderer Märchen, verleiht ihnen ihren eigenen Reiz, sondern das heimische Gewand, der Pulsschlag des innern Lebens, die Einformung und Einfühlung in das Gemütsleben des ungarischen Volkes. Sie bilden deshalb eine in sich abgeschlossene Gruppe des internationalen Märchenschatzes. Auch in der Übersetzung tritt dieser eigene Charakter deutlich wahrnehmbar hervor, und die hier gebotene Auswahl wird deshalb eine willkommene Gabe sein, ebenso der vergleichenden Märchenforschung, der hier bedeutende neue Typen und Varianten zur Verfügung gestellt werden, wie dem grösseren Publikum, das durch sie einen unmittelbaren Einblick in ungarisches Volksleben und Volksfühlen erhält.

Gross-Schenk, Oktober 1901.

A. Schullerus.

1. Der Königssohn, der sich nach der Unsterblichkeit sehnte.

Es war einmal, ich weiss nicht wo, jenseits von siebenmal sieben Königreichen und noch weiter, auch jenseit des Operenzmeeres, auf der zusammengefallenen Seite eines zusammengefallenen Ofens, in der siebenundsiebzigsten Falte eines Altweiberrockes ein weisser Floh. In dessen mittelster Mitte war eine glänzende, königliche Stadt; in der Stadt aber wohnte ein ältlicher König, der hatte einen einzigen, vielversprechenden Sohn. Um es kurz zu sagen: auf diesen Sohn setzte der König grosse Hoffnungen; darum liess er ihn in allen Wissenschaften unterweisen; dann schickte er ihn in fremde Länder, damit er etwas sehe, höre und erfahre.

Mehr als ein Jahr war der Königssohn nun schon dort herumgereist, als er schliesslich auf seines Vaters Wunsch heimkehrte. Aber auf den vielen Wanderungen hatte der Königssohn seine Natur ganz geändert; er war nachdenklich und traurig geworden. — Das machte den König ganz stutzig, und er sann nach, was wohl die Ursache dieser grossen Veränderung sein könnte. Er sprach jedoch zu niemandem davon; nur in sich brütete er darüber, bis er auf den Gedanken kam, der Königssohn sei sicherlich verliebt, darum sei er so nachdenklich.

Da geschah es einmal, dass der König mit dem Königssohn selbander im Speisesaal der königlichen Residenz war; da nahm der König seinen Sohn beim Arm, führte ihn in das Nebenzimmer, das war ganz voll mit allerlei schönen Mädchenbildern, und sprach zu ihm:

„Mein lieber Sohn, du bist sehr missmutig. Es wäre gut, wenn du heiratetest. Sieh, in diesem Zimmer sind alle Kaiser-, Königs- und Fürstentöchter abgemalt; du kannst nach deinem Gefallen wählen. Welche am meisten nach deinem Herzen ist, die nimm dir zur Gemahlin! Nur lass mich dich besserer Laune sehen!“

„Ach, mein lieber königlicher Vater,“ erwiderte der Königssohn, „weder Liebe noch Heiraten bekümmern mich. Aber der Gedanke macht mich traurig, dass alle Menschen, auch die Könige, einmal sterben müssen. Deshalb möchte ich ein Reich auffinden, wo der Tod keine Macht hat. Auch bin ich fest entschlossen, und sollte ich mir auch die Füsse bis zu den Knieen ablaufen, so lange will ich wandern, bis ich es finde.“

Der alte König wandte alles auf, seinen Sohn von seinem Vorhaben abzubringen; er sagte ihm, das sei unmöglich. Er erzählte ihm, dass er schon fünfzig Jahre dieses Landes König sei, immer zufrieden und glücklich gelebt habe, und zugleich bot er seinem Sohne an, dass er ihm auch das Königreich übergeben wolle; nur möge er wieder guter Dinge sein und daheim bleiben. Aber der Königssohn blieb fest bei seinem Vorsatz. Am andern Morgen band er ein Schwert an die Seite und machte sich auf die Reise.

Als er schon seit mehreren Tagen aus seines Vaters Reich gewandert war und so auf der Strasse schlenderte, sah er von weitem einen riesengrossen Baum, als wenn da in seinem Wipfel ein grosser Adler schwebte. Er trat näher an den Baum; da sah er, dass wirklich ein grosser Adler in dem

Wipfel dieses grossen Baumes die Äste tüchtig rüttelte und die Zweige nach allen Seiten auseinander trieb.

Wie er noch darüber staunt, überlegt sich's der Adler, lässt sich neben dem Königssohn nieder, schlägt einen Purzelbaum; da wird er zu einem König und fragt den erstaunten Königssohn:

„Worüber wunderst du dich, Brüderchen?"

„Nun wahrhaftig, ich wundere mich," entgegnet dieser, „warum du dieses grossen Baumes Wipfel rüttelst."

Darauf sagt der Adlerkönig:

„Siehst du, ich bin dazu verdammt, dass weder ich noch einer von meiner Sippschaft sterben darf, bis ich diesen Baum hier mit der Wurzel ausgerüttelt habe. Aber es ist schon Abend; heute arbeite ich nicht weiter, sondern gehe nach Hause, und auch dich werde ich gern als Gast zur Nacht in meinem bescheidenen Hause sehen." Der Königssohn schlug ein, und sie spazierten zusammen zur Residenz des Adlerkönigs. Nun hatte aber der Adlerkönig eine wunderbar schöne Tochter; die empfing ihren Vater und den königlichen Gast und liess sogleich den Tisch decken und versorgte sie mit Abendbrot. Während des Nachtmahls fragte der Adlerkönig unter anderen Gesprächen den reisenden Königssohn, was das Ziel seiner Reise sei. Der Königssohn eröffnete ihm darauf, dass er just so lange umherreisen wolle, bis er ein Reich gefunden, wo der Tod keine Macht habe.

„Nun, lieber Bruder," sagte der Adlerkönig, „da bist du gerade an den rechten Ort gekommen. Hörtest du nicht, dass weder über mich noch über einen meiner Sippschaft der Tod irgendwelche Macht hat, bis ich jenen grossen Baum mit Stamm und Wurzel ausgerüttelt habe? Bis dahin werden wohl sechshundert Jahre verstreichen. Heirate meine Tochter, und hier bei mir könnt ihr dann lang genug leben!"

„Ach, lieber Herr Bruder König, das wäre alles ganz schön;

aber nach sechshundert Jahren müssen wir dann doch sterben. Ich dagegen will einen Ort auffinden, wo der Tod niemals Macht haben wird!“

Auch die Königstochter hiess ihn bleiben; denn sie waren schon vertraut mit einander geworden; aber auch sie konnte ihn auf keine Weise zum Bleiben bewegen. Schliesslich gab sie ihm, damit er nicht ohne ein Andenken wieder von ihr gehe, ein Kästchen, auf dessen innerem Boden ihr Bild gemalt war, und sagte ihm:

„Nun, du Königssohn, da du doch keinesfalls bei mir bleibst, so nimm dieses Andenken! Ihm ist diese Kraft zu eigen: wenn du auf deiner Wanderschaft müde wirst, öffne das Kästchen, schaue mein Bild an, und du kannst reisen, wie es dir einfällt; wenn du willst, in der Luft, wenn dort der Wind zu scharf geht, auf der Erde, wie der schnelle Gedanke oder wie der schnelle Wirbelwind.“

Der Königssohn bedankte sich für das Kästchen und steckte es in die Tasche. Anderntags nahm er Abschied vom Hause des Adlerkönigs und setzte seine Reise fort.

Eine Weile war er auf der Landstrasse gegangen; aber nach einiger Zeit begann er müde zu werden, und das Kästchen fiel ihm ein; er zog es nun hervor, öffnete es und schaute das Bild der Königstochter an und dachte bei sich: „Könnte ich dahineilen wie der schnelle Wind oben in der Luft!“ und sofort wurde er emporgehoben und eilte dahin wie der schnelle Wind.

Als er eine gute Strecke zurückgelegt hatte und oberhalb eines riesig grossen, hohen Berges dahineilte, sah er, dass ein kahlköpfiger Mann mit Spaten und Haue Erde vom Gipfel des Berges in einen Korb lud und abwärts trug. Der Königssohn hält an und wundert sich darüber. Der kahlköpfige Mann hält auch an und fragt den Königssohn: „Worüber wunderst du dich, Bruder?“

„Nun wahrlich, ich wundere mich, wohin Ihr diesen Korb mit Erde von hier tragen mögt!“

„Ach, lieber Bruder,“ sagt der Alte, „ich bin dazu verdammt worden, dass weder ich noch jemand aus meiner Familie sterben kann, bis ich den grossen Berg mit diesem Korb abgetragen und den Platz hier eben gemacht habe. Aber es wird schon Abend; heute arbeite ich nicht mehr.“ Damit schlug er einen Purzelbaum, und aus ihm wurde ein kahlköpfiger König, der trat zu dem reisenden Königssohn und lud ihn ein, bei ihm zu übernachten. Sie gingen zusammen zur Residenz des kahlen Königs; der hatte nun aber eine noch hundertmal schönere Tochter wie der vorige; die empfing sie herzlich und versorgte sie geschwind mit einem Nachtmahl. Während des Nachtmahls befragte der kahle König den reisenden Königssohn, wie lange er umherreisen wolle, worauf der Königssohn wiederum antwortete, dass er so lange umherreisen wolle, bis er ein Reich finde, wo der Tod keine Macht habe.

„Da kommst du gerade an den rechten Ort,“ sagt auch der kahle König. „Denn wie ich dir sagte, bin ich dazu verdammt worden, dass weder ich noch einer meiner Familie sterben kann, bis ich jenen grossen Berg ganz abgetragen habe; bis dahin werden wohl achthundert Jahre vergehen. Heirate meine Tochter; soviel sehe ich ohnehin, dass ihr euch zusammen nicht langweilt, und achthundert Jahre lang könnt ihr genug leben.“

„Allerdings“; sagt der Königssohn, „aber ich will dorthin gehen, wo der Tod niemals Macht haben wird.“

Damit stand er auf, und nachdem er gute Nacht gesagt hatte, ging er in sein Schlafzimmer. Am andern Tag standen alle sehr früh auf; die Königstochter bat den Königssohn aufs neue, zu bleiben; aber er blieb durchaus nicht. Damit der Königssohn nicht ohne jedes Andenken fortgehe, gab sie ihm einen goldenen Ring, der hatte die Kraft,

wenn sein Eigentümer ihn am Finger drehte, so war er sofort dort, wo er zu sein wünschte. Der Königssohn nahm den Ring, bedankte sich dafür, und dann nahm er Abschied und machte sich wieder auf den Weg.

Eine Weile war er auf der Landstrasse gegangen, da kam ihm der geschenkte Ring in den Sinn; er drehte ihn also an seinem Finger und dachte bei sich, dass er just am Ende der Welt sein möge. Er schliesst die Augen, und wirklich, in einem Augenblick, als er die Augen öffnet, ist er inmitten einer prächtigen, königlichen Stadt und geht in ihren Strassen auf und ab. Er sah viele Menschen in sonderbarer Kleidung und von sonderbarer Gestalt; in siebenundzwanzigerlei Sprachen versuchte er mit ihnen zu reden; denn so viele Sprachen kannte der Königssohn; aber niemand antwortete ihm auf eine. Das bekümmerte ihn; denn was sollte er hier thun, wo er sich mit niemandem unterhalten konnte! Er spaziert solange umher in seinem Kummer, bis er auf einmal einem so gekleideten Menschen begegnet, wie sie in seinem eigenen Lande zu gehen pflegen; er spricht ihn in seiner eigenen Sprache an; der kann auch wirklich darauf antworten. Zu allererst fragt er ihn also, was dies für eine Stadt sei. Der Mann setzt ihm auseinander, dass dies die Hauptstadt vom Lande des Blauen Königs sei; aber der König selbst sei tot, es sei nur eine liebe, schöne Königstochter da, und die herrsche über sieben Reiche; denn von dem ganzen Königshause sei niemand anderes mehr da. Der Königssohn war mit dieser Auskunft zufrieden und fragte den Mann, ob er ihm die königliche Residenz weisen könne.

„Von Herzen gern," sagte der Mann und führte den Königssohn zur Residenz und verabschiedete sich dort von ihm. Der Königssohn betrat die Residenz, und da sass die Prinzessin auf den Stufen der Residenz, stickte goldglänzende Nebelschleier, und der Königssohn ging gerade auf sie zu. Die

Prinzessin aber stand von ihrem Sitzplatz auf, und da sie erkannte, dass der Königssohn kein Alltagsmensch war, führte sie ihn in den Palast und nahm ihn dort wie einen Fürsten auf. Nach mancherlei Gesprächen, als die Prinzessin das Vorhaben des Königssohns erfahren hatte, bat sie ihn, dass er bei ihr bleiben und ihr Gefährte in der Regierung werden möge; jedoch der Königssohn erklärte, dass er sich nur in dem Reich niederlassen wolle, wo der Tod keine Macht habe. Da nahm die Prinzessin den Königssohn beim Arm, führte ihn an die Thür eines Nebenzimmers, und siehe! so voll gesteckt mit Nähnadeln war der Fussboden jenes Zimmers, dass auch nicht eine mehr hätte hineingesteckt werden können.

„Nun, du Königssohn," sagt nun das Fräulein, „siehst du diese zahllosen Nähnadeln? Ich bin dazu verdammt, dass weder ich noch jemand, der zu meiner Familie gehört, sterben kann, bis ich diese vielen Nadeln nicht aufgebraucht, beim Nähen abgenutzt habe. Bis dahin werden aber tausend Jahre verstreichen; wenn du bei mir bleibst, können wir bis dahin genug leben und regieren."

„Allerdings"; sagt der Königssohn, „aber nach tausend Jahren müssen wir dann doch sterben; ich hingegen suche ein Reich, wo der Tod niemals Macht hat."

Die Nebelschleier stickende Prinzessin gab sich Mühe genug, den Königssohn von seinem Vorhaben abzubringen; schliesslich erklärte er, dass er nicht bleiben, sondern seine begonnene Reise fortsetzen werde. Da trat die Prinzessin zum Königssohn und sprach also zu ihm:

„Da ich dich auf keine Weise zurückhalten kann, so empfange von mir zum Andenken eine kleine goldene Gerte; die hat die Kraft, dass sie sich im Notfall in das verwandelt, in was du sie verwandelt denkst."

Der Königssohn bedankte sich für das Geschenk der

Prinzessin, steckte es in seine Tasche; darauf nahm er Abschied von ihr und machte sich aufs neue auf den Weg.

Kaum war er aus der Stadt gelangt, so stiess er dort auf einen grossen Strom; aber er sah, dass am jenseitigen Ufer die Fensterladen des Himmels schon heruntergelassen waren und man nicht weiter gehen konnte; denn dort war das Ende der Welt. Er ging also am Flussufer aufwärts, und wie er ein Weilchen aufwärts geschritten war, fiel ihm auf einmal eine strahlende Königsburg in die Augen, die über dem Wasser in der Luft schwebte; aber trotz allen Umherspähens sah er weder einen Weg noch eine Brücke dorthin, welche sie mit dem festen Land verbunden hätte; und doch hätte er so gern die strahlende Burg in Augenschein genommen. Da fällt ihm plötzlich die goldene Gerte ein, die er von der Nebelschleier stickenden Prinzessin bekommen hatte; er zieht sie hervor und wirft sie auf die Erde mit dem Gedanken: Möge aus ihr ein Steg hin zur strahlenden Königsburg werden! Und sofort wurde aus der Gerte ein goldner Steg hin zur strahlenden Königsburg. Der Königssohn säumte nicht lange; er sprang auf den goldenen Steg und ging auf ihm hinüber zur Burg; — aber wie er in das Thor der Burg tritt, da bewachen es die allerseltsamsten Wundertiere, wie er ihresgleichen noch niemals gesehen hatte. Er erschrickt und ruft seinem Schwert zu: „Schwert aus der Scheide!“ Sein Schwert springt auch heraus und schneidet einigen die Köpfe ab; doch siehe! sogleich wachsen ihnen andere Köpfe. Darüber erschrickt der Königssohn noch mehr, ruft sein Schwert in die Scheide zurück, und staunt. Die Königin der Burg hatte das von ihrem Fenster aus angesehen und sandte sogleich einen Diener zu ihm, damit ihm die Wächter nichts anthäten, und befahl dem Diener, dass er den fremden Reisenden zu ihr führe. So geschah es auch. Der Diener lief geschwind hin, führte den

Königssohn zwischen den Wächtern hindurch vor die Schlossherrin.

Als der Königssohn vor die Königin trat, begann die Königin zu ihm zu sprechen:

„Das sehe ich, dass du kein Alltagsmensch bist; aber auch das will ich wissen: Wer bist du und was führt dich her?“

Darauf erzählte der Königssohn, welches Königs Sohn er sei, und dass er sich auf den Weg gemacht habe, damit er ein Reich auffinde, wo der Tod keine Macht habe.

„Nun, du stehst am rechten Ort,“ sagt die Königin, „denn ich bin des Lebens und der Unsterblichkeit Königin; hier kannst du dem Tode Trotz bieten.“

Sie hiess ihn gleich niedersitzen und nahm den Königssohn freudig bei sich auf und lud ihn gleich zu Tische ein.

Gerade tausend Jahre weilte nun der Königssohn schon in der strahlenden Burg; aber sie waren so schnell verflogen wie vordem ein Halbjahr.

Als die tausend Jahre verstrichen waren, war es dem Königssohn eines Nachts im Traum, als ob er zu Hause mit seinem Vater und seiner Mutter sich unterhalten hätte. Darüber ergriff ihn das Heimweh so, dass er sofort, wie er morgens aufgestanden war, der Königin der Unsterblichkeit verkündete, dass er nach Hause gehen wolle, um seinen Vater und seine Mutter noch einmal zu sehen. Die Königin der Unsterblichkeit staunte ob dieser Worte und sprach:

„Ach, du Königssohn, was kommt dir in den Sinn? Es sind ja doch schon mehr als achthundert Jahre, dass dein Vater und deine Mutter gestorben sind; von ihnen wirst du weder eine Kunde noch ein Stäubchen auffinden.“

Aber sie konnte den Königssohn nicht von seinem Vorhaben abbringen; so sprach sie denn:

„Nun, wenn du wirklich wieder fortgehen willst, so geh nicht

eher, als bist du mit mir gekommen bist, dass ich dich für die Reise ausrüste.“ Sogleich hängte sie ihm eine goldene und eine silberne Flasche um den Hals und führte ihn erst in ein kleines Nebengemach, zeigte ihm in dem einen Winkel eine kleine Fallthür, hiess ihn sie öffnen und sprach:

„Von diesem Wasser, das unter der Thüre ist, fülle deine silberne Flasche voll. Es ist also beschaffen: wenn du damit irgend jemanden besprengst, wird er auf der Stelle ein Sohn des Todes, wären vorher auch tausend Leben sein gewesen.“

Dann führte sie ihn in ein anderes Seitengemach, in dessen einer Ecke gleichfalls eine kleine Fallthür sichtbar wurde; auch diese hiess ihn die Königin öffnen und füllte mit dem Wasser die goldene Flasche und sagte: „Nun, du Königssohn, dieses Wasser, das am Felsen der Ewigkeit entspringt, hat die Kraft: wenn jemand auch schon vier- oder fünftausend Jahre tot war, und du erhaschst nur ein Knöchelchen von ihm und besprengst es mit diesem Wasser, so erwacht er auf der Stelle in blühender Kraft.“

Der Königssohn dankte der Königin der Unsterblichkeit für ihre Geschenke; dann nahm er Abschied von ihr und der ganzen Burg und machte sich auf den Weg.

Sogleich gelangte er in die Stadt, wo die Nebelschleier stickende Prinzessin gewohnt hatte; aber kaum erkannte er den Ort, so sehr war alles verwandelt. Er ging eilends zur königlichen Residenz; aber dort herrschte eine solche Ruhe, als wenn niemand darin wohnte. Er geht hinauf in den Palast, und wie er in das Wohnzimmer kommt, findet er dort die Prinzessin, auf ihre Stickerei gebückt und eingeschlafen; hübsch sachte schleicht er hin, spricht zu ihr, aber sie antwortet nicht, zupft sie beim Rock, aber sie bewegt sich nicht. Da läuft er hinaus in das Zimmer, das voll mit Nadeln gewesen war, und nicht eine Nadel ist darinnen; auch die allerletzte Nähnadel hatte

die Prinzessin beim Nähen zerbrochen, und dann war die Prinzessin gestorben.

Geschwind nimmt er seine goldene Flasche, besprengt daraus die Prinzessin. Da erwacht sie zum Leben; auf einmal hebt sie das Haupt, fängt an zu reden und spricht zum Königssohn:

„O mein süsser Freund, wie gut, dass du mich geweckt hast. Ich mag wohl lange geschlafen haben."

„Du hättest bis in alle Ewigkeit geschlafen," sagt der Königssohn, „wenn ich dich nicht erweckt hätte."

Jetzt erst merkte die Prinzessin, dass sie tot gewesen war und der Königssohn sie auferweckt hatte; sie bedankte sich sehr schön und versprach, ihm Gutes mit Gutem zu vergelten.

Nachdem der Königssohn von dort Abschied genommen hatte, ging er geradewegs zum kahlen König; und schon von weitem sah er, dass er den grossen Berg ganz abgetragen hatte. Sobald er dort anlangte, sah er, dass der König den Korb unter das Haupt geschoben, den Spaten und die Haue neben sich hingelegt hatte und gestorben war. Geschwind zog er auch hier seine goldene Flasche hervor, besprengte damit den kahlen König und erweckte ihn zum Leben wie vorhin die Prinzessin. Auch dieser versprach, ihm Gutes mit Gutem zu vergelten, und der Königssohn verabschiedete sich von ihm und ging zum Adlerkönig, und der Adlerkönig hatte den grossen Baum von der Wurzel bis zum Wipfel so zusammengerüttelt, dass auch vom allerkleinsten Zweig nichts mehr zu hören und zu sehen war; er selbst aber hatte die Flügel ausgebreitet, seinen Schnabel zur Erde gesenkt und war tot; sogar die Fliegen umsummten ihn schon. Der Königssohn zieht erst die goldene Flasche vor, begiesst damit den Adlerkönig; da erwacht auch dieser, kommt zu sich und beginnt zu sprechen:

„Ach, wie lange habe ich geschlafen! Ich danke dir, dass du mich wecktest, mein lieber, guter Freund!"

„Du würdest bis in alle Ewigkeit geschlafen haben," sagt der Königssohn, „wenn ich dich nicht erweckt hätte."

Jetzt merkt der Adlerkönig, dass er tot gewesen war. Er erinnert sich des Königssohns und dankt ihm, dass er ihn auferweckt habe, und verspricht, Gutes mit Gutem zu vergelten.

Danach nimmt der Königssohn auch vom Adlerkönig Abschied, macht sich auf und gelangt bald zu seines Vaters Königsstadt; aber schon von weitem bemerkt er, dass die königliche Residenz versunken ist, keine Kunde, kein Stäubchen davon ist übrig geblieben. Er geht näher darauf zu, und da war ein Schwefelsee aus ihr geworden, der mit blauen Flammen brannte wie guter Pflaumenbranntwein. Da gab der Königssohn alle Hoffnung auf, dass er irgendwie seinen Vater und seine Mutter auffinden könne, und trat voll Kummer den Rückweg an; aber wie er da aus der Stadt schreitet, ruft ihn jemand von hinten mit diesen Worten an:

„Halt, Königssohn, du bist am rechten Platz. Es sind just tausend Jahre, dass ich dich unaufhörlich suche." Der Königssohn schaut sich um und erkennt, dass der, der ihn angerufen hat, der alte Tod ist. (Zum Kuckuck mit ihm!) Geschwind dreht er den Ring an seinem Finger, und wie der Gedanke so schnell ist er beim Adlerkönig, von da beim kahlen König, von dort bei der Nebelschleier stickenden Prinzessin; jeden heisst er, die ganze Heeresmacht bereit halten, um den Tod aufzuhalten, bis er bei der Königin der Unsterblichkeit angelangt sein kann. Aber der Tod galoppierte überall so schnell hinter ihm drein, dass, als der Königssohn seinen einen Fuss in die Burg der Königin der Unsterblichkeit setzte, der Tod den anderen draussen ergriff mit den Worten: „Halt! du bist mein!"

Das sah die Königin der Unsterblichkeit, und sie rief von ihrem Fenster hinunter und schalt den Tod, was er in ihrem Reiche zu suchen habe, da dort seine Macht ein Ende habe.

„Allerdings!“ sagt der Tod, „aber sein eines Bein ist in meinem Reich; das ist mein.“

„Allerdings, aber jedenfalls ist er zur Hälfte mein,“ sagt die unsterbliche Königin, „und was hättest du davon, wenn wir ihn teilten. Die Hälfte von ihm kann weder mir noch dir taugen. Aber ich sage dir: komm herein zu mir, ich erlaube es jetzt, und hier werden wir beide die Sache mit einer Wette ordnen.“

Der Tod ging darauf ein, kam in die Burg der Königin der Unsterblichkeit, und die Königin schlug ihm vor, dass sie den Königssohn hinauf werfen werde, geradwegs bis in den siebenten Himmel, hinter den Rücken des Morgensterns, und wenn sie ihn so hinaufschleudern könne, dass er in der Burg niederfällt, dann sei er der Königin; wenn er hingegen jenseits der Burgmauer niederfalle, so gehöre er dem Tode. Der Tod ging auf diese Wette ein. Nun stellte die Königin den Königssohn in die Mitte der Burg, zwängte ihren Fuss unter die Füsse des Königssohns und schleuderte ihn so hinauf zwischen die Sterne, dass er sich dort ganz verlor; aber bei der Anstrengung taumelte die Königin ein wenig und erschrak sehr, dass nun der Königssohn ausserhalb der Burg niederfallen werde; sie lauerte also eifrig, dass der Königssohn wiederkehre. Auf einmal erblickt sie ihn wie eine kleine Wespe; sie misst mit dem Auge, wo er wohl sei, wo er wohl niederfallen würde; wahrhaftig! gerade auf die Burgmauer! — durchfährt es die Königin. Aber ein kleiner Südwind hat doch so viel genützt, dass der Königssohn hart an der inneren Seite der Burgmauer niedergefallen wäre, hätte ihn die Königin nicht aufgefangen. Schnell sprang die Königin hinzu und wie einen leichten Ball fing sie ihn auf, trug ihn in ihren Armen ins Schloss, und wie sie sah, dass ihm ein wenig schwindelte, küsste sie ihn, dass er wieder zu sich komme. Nun befahl die Königin ihrem Hofgesinde, dass es alle Besen hervorsuchen, sie anzünden, und mit Feuerbesen den Tod aus der Burg der Königin der Unsterblichkeit hinauspeitschen sollten, und gebot

ihm, dass er ferner nicht wagen solle seinen Fuss dahin zu setzen. Der Königssohn und die Königin aber leben glücklich und in Freuden bis heute. Wer es nicht glaubt, der suche das Schloss der Königin der Unsterblichkeit auf, das am Ende der Welt in den Wolken über dem Fluss schwebt, und wenn er es erwischt, so wird er sofort von der Wahrheit des Märchens überzeugt sein.

---

2. Glückes Glück.

Es war einmal ein König, der hatte einen einzigen Sohn. Als der Knabe schon so herangewachsen war, dass er achtzehn Jahre zählen mochte, musste sein Vater ins Feld ziehen. Der König sammelte alles taugliche Volk um sich und zog in den Krieg; seinem Sohne aber befahl er, dass er die Herrschaft führe, sich jedoch nicht verheiraten sollte, bis er heimkehre.

So ging und schwand die Zeit. Der Königssohn führte die Herrschaft; an Heiraten zu denken, kam ihm gar nicht in den Sinn. Aber als er das fünfundzwanzigste Jahr erreicht hatte, fing er an, ans Heiraten zu denken und wurde ganz versessen darauf; kaum konnte er sich noch bezwingen. Er wartete, wartete noch einige Jahre, so dass schon zehn Jahre verflossen waren, seit sein Vater in der Ferne weilte. Dann versammelte er ein grosses Gefolge und machte sich mit vielem Gepränge auf die Brautfahrt. Wusste selbst nicht, wohin, wohin — wanderte, wanderte zwanzig ganze Tage hindurch. Da fand er sich dem Feldlager seines Vaters gegenüber, den der Feind schmählich in die Flucht geschlagen hatte. Wie freute sich der König, als er seinen Sohn erblickte! Doch als er hörte, dass dieser gegen sein Gebot auf die Brautwerbung zog und ihn nicht zu Hause erwartet hatte, wurde er sehr zornig, nahm ihm das ganze Gefolge weg und sagte zu seinem

Sohn: „Du magst gehen, wohin es dir gefällt, aber mein Volk lasse ich dir nicht.“

Nur ein treuer Jäger blieb bei dem Königssohn; der gehorchte nicht den Worten des Königs. Sie durchwanderten Berge, Thäler, wanderten, bis sie zur Goldburg gelangten. Der König der Goldburg hatte eine unbeschreiblich schöne Tochter, und sie gingen, sie anzuschauen.

Wie freudig wurden sie da empfangen! Denn wahrlich, der Königssohn war auch ein schöner Jüngling. Er hielt um die Königstochter an, und sie gaben sie ihm von Herzen gern. Auf der Stelle wurde der Priester gerufen, sie wurden getraut, und das Hochzeitsfest dauerte einen Monat lang. — Nach der Hochzeit machten sie sich auf den Heimweg. Am ersten Abend stiegen sie in einem Gasthause ab. Alle schliefen; nur der treue Jäger hielt Wache. Auf einmal, gegen Mitternacht, hört er, wie drei Krähen auf das Dach des Hauses geflogen kommen und so miteinander reden:

„Wahrlich, ein schönes Paar kehrte hier ein! Nur schade, dass sie so bald ihr junges Leben lassen müssen!“

„Wahrlich“, spricht die zweite Krähe, „denn morgen Mittag mit dem Glockenschlage stürzt die Brücke des Goldstroms unter ihnen zusammen, wenn sie hinüberfahren.“

„Ja, sie stürzt ein,“ sagt die dritte, „denn des jungen Königs Vater liess alle Brückenpfeiler durchsägen. Aber hört! Wer diese unsere Rede verrät, der wird zur Salzsäule bis zum Knie.“

Kaum haben die Krähen dies gesagt, so fliegen sie von dannen. Aber ihnen auf dem Fusse folgen drei Tauben und sprechen so:

„Wenn der junge König und die Königin auch ungefährdet über die Brücke kommen, so müssen sie dennoch sterben; denn der alte König schickt ihnen einen Wagen entgegen, der ist so schön, wie aus dem Ei geschält. Aber wenn sie sich hinein-

setzen, erhebt sich ein wütender Wirbelwind, der wirbelt sie vom Wagen in die Lüfte, und sie stürzen dann hinunter, so dass sie eines schrecklichen Todes sterben. Aber wer diese unsere Rede hört und verrät, der wird sogleich zur Salzsäule bis zum Gürtel."

Damit fliegen die Tauben schnellen Fluges davon. An ihrer Stelle kommen drei Adler; so sprechen sie:

„Wenn das junge Paar auch der Brücke und dem Wagen entgehen mag, so schickt ihnen der alte König ein Paar goldgestickte Gewänder, dass sie sie anlegen. Wenn sie sie aber anthun, dann verbrennen sie mit Haut und Haaren. Aber wer diese unsere Rede hört und verrät, der wird ganzen Leibes zur Salzsäule."

In der Frühe erheben sich die Reisenden, setzen sich zu Tisch und speisen. Der eine erzählt dies, der andere das, was er zur Nacht geträumt. Da sagt der treue Jäger zu seinem Herrn: „Erhabener Königssohn! Dies träumte mir: Wenn deine Hoheit alle meine Bitten gewährt, so werden wir ungefährdet heimkehren, wenn aber nicht, so werden wir samt und sonders verderben. Meine Träume täuschen mich nie. Versprecht mir, dass Ihr auf der ganzen Reise meinem Rate folgen werdet."

„Mach nicht so viel aus einem Traum," sagt der Königssohn. „Träume sind Schäume. Aber ich will dich von unnützer Sorge befreien und verspreche, dass ich dir gehorchen werde."

Damit endete das Mahl, und sie machten sich auf den Weg.

Gegen Mittag langten sie beim Goldstrom an. An der goldenen Brücke sagte der Jäger: „Erhabener Königssohn! Den Wagen lassen wir hier zurück und gehen ein Stückchen zu Fuss. Nicht weit von hier ist die Stadt; dort können wir einen anderen Wagen kaufen; denn die Räder an diesem

sind schlecht, und er würde bis zur Stadt unter uns zusammenbrechen. Das wäre schmachvoll für einen König!"

Der Königssohn beschaute den Wagen aussen und innen; aber er fand ihn nicht so schlecht, dass man befürchten müsste, er würde zerbrechen. Aber er hatte nun einmal sein Wort gegeben, und dabei blieb es.

Sie stiegen vom Wagen, nahmen das Gepäck herunter und luden es den Pferden auf. Der Königssohn und seine Gemahlin gingen zu Fuss über die Brücke; der Jäger hingegen sagte, er wollte zu Pferde den Fluss durchwaten, damit die Pferde trinken und baden könnten.

Sie kamen auch glücklich ohne allen Schaden hinüber. Keine drei Büchsenschüsse davon lag die Stadt. Dahin gingen sie zu Fuss, kauften dort einen neuen Wagen und setzten ihre Reise fort.

Da erschien vor ihnen ein Bote vom alten König und sprach zum jungen König: „Euer Majestät Vater schickt diesen schönen Wagen, auf dass Eure Majestät darin ihren Einzug in die Heimat halte; denn so ziemt es einem König vor seinem Volke."

Der junge König freute sich so über den schönen Wagen, dass er kein Wort hervorbringen konnte. Aber der Jäger nahm das Wort:

„Mein Herr, diesen Wagen muss ich erst prüfen, und nur dann werden wir einsteigen, wenn ich ihn tauglich finde; andernfalls bleiben wir in dem unsern." Auch jetzt widersprach der junge König nicht dem Jäger. Dieser prüfte den Wagen von allen Seiten und sprach dann:

„Ebenso schmuck wie er ist, ebenso schlecht ist er!"

Und damit zertrümmerte er ihn, dass er in tausend Stücke flog.

Sie erreichten nun die Landesgrenze. Da erschien ein zweiter Bote vor ihnen und meldete, dass der alte König

seinem Sohne und dessen Gemahlin jedem ein Gewand sende, dass sie es anthäten und darin ihren Einzug hielten. Aber auch diese zerstörte der Jäger.

Da ergrimmte der alte König, dass es ihm nicht gelingen wollte, seinen Sohn zu verderben, und dass er ihm nun jetzt schon die Herrschaft übergeben sollte. Ihn verlangte zu wissen, durch welche Künste er der Gefahr entronnen sei. Darum sprach er also zu seinem Sohn:

„Mein lieber Sohn, ich freue mich, dass du glücklich heimgekehrt bist; aber ich kann nicht begreifen, dass dir weder der schöne Wagen noch das kostbare Hochzeitsgewand gefallen haben. Ja, du liessest sie sogar vernichten. Womit habe ich das von dir verdient?“

Darauf begann der junge König sich zu entschuldigen:

„Mein erhabener Herr Vater! Ich selbst war sehr betrübt über ihre Vernichtung. Aber es war der Wunsch meines Jägers, dass auf der Reise alles nach seinem Willen geschehen sollte. Ich hatte ihm mein Wort darauf gegeben. Wir könnten nicht glücklich heimkehren, sagte er, wenn nicht dies alles vernichtet würde.“

Der alte König zürnte ohnehin schon dem Jäger, dass er gegen sein Gebot mit seinem Sohn gezogen war. Er versammelte seine Räte und verurteilte den Jäger zum Tode.

Inmitten des Hofes wurde der Galgen aufgepflanzt.

Man führte den armen Jäger zum Richtplatz, und der Oberrichter las ihm das Urteil vor. Da sprach der Jäger: „Was ich gethan habe, das habe ich aus Treue gethan. Als wir vom Weissen König zurückkehrten, stiegen wir die erste Nacht in einer Herberge ab; die ganze Nacht schloss ich nicht die Augen, sondern hielt Wache.“ Und nun erzählte er, was die Krähen gesagt hatten. Im selben Augenblick wurde er bis zum Knie zur Salzsäule. Da rief der junge König, dass er kein Wort weiter reden solle; denn er erkenne

daran seine Treue. Aber der Jäger unterbrach seine Erzählung nicht und berichtete alles, was er von den Tauben und Adlern gehört hatte. Als er zu Ende war, da ward er vom Wirbel bis zur Zehe zur Salzsäule.

Ach, wie grämte sich nun der junge König, dass er seinen treuen Jäger verloren hatte! Und vor allem schmerzte es ihn, dass gerade er, den der Treue aus Gefahr errettet, die Ursache seines Verderbens war. Er beschloss, in die Welt zu ziehen und nicht eher zu rasten, bis er irgendwo erfahren würde, wie er seinen Jäger wieder in einen Menschen verwandeln könne.

Am königlichen Hofe lebte ein altes Weib, die war seine Amme gewesen; der teilte er seine Absicht mit und übergab ihr die Sorge für seine Gemahlin. Die alte Frau riet ihm: „Du hast einen weiten Weg vor dir, mein Sohn; suche aber niemanden als Glückes Glück; wenn er dir in deinem Kummer nicht helfen kann, so kann es keine Menschenseele auf dem Erdenrund.“

Da machte sich der junge König auf den Weg, dass er Glückes Glück suche. Er wanderte, wanderte, und als er jenseit seines Reiches gelangt war, irrte er drei Tage in einer Heide umher; aber kein lebendes Wesen traf er dort. Am Abend des dritten Tages erreichte er das Ufer eines schönen Flusses. Dort stand eine siebensteinige Mühle, die hatte nicht nur eine Walke sondern auch einen Hirsestosser. Da kehrte er ein und übernachtete dort. Früh morgens, als er aufbrechen wollte, fragte ihn der Müller:

„Mein erlauchter Herr! — mein Leben und mein Tod stehen in deiner Hand — wohin so einsam des Weges?“

Erzählte ihm der König, was ihn herführte.

„So möge deine Majestät Glückes Glück noch eines fragen: Was ist die Ursache, dass ich in einer siebensteinigen Mühle bin, die eine Walke und auch einen Hirsestosser hat,

auch genug zum Mahlen bekomme und dennoch so arm bin, dass ich kaum von einem Tag zum andern zu leben habe?"

Der König versprach, danach zu fragen, und damit ging er von dannen. Wiederum irrte er drei Tage auf der Wiese umher, ohne dass er eine Christenseele traf. Am dritten Tage gegen Abend erblickte er ein Städtchen; spät abends langte er dort an, ging hinein; doch nirgends sah er Licht, und fast hatte er es schon ganz durchschritten und noch keine Herberge gefunden. Am Ende der Stadt sah er Licht in einem Eckfenster. Er ging darauf zu und fand im Hause drei Mädchen, welche gerade Glühkohle spannen.[1])

Er bat sie um Herberge zur Nacht, und sie nahmen ihn auf. Es war wohl die Zeit des zweiten Spinnens. Sie richteten ihm schnell das Nachtmahl her; der König ass. Sie bereiteten ihm ein Nachtlager, und er legte sich nieder und schlief ein.

Am Morgen, als er weiter ziehen will, fragen ihn die Mädchen, wohin er gehe. Auch ihnen giebt er Auskunft. „Erhabener König," bitten da die Mädchen, „fragt Glückes Glück noch eines: Was mag die Ursache sein, dass wir alle drei schon über dreissig Jahre alt sind, auch die allerjüngste hätte schon vor zehn bis fünfzehn Jahren heiraten können, und dennoch sich kein Freier fand, trotzdem wir schön, sittsam und auch sehr fleissig sind?"

Der König versprach auch ihnen, dass er Antwort holen würde, und damit ging er von dannen.

Nun kam er in einen ungeheuer grossen Wald, und dort irrte er umher vom Morgen bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen. Als er bis zum andern Ende des Waldes gewandert war, kam er an einen schönen Bach. Der Bach steht

[1]) Ein Spiel, das dem deutschen „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" entspricht.

still, fliesst nicht um ein Härchen weiter, sondern beginnt zu sprechen und sagt: „Mein Herr König, sage mir, was brachte dich in diese grosse Wildnis? Denn es mögen wohl hundert Jahre sein, dass mein Lauf hier begann, und noch niemals seitdem kam eine Seele hierher.“

Darauf erwiderte der König: „Ich werde es dir sagen, wenn du dich teilst, so dass ich dich durchschreiten kann.“ Sogleich teilte sich der Bach, und der König durchschritt ihn trocknen Fusses. Am jenseitigen Ufer blieb er stehen und erzählte, was das Ziel seiner Wanderung sei. Da sprach der Bach:

„So frage noch Glückes Glück, was die Ursache sei, dass ich so ein schöner, hell fliessender Bach bin und dennoch in mir noch niemals weder ein Fisch noch ein Krebs noch ein anderes lebendiges Tier war.“

Auch dies versprach der König, und damit ging er weiter. —

Wie er aus dem Wald kam, erblickte er ein schönes Thal, schritt gerade darauf los und gelangte an ein schilfgedecktes, kleines Häuschen. Er trat dort ein, um sich auszuruhen, denn er war sehr ermattet. In dem Häuschen herrschte die grösste Ordnung und Sauberkeit, und eine heitere, ehrliche alte Frau war drinnen.

„Gott zum Gruss, Frau Mutter!“

„Das Glück leitete dich, mein Sohn! Was führt dich her? Was brachte dich hierher in unsere Gegend?“

„Ich bin auf der Suche nach Glückes Glück“, sagte der König.

„Da kommst du an den rechten Ort, mein Sohn; denn ich bin seine Mutter. Er ist jetzt nicht zu Hause; er ist dort in den Weinberg graben gegangen; geh auch du dorthin. Hier hast du zwei Spaten. Wenn du ihn antriffst, so beginne sogleich neben ihm mit beiden Händen zu graben; aber sprich

kein Wort mit ihm! Jetzt ist es elf Uhr. Um zwölf Uhr bringe ich euch Essen. Wenn er sich zum Essen hinsetzt, setze dich neben ihn und iss mit! Nach dem Essen wird er dich fragen, und dann sag ihm frei, was dich drückt. Er wird auf alles antworten, was du ihn fragst."

Damit zeigte sie ihm den Weg. Der König ging und that alles, wie es ihm die alte Frau gesagt hatte. Nach dem Essen legten sie sich nieder, um zu ruhen.

Auf einmal begann Glückes Glück zu sprechen und fragte ihn: „Sag mir nur, was für ein Mensch bist du? Du bist wohl stumm; denn seit du hergekommen bist, hast du kein Wort zu mir gesprochen."

„Nicht stumm bin ich, sondern jener glücklose König, dem sein treuester Diener zur Salzsäule gewandelt wurde. Dies wollte ich erkunden: Wie kann ich ihm helfen?"

„Du thatest wohl daran; denn jener Jäger verdient, dass du für ihn dich mühst. Geh heim! Wenn du zu Hause anlangst, wird deine Frau einen Knaben zur Welt bringen. Von dem kleinen Finger dieses Knäbleins träufele drei Blutstropfen in einen Becher, streiche sie mit einem Halm auf die Pulsader der Salzsäule, und der Jäger wird werden, was er war."

„Noch eine Bitte hätte ich: Hier im benachbarten Wald ist ein schöner Bach; aber weder ein Fisch noch ein Krebs noch irgend ein anderes lebendiges Tier ist in ihm. Was mag die Ursache davon sein?"

„Dies, dass in jenem Bach noch niemand ertrunken ist. Aber gieb acht, dass du ihn erst durchschreitest; dann geh zum höchsten Teil des Waldes und steig dort noch auf die Spitze des höchsten Baumes und von dort ruf ihm zu, was ich dir sagte. Denn wenn du nicht also thust, so wirst du der erste sein, der in ihm ertrinkt."

„Noch eins möchte ich fragen: Auf dieser meiner Reise war ich in einem Städtchen zur Herberge bei drei Mädchen.

Alle drei waren schon über die Dreissig hinaus, schön, sittsam, fleissig, und dennoch fand sich kein Freier ein. Was mag die Ursache sein?“

„Dies, dass jene Mädchen den Kehricht der Sonne ins Antlitz schütten.“

„Und was mag die Ursache sein, dass da eine siebensteinige Mühle ist, die nicht nur eine Walke sondern auch einen Hirsestosser hat, der Müller auch genug zu mahlen bekommt und dennoch so arm ist, dass er kaum von einem Tag zum anderen leben kann.“

„Dies, dass der Müller niemals etwas um Gottes willen giebt und nicht in die Kirche geht.“

Diese viererlei Sachen schrieb sich der König hinters Ohr, bedankte sich schön, nahm herzlichen Abschied von Glückes Glück und wanderte heimwärts.

Als er bei dem schönen Bach im Walde anlangte, fragte der Bach, ob er ihm gute Nachricht bringe.

Aber er sagte, erst solle er ihn hindurchlassen, hernach werde er es ihm schon sagen. Da teilte sich der Bach; er schritt hindurch und weiter bis zu des Waldes höchstgelegenem Teile; dort kletterte er auf den höchsten Baum, und von dort rief er dem Bache zu:

„He, holla! Hörst du, du schöner Bach! Glückes Glück sagte dies: in diesem Schattenreich wird nun und nimmermehr ein lebendiges Wesen in dir erscheinen können, bis nicht jemand in deinen Fluten stirbt.“

Kaum hatte er das letzte Wort hinausgerufen, da schwoll der Bach so ungeheuer an, dass er den Stamm jenes Baumes, auf dem der König sass, ganz überflutete, und mit närrischem Plätschern begoss er ihn zwischen den Ästen ganz und gar und riss ihm fast die Beine unterm Leibe weg. Aber mit seinen beiden Armen umklammerte der König einen starken Ast so fest, dass er ihn von dort auf keine Weise hinunterreissen konnte.

Noch dreimal nacheinander führte das Gewässer diesen Tanz auf; dann beruhigte es sich wieder ganz. Nun stieg der König vom Baume; Hemd und Hose trocknete er an der Sonne, that sie dann wieder an, die anderen Kleider hingegen band er zusammen und trug sie so, bis sie trocken waren.

Beim Müller übernachtete er wieder und bestellte ihm, dass er es sich nicht leid sein lassen solle, den Armen Gutes zu thun, und dass er in die Kirche gehen solle. Dann richtete er auch den Mädchen aus, dass sie nicht mehr den Kehricht der Sonne ins Antlitz schütten sollten.

Der König konnte kaum zu Hause angelangt sein, da wollten einige Diebe den schönen Bach mit einem gestohlenen Pferde durchwaten; aber als sie inmitten waren, da schäumte der Bach so auf, dass er sie mitsamt dem Pferde wegfegte. Von dem Tage an wurde er der fisch- und krebsreichste Bach.

Der Müller begann den Armen zu geben. Er bekehrte sich zu Gott und wurde so reich, dass er gar nicht mehr wusste, was ihm alles gehörte. Und so lebte er bis zum Tode wie der Wels im Wehr.

Auch die drei Mädchen, nun sie nicht mehr den Kehricht der Sonne ins Antlitz schütteten, bekamen in einer Woche jede einen Freier.

Als der junge König heim kam, hatte seine Gemahlin ein schönes Knäblein geboren. Nicht einen Augenblick zögerte der König, sondern nahm sein Söhnchen, träufelte Blut aus seinem kleinen Finger und bestrich damit die Pulsader der Salzsäule. Da erbebte die Salzsäule mächtig, spaltete sich siebenfach, und auf einmal war der treue Jäger wieder lebendig. Als der alte König dies sah, schnaubte er vor Wut, dann starrte er ein- zweimal wild umher, warf sich zu Boden und ging nach Erdenburg Bretter verkaufen [1]).

[1]) d. h. er starb.

Der Jäger blieb bis an sein Lebensende im Dienste des Königs. Das war ein ehrlicher Mann. Solche könnten wir viele brauchen!

---

3. Die glücklichste Stunde.

Wo war's, wo war's nicht, siebenmal sieben Königreiche und noch weiter von hier — da war einmal ein reicher Kaufmann, der Land und Welt durchwandert hatte, und dieser Kaufmann hatte eine Frau und ein liebes, schönes, kleines Mägdlein, so ungefähr ein Jahr alt, und das Mägdlein wurde von einer Amme aufgezogen; denn seine Mutter war ein zimperliches Frauensbild.

Einstmals zur Nachtzeit hörte die Amme draussen ein Weinen, ging auch hinaus, weil sie dies Wehklagen nicht ertragen konnte, und berichtete dem Kaufmann:

„Dies kleine, weinende Würmchen fand ich draussen auf der Gasse!"

Und der Kaufmann sagte:

„Zieh es mit dem Mägdlein zusammen auf, bis wir seine Herkunft erforscht haben!" Aber sie fanden seine Eltern nicht.

Sie zogen den Knaben auf, bis er fünfzehn Jahre alt wurde, und da begann er, die Tochter des Hauses wie seine Geliebte anzusehen. Da der Kaufmann ihm das nicht wehren konnte, ging er damit um, dass er ihn fortschicken wollte; aber der Jüngling zog keineswegs von dannen.

Da sagte der Kaufmann zu seiner Frau:

„Wenn ich auf Handelsreisen gehe, werde ich ihn mitnehmen."

Und so geschah's — sie zogen auf Handelsreisen aus. Sie wanderten und kamen zu einem Fährmann, und der Kaufmann sagte zum Fährmann:

„Ihr sollt mich über dieses Wasser fahren; wenn Ihr aber den Jüngling fahrt, so werft ihn ins Wasser!“

Nachdem der Fährmann den Kaufmann über das Wasser gefahren hatte, kehrte er zum Jüngling zurück, und als er ihn mitten ins Wasser geführt hatte, stiess ihn der Fährmann ins Wasser. Da ergriffen ihn zwei Teufel und sagten: „Fürchte dich nicht, mein Sohn!“ und zogen ihn ans Ufer des Wassers. Und der Kaufmann sagte sehr hinterlistig:

„Du bist wohl hineingefallen, Junge?“

„Ich bin wirklich hineingepurzelt; man hat mich aber herausgezogen,“ sagte der Jüngling.

Die zwei Teufel sagten noch:

„Du denkst wohl, dass der Jüngling im Wasser ertrinken würde; aber das ist unmöglich.“

Nun, dabei blieb es, und er nahm den Jüngling weiter mit. Sie langten in der Herberge an, und von dort schrieb er seiner Frau, sobald der Jüngling heimkomme, solle er sogleich an den Galgen gehängt werden. Den Brief gab er dem Jüngling und sandte ihn heim.

Und wie der Jüngling wanderte, da überkam ihn die Nacht, und er gelangte in einen Wald und erblickte ganz von Ferne das Glimmen eines Feuers. Als er zum Feuer kam, lagerte dort ein Kapuziner. — Der Jüngling grüsste ihn: „Guten Abend, ehrwürdiger Vater!“

Der Mönch erwiderte den Gruss und begann mit ihm zu reden. Der Jüngling erzählte nicht, von wannen er gekommen war, sondern antwortete nur auf die Fragen; und der Mönch gab dem Jüngling Abendbrot, und sie legten sich nieder. Und als der Morgen gekommen war, erhoben sie sich, um sich zu waschen und zu beten, und irgendwie liess der Jüngling den Brief herausfallen, und das sah der Mönch. Und wie der Mönch in dem Brief sah, dass er dem Jüngling nichts Gutes versprach,

setzte er sich hin und schrieb ihm einen andern mit einem guten Inhalt: Der Kaufmann grüsst seine Gemahlin (so lauten die Worte ihres Mannes) und lässt ihr sagen, sobald der Jüngling zu Hause anlangt, soll sie ihm, so gut sie kann, ein Steinhaus bauen und die Hochzeit feiern. — Der Jüngling nahm auch den Brief und trug ihn heim.

Dort gab er ihn der Kaufmannsfrau; die Kaufmannsfrau schaute hinein und freute sich, dass ihr Mann ihm die Tochter zur Frau geben wolle, und sogleich begann die Frau Geld für den Bau zu leihen, und als der fertig war, ward Hochzeit gehalten.

Während die Hochzeit ihren Verlauf nahm, war der Kaufmann angekommen, und er hatte sich gewundert, was für ein neues Schloss das sei und was für eine Hochzeit auf seinem Gut. Und er ging hinein zu seiner Frau und fragte sie, noch bevor er sie ordentlich begrüsst hatte:

„Wer ist der Bräutigam bei mir?“

Sagte die Frau:

„Ihr habt es geschrieben: der Sohn, der uns gegeben ward.“

Und der Kaufmann sagte:

„Lass mich dies Schreiben sehen!“ — „Mit Schelmenstreichen hat er das erreicht,“ sagte der Kaufmann, „denn ich habe das nicht geschrieben. Gleich heute hebe ich die Hochzeit auf!“

Der Kaufmann ging auch ins Hochzeitshaus und wünschte ihnen, wie es Brauch ist, einen guten Abend, wie es sich im Hochzeitshause ziemt, und sagte zum Jüngling:

„Was fällt dir ein, Hochzeit zu halten? — Ich stelle dir eine Frage, und wenn du mir Antwort giebst, wirst du glücklich werden.“

Antwortete der Jüngling:

„Wie lautet die Frage, mein lieber Vater?“

„Sag mir, welches die glücklichste Stunde in tausend Jahren ist.“

Sagte der Jüngling:

„Das kann ich nicht sagen, lieber Vater.“

„Wenn du es nicht sagen kannst, so ist hier ein eiserner Stab; so lange sollst du wandern, bis er abgewetzt ist; denn das muss man wissen.“

Und der Kaufmann liess nicht das Ende der Hochzeit zu, er schickte alle Hochzeitsgäste fort. Und dem Jüngling gab er den eisernen Stab in die Hand.

Der Jüngling nahm Abschied von seiner lieben Frau und zog in die weite Welt hinaus. Er ging hierhin und dorthin, und sie wiesen ihn an einen Wahrsager. Den fand er nicht und wanderte solange, bis er beim Grünen Kaiser anlangte.

Und er ging ganz kühn zum Kaiser hinein, beugte das Knie und küsste ihm die Hand. Fragt ihn der Kaiser:

„Was fehlt dir Jüngling? Denn auch ich trage Leid; sag es mir geschwind!“

Und der Jüngling sagt:

„Nur ein Wort, mein gnädiger Kaiser; welches ist wohl die glücklichste Stunde in tausend und einem Jahr?“

Da erwidert der Kaiser:

„Der war nicht bei Verstand, der dich diese Frage lehrte. Ich führe seit drei Monaten Krieg,“ sagt der Kaiser, „wie sollte ich da die glückliche Stunde erraten können! Wie not thäte mir jene glückliche Stunde! Und wie kannst du dich unterfangen aus tausend und einem Jahr eine Stunde herauszuholen? — Na aber, weil du gerade darum flehst, so weise ich dich an den Roten Kaiser. Ich habe auch einen Apfelbaum, wenn du irgend etwas von ihm erfahren könntest, wie Äpfel darauf wachsen würden, so sollst du ein grosses Geschenk bekommen.“

Der Bursche ging von dannen und reiste dorthin; er kam beim Roten Kaiser an und ging ins Reich hinein, und als

er beim kaiserlichen Schloss anlangte, ging er auch dort hinein.

Der Kaiser sass auf einem Divan, und er wünschte ihm einen guten Tag. Und der Kaiser sagte:

„Woher kommst du, Jüngling?“

„Ich komme von sehr weit her, mein gnädiger Herr. Wollt Ihr mich freundlich anhören? Es ist nur ein Wort, und der gnädige Kaiser möge es mir sagen!“

„Was für ein Wort ist es? Sag es geschwind,“ sagte der Kaiser.

„Dies wollte ich wissen: welches ist die glückliche Stunde in tausend und einem Jahr?“

Sagte der Kaiser:

„Einen sehr hohen Baum willst du fällen! — Wo suchst du diese eine Stunde? — Ich habe einen Brunnen, und ob ich auch genug bohren liess, seit drei Jahren kommt kein Wasser aus ihm. Wenn du irgendwohin gehst, lerne dem abzuhelfen; ein grosses Geschenk sollst du dann bekommen. — Ich kann auch nicht sagen, welches die glücklichste Stunde ist. Zwar lese ich wohl mancherlei Geschriebenes; dies sah ich niemals aufgezeichnet, von selbst aber kann ich es nicht wissen. — Zieh heute gleich von dannen und begieb dich zum Schwarzen Kaiser. Er übertrifft uns um neunzig Jahre (Potztausend!) und ist auch ausserdem ein sehr kluger Mann; wenn er es nicht sagt, weiss ich nicht, was daraus werden soll.“

Da machte sich der Jüngling auch dorthin auf den Weg. Er wanderte wieder hierhin und dorthin, so lange, bis er auch zum Schwarzen Kaiser kam. Und er ging zu ihm hinein; da sass der alte Kaiser. Der Jüngling bot ihm guten Tag und küsste ihm die Hand. Er fragte ihn:

„Woher kommst du, kleiner Knabe?“

„Von gar weit komme ich her, gnädiger Herr.“

„Und was bringt dich her? Sag es geschwind!“

„Ich möchte gern erfahren, mein gnädiger Kaiser, welches die glücklichste Stunde in tausend und einem Jahr gewesen ist."

„O mein Sohn, die Sache ist ungewiss; denn es könnten auch mehr als eine sein, und wir können das doch nicht unterscheiden. — Aber weshalb forschest du dieser einen Stunde nach? Ziehe weiter, und du wirst es erfahren. Hier draussen in meinem Wald ist ein Mönch, der trägt ein Kreuz auf dem Rücken; wenn es dir einer sagen kann, so ist er's. Und auch das erfrage von ihm: Ich habe eine Tochter; es sind sieben Jahre, dass sie zu Bett liegt; es kamen genug Doktoren, und noch keiner konnte sie kurieren. Wenn du von ihm ein Heilmittel bekommst, so erhältst du auch von mir ein schönes Geschenk."

Da zog der Bursche auch hier wieder von dannen. Er ging hinaus in den Wald und sah den Mönch. Er bot dem Mönch guten Tag. Da sagte der Mönch:

„Willkommen, Sohn! Was führt dich her?"

Doch der Mönch konnte nicht bei ihm stehen bleiben; da begleitete ihn der Jüngling.

„Weswegen kamst du zu mir?" fragte ihn der Mönch.

Der Jüngling erwiderte, dass er erfahren wollte, welches die glücklichste Stunde in tausend und einem Jahr sei. Da antwortete der Mönch:

„Ich kann es dir nicht sagen; denn so viele Jahre zähle ich noch nicht, obschon ich ein sehr alter Mann bin; neunundneunzig Jahre sind es, dass ich das Kreuz hier trage, und das wäre mir eine glückliche Stunde, wenn ich es abthun könnte. — Drum geh fort in jene Stadt, die sie „die verfluchte Stadt" heissen, weil das ganze Volk sich dort gegenseitig abgeschlachtet hat, und dort wohnt der König der Bösen. Geh zum Stadtthor und das Thor wird sich öffnen. Geh hinein; bange nicht, weil nirgends Licht ist! Und suche so lange zur linken Hand, bis du an einer Thür sieben Schlösser findest, und da geh hinein! Die Königin der Bösen wird für dich ihren Mann befragen."

Und der Jüngling ging fort zu der Stadt und fand die sieben Schlösser an einer Thür; er berührte nur das Schloss, und sie fielen mit Klirren herunter, und die Thür öffnete sich, und der Jüngling ging hinein.

„Gott schenk Euch einen guten Abend, meine liebe Mutter!"

„Dein Glück, dass du mich deine liebe Mutter nanntest; denn mein Mann ist der König der Bösen, und wenn er nach Hause kommt, tötet er dich; gieb acht! Was ist dein Begehr? Sag es mir geschwind! Weswegen du kamst, was du wissen musst, alles sag mir! Und dann verbirg dich unter dem Herde, und ich werde dich zudecken, dass mein Mann dich nicht sieht."

Da begann der Jüngling zuerst damit, welches in tausendeinem Jahr die glücklichste Stunde sei, und dann fing er an vom Grünen Kaiser zu reden, dass dessen Apfelbaum keine Äpfel trage, und dann erzählte er auch, dass in des Roten Kaisers Brunnen kein Wasser fliesse, und danach kam er auf den Schwarzen Kaiser zu sprechen, dessen Tochter nicht gesunde, und schliesslich auf den Mönch, warum er das Kreuz trage. Dann versteckte sich der Jüngling.

Nach einer kleinen Weile entstand ein grosses Getöse, und der König der Bösen kam in heller Wut. Er stürzte sehr wütend ins Haus hinein und fragte: „Wer ist hier? der soll es büssen!" Und seine Frau legte sich aufs Bitten; es sei niemand hier.

„Na", sagte er zu seiner Frau, „so gieb mir denn ein gutes Abendbrot; dann lege ich mich schlafen."

Seine Frau war aber froh, wie ihr Mann sich schlafen legte, und statt selber zu schlafen, half sie dem Burschen; denn sie wusste, dass der König der Bösen ihr alles künden würde.

Sie legten sich auch nieder, und seine Frau fing an, schwer zu träumen; aber nicht etwa, dass sie geschlafen hätte, sondern sie war halb wach. Und im ersten Traum sagte sie:

„Mein lieber Mann, ich hatte solch einen Traum! Wenn Ihr mir den auslegen könntet, da wäre ich froh!“

Der König der Bösen wurde ärgerlich.

„Dich muss wohl jemand lehren, was du träumen sollst!“

„Niemand lehrte es mich, mein lieber Mann; ich hatte nur einen schönen Traum, ach wunderschön!“

„Und was sahst du im Traum? Erzähle es mir.“

„Mir träumte, ich sah den Grünen Kaiser, und der hatte einen Apfelbaum, der seit drei Jahren keinen Apfel trug, und hätte so gern einen Apfel darauf gezogen.“

Und der König der Bösen sagte:

„Ich sage dir, wie er ihn haben könnte. Als der Kaiser Krieg führte und fern von der Heimat war, liessen mehrere Königreiche das Geld dorthin schaffen, um es zu vergraben. Der Rost des Geldes vernichtete das Wachstum der Äpfel, und seitdem verschwanden die Äpfel.“

Und die Frau überlegte bei sich, wann es an der Zeit wäre, dass sie wieder träumen könnte, und flehend sprach sie zu ihrem Mann:

„Bitte, lieber Mann, seid nicht böse! Denn ich habe wieder geträumt.“

Da sprach der König der Bösen:

„Nun bin ich nicht mehr böse. Erzähle, was du träumtest!“

Da sagte die Königin der Bösen:

„Ich habe sehr schön geträumt; wie wenn ich im Traum umhergewandert und beim Roten Kaiser gewesen wäre, und der hätte einen Brunnen gehabt, aus dem seit drei Jahren kein Wasser quoll, und er forschte umher, auf welche Weise Wasser daraus fliessen könnte. Und dann, wie ich weiter kam auf langer Reise, gelangte ich zum Schwarzen Kaiser, und als ich in seinem Reich war, da fragte er mich, wie er einen Arzt bekommen könnte, der ihm seine Tochter, die seit sieben Jahren zu Bett liegt, heilen könne?“

Und was sagte nun der König der Bösen?

„Ich künde dir, wie es möglich ist; weil des Roten Kaisers zwei Töchter ein ruchloses Leben führen, da doch die Unterthanen von ihnen lernen sollten, so hat Gott wegen ihres ruchlosen Lebens das Wasser versiegen lassen. Wenn der Kaiser seine Töchter alle beide der Hölle übergäbe, so würde es ihm gewiss besser gehen, und auch in seinem Brunnen würde Wasser fliessen. Des Schwarzen Kaisers Tochter hingegen hatte das Fieber bekommen, und da meinte sie, es wäre gut, zu beichten, und nach der Beichte ward sie krank und verlangte nach dem Doktor, und der Doktor gab ihr ein Brechmittel, sie gab die Hostie von sich; die blieb am Boden des Bettes kleben; wenn jemand sie von dort aufnähme und ihr wieder eingäbe, so würde sie munterer werden als ein siebenjähriges Mägdlein.“

All dies hörte der Bursche im Ofenloch.

Und wieder beginnt die Königin weiter zu träumen.

Da fragte ihr Mann:

„Was wälzest du dich herum und stösst solche Jammerlaute aus?“

Sie sagte:

„Mein lieber Mann, ich habe wieder einen schönen Traum gehabt. Sag nur, was mag das sein!“

„Aber das sage ich nur, wenn mir jemand eins überzieht!“

Da springt der Bursche hinter dem Ofenloch vor und fasst sich ein Herz, holt eine Peitsche vor und zieht dem König eins über. Der sagt:

„Zieh auch meiner Frau eins über!“

Und wie er seiner Frau eins übergezogen hatte, da erhellte sich die verfluchte Stadt, und der König der Bösen begann sogleich, freundlich mit dem Jüngling zu plaudern. Er sagte:

„Du kannst dich freuen, dass die Stadt sich erhellt hat;

denn nun bekommst du ein schönes Geschenk, einen Wagen mit Gold und dazu eine Krone auf dein Haupt."

Und seine Frau sagte wieder:

„Aber künde mir nun auch meinen Traum!"

Antwortete er:

„Was war dein Traum?"

Sagte die Frau:

„Der Mönch . . . ."

Sagte der Mann:

„Gleich lege ich ihn dir aus: Als Jesus Christus auf Erden wandelte, da geschah die Sache mit dem Mönch. Der Mönch las die Messe in einer Kapelle und war nicht mit ganzer Seele bei der Messe. Da sprach Jesus: „Mönch! so liest man nicht die Messe!" Und der Mönch warf Jesu ein: „Aber woher solltest du das besser verstehen als ich?" Denn er erkannte ihn nicht, dass es Jesus war, der Mönch. Da antwortete ihm Jesus: „Wenn du mir nicht glaubst, so nimm dieses Kreuz auf deinen Rücken, trag es bis zum Gipfel dieses Berges, und wenn du dahin gelangt bist, bis zu seinem Fusse — und solange sollst du das thun, bis jemand „Werda" ruft." Und der Mönch lebte lange; denn nun sind es schon neunundneunzig Jahre, dass er das Kreuz trägt."

Da sprach die Königin wieder zu ihrem Mann:

„Mein Gemahl! Welches mag wohl die glücklichste Stunde in tausend Jahren sein?"

Sagte der König:

„Wann könnte man eine glücklichere Stunde finden als diejenige, da Jesus geboren wurde, und das ist jetzt gerade tausend und ein Jahr her!"

Und dann sprach der König wieder zum Jüngling:

„Wenn du von hinnen gehst, so grüsse den Mönch, aber

nur von weitem; denn wenn du ihm nahe kommst, wird das Kreuz dein."

Nun gaben sie ihm das Geschenk und dazu einen Soldaten, und damit schritt er bei dem Mönch vorüber und sprach nicht zu ihm. Er langte beim Schwarzen Kaiser an und trat in den Hof; er wünschte dem Kaiser von neuem einen guten Tag und sagte:

„Gnädiger Kaiser! Ich werde der Doktor sein, wenn die Tochter des Kaisers noch nicht gesundet ist."

„Du würdest ein sehr schönes Geschenk bekommen; denn sie liegt noch immer."

„Gnädiger Kaiser, lasst einen Priester rufen!"

Und der Kaiser schickte auch gleich nach dem Priester, und sie hoben das Mädchen aus dem Bett, und der Priester fand die Hostie auf dem Boden des Bettes. Er liess sie von neuem beichten und gab sie ihr ein, und die Tochter des Kaisers wurde frisch und gesund.

Auch dort erhielt er einen Haufen Gold und dazu eine Krone.

Dann ging er wieder fort zum Roten Kaiser und trat auch dort beim Kaiser ein und sagte: „Gnädiger Kaiser! Ich habe das Geheimnis vom Brunnen erfahren."

„Wenn du es weisst, so hilf!"

„Nun, gnädiger, grossmächtigster Kaiser, mein Leben und mein Tod stehen in Eurer Hand! Sendet Eure beiden Töchter zur Hölle, und sobald Ihr sie fortgeschickt habt, zeige ich Euch gleich das Wasser im Brunnen; denn Eure beiden Töchter führen ein ruchloses Leben; darum hat der Himmel das Wasser von Euch genommen."

Aber der Kaiser glaubte nicht, dass das wahr sei; nur zur Probe sagte er zu seinen beiden Töchtern: „Fahrt zur Hölle!" Sogleich ergriffen zwölf Teufel die beiden. Nun liess der Jüngling sogleich den Priester herbeirufen, und sie um-

kreisten den Brunnen, und bis zum Brunnenkranz schoss das Wasser und noch darüber hinaus. Der Kaiser schenkte ihm auch einen Wagen voll Geld und eine Krone und dazu noch Soldaten, die ihn heimgeleiteten.

Und so machte sich der Jüngling auf den Weg und ging zum Grünen Kaiser. Er berichtete dem Grünen Kaiser, dass er die Dinge nun wüsste, derentwegen er ausgezogen war. Und dem Grünen Kaiser kam es in den Sinn:

„Zu allererst sage, ob du erfahren hast, welches die glückliche Stunde in tausend und einem Jahr ist!"

„Ich habe es erfahren, erhabener Kaiser! Das ist die glückliche Stunde, in der zur Weihnacht Jesus geboren wurde."

Da sagte der Kaiser:

„Das ist gewisslich wahr, Jüngling. Nun weisst du auch, wie meinem Apfelbaum zu helfen ist."

Der Jüngling sagte dem Kaiser:

„Gnädiger Kaiser! Ihr müsst den Apfelbaum ausgraben lassen; denn das Geld der vielen Königreiche ist dorthin gelegt worden, und der Rost davon hindert sein Gedeihen."

Und sogleich liess der Kaiser seine Fronleute kommen, hiess sie den Baum ausgraben, und sie fanden so viel Geld, dass des Kaisers grösster Keller voll wurde.

„Und davon gebe ich dir einen Wagen voll," sagte der Kaiser, „und eine Krone dazu."

Und dann liess der Jüngling den Apfelbaum wieder einpflanzen, und alsobald schien es dem Kaiser, dass er jetzt schöner grüne denn je zuvor.

Damit machte sich der Jüngling auf den Heimweg und langte nach einiger Zeit wieder bei dem Kaufmann an, und als der Bösewicht ihn auf der Strasse erblickte, ging er geschwind ins Haus und sagte seiner Frau:

„Da kommt jemand, den ich kennen muss, in einem schönen Kleid wie ein gekrönter König her.“

Und voller Freude eilte er in das Haus und verkündete es auch seiner Tochter, und wie er es seiner Tochter gesagt hatte, langte der Jüngling beim Thor an, und der Kaufmann ging hinaus. Der wohlerzogene Jüngling bot ihm einen guten Abend und bat ihn um Herberge. Der Bösewicht antwortete:

„Ich gebe dir gern Herberge; nur weiss ich nicht, wo ich die Wagen unterbringen könnte.“

„Das werden wir schon in Ordnung bringen; denn es sind Soldaten dabei“ sagte der Jüngling.

Da zogen sie auch schon mit den Wagen in den Hof; der Jüngling aber trat in das neue Haus ein und sagte auch gleich zu der jungen Frau:

„Guten Abend, gute, junge Frau!“

Da erwiderte die junge Frau:

„Das bin ich nicht, aber einst war ich's.“

Erwiderte der Jüngling:

„Wenn es war, so kann es auch wieder sein! Schämt Euch nicht!“ Und der neue König bat sie dann um Feuer für seine Pfeife.

Die junge Frau gab ihm auch Feuer, und der Jüngling erkannte, dass sie seine Frau war. Das Mädchen hätte ihn wohl auch erkannt, aber sie war nur zu schüchtern, mit ihm zu reden. Und wiederum bat er sie dann um eine Tasse Kaffee, und die junge Frau bereitete sie ihm und stellte sie auf den Tisch.

Da sagte der junge König:

„Ich hatte ein Paar gewünscht.“

Auch das erfüllte die Königin. Nun war es gut. Unterdessen wurden sie bekannt mit einander. Und er sagte:

„Ruft Euern Vater herein! Seid so gut!“

Und das Mädchen rief ihren Vater herein.

„Gott gebe Euch einen guten Abend, Pflegevater!“ sagte der junge Mann, und der Kaufmann hielt an, um zu sehen, wer es sei, der mit ihm sprach.

„Ihr wäret der, den ich aufgezogen habe?“ sagte der Bösewicht.

„Ich bin es, lieber Vater! Ich habe das auch erkundet, weswegen Ihr mich fortsandtet, welches die glückliche Stunde in tausend und einem Jahr ist.“

„Nicht deswegen habe ich Euch fortgeschickt; denn das kann kein Mensch erkunden; nur weil Ihr das Schreiben, das ich meiner Frau sandte, verändert habt, darum fragte ich, ob Ihr vielleicht noch mehr wüsstet.“

„Ein Mönch war es, mein lieber Vater, der meines Lebens schonte; denn Ihr hattet geschrieben, dass sie mich henken sollten, und der Mönch vertauschte das Schreiben mit einem anderen.“

Da erwiderte der Bösewicht

„Ich habe mir gleich gedacht, Ihr würdet mehr davon verstehen als ich.“

Da sprach der neue König:

„Ich künde Euch, lieber Vater, kurz die Sache, welches die glückliche Stunde in tausend und einem Jahr ist. Die ist es gewesen, in welcher zur Weihnacht Jesus geboren wurde.“

Da erwiderte der Kaufmann:

„Das war es wohl wert, eine Reise zu machen! Aber dieses viele Geld! Wo habt Ihr das gesammelt?“

„Das ist von sehr weit her, lieber Vater! Allein das Geld ist nun einmal da; jedoch der Eisenstab ist nicht abgewetzt. Und würdet Ihr mir jetzt Eure Tochter lieber geben als damals, als Ihr mich fortschicktet?“

„Ich habe auch damals nicht gesagt, dass ich sie nicht gäbe; nur darin hatte meine Frau gegen meinen Willen ge-

handelt, dass sie die Hochzeit machte, ehe ich von der Messe heimgekommen war.“

„Nun, lieber Vater! Lasst es gut sein. Ich bitte Euch schön, dass Ihr den Handel aufgebt; denn hier auf diesen Wagen ist alles voll von Gold, Silber und auch Kupfer. Wenn Ihr das Gold löffelweise essen könnt, lieber Vater, mir soll es recht sein.“

Der Alte dankte ihm dafür und ging zu seiner Frau.

Er sagte zu seiner Frau:

„All das Geld, das er hierher brachte, gehört meinem Schwiegersohn, und er bietet mir sogar an, dass ich davon leben soll. Aber ich wundere mich doch, wie er so viel Geld zusammengebracht hat, da er gar keine Anlage dazu hatte.“

Und nun wurde die Hochzeit wiederum angekündigt. —

Ungefähr drei Tage nach der Hochzeit ging der Bösewicht zu seinem Schwiegersohn, und im Laufe des Gesprächs warf er so hin:

„Mein Herr Schwiegersohn, wie habt Ihr es doch angestellt, soviel Geld zu sammeln? Wenn ich das Mittel wüsste, es würde mich nicht verdriessen, bis dorthin zu wandern, wo Ihr es entdeckt habt.“

Da erwiderte sein Schwiegersohn:

„Darum sorgt Euch nicht, Vater; denn wir haben hier reichlich zum Leben. Ihr braucht nicht mehr Handel zu treiben, ganz und gar nicht.“

Da ging der Bösewicht wieder zu seiner Frau und sagte seiner Frau:

„Mein Schwiegersohn hat mir nicht verraten, woher er die Wagen voll Geld bekommen hat.“

Erwiderte seine Frau:

„Gebt Euch doch zufrieden! Wir haben ja jetzt genug.“

Sagte der Bösewicht:

„Noch besser ist, was man selbst gesammelt hat!“

Andern Tags ging er wieder zu seinem Schwiegersohn und begann ihn von neuem auszuforschen, woher er das viele Geld bekommen habe. Da sprach sein Schwiegersohn:

„Lasst mich in Ruhe, lieber Vater, wo ich das bekommen habe; — man muss weit danach wandern.“

Der Kaufmann erwiderte:

„Mir macht der Weg keine Sorge; aber wenn ich so viel Geld bekommen könnte wie Ihr, dann könnte man erst recht wirtschaften.“

„Wohl gesprochen, Vater! Aber wer nicht einmal so viel hat und dennoch auch ein guter Wirt wäre! ..... Wenn Ihr wirklich selbst auch welches bekommen wollt, so nehmt den Eisenstab zur Hand und macht Euch mit ihm auf den Weg! Fragt zuerst nach dem Grünen Kaiser, geht da quer durch, von dort wieder weiter zum Roten Kaiser, — auch dort sprecht mit niemandem, fragt nur noch nach dem Schwarzen Kaiser. Im Walde des Schwarzen Kaisers lebt ein Mönch, und wenn Ihr bei dem angelangt seid, so ruft ihm ein „Werda“ zu; denn er hält die Soldaten mit den Wagen voll Geld und auch die Krone dazu bereit.“

Da nahm der alte Bösewicht den Eisenstab und machte sich auf, ging zuerst quer durch des Grünen Kaisers Reich; zum zweiten ging er quer durch des Roten Kaisers Reich, zum dritten ging er ins Reich des Schwarzen Kaisers. Von dort aus wanderte er hin und her, bis er beim Mönch anlangte, und er rief dem Mönch ein „Werda“ zu, und da flog das Kreuz vom Rücken des Mönches los auf ihn und war auf seinem Rücken festgeklebt.

Der Mönch aber ging ihm entgegen, kniete nieder und dankte ihm, dass er ihm Gutes erwiesen. Und nun blieb der alte Bösewicht unter dem Kreuze. Der Mönch aber küsste ihm die Hände und sprach zu ihm:

„Ich danke Euch, dass Ihr mich davon befreit habt; denn

bereits hundert und ein Jahr trage ich es hier; niemals begegnete ich einem, der das „Werda“ rief. Nun mögt Ihr es auch tragen, wie ich es trug.“

Seine Sippschaft lebte dann vergnügt, und wenn sie noch nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

---

4. Die Schlangenhaut.

Wo war's, wo war's nicht, noch hinter dem Operenzmeer, noch hinter den Glasbergen, da hatte ein eingestürzter Ofen kein Stückchen Seite mehr; wo's gut war, da war's nicht schlecht, wo's schlecht war, da war's nicht gut; da waren einmal auf dem kahlen Suchenicht- und Hund-frage-nicht-danach-Berge sieben schlanke Weidenbäume, in deren jedem Zweige ist ein lappig-lumpiges Hemd aufgehängt, und in deren jedem Saum, in jeder Falte ist ein Scheffel Flöhe — und der sei der Hirte dieser Flohherde, der nicht aufmerksam meinem aus Operenz geholten Märchen lauscht. Wenn ihm aber auch nur einer davonspringt, so sei er dem schrecklichen Blutdurst der Flohherde überantwortet, und sie mögen ihn zu Tode zwicken.

Also: Es war einmal ein armer Mann, und der hatte mit seiner Frau keine Kinder. Schon zehn Jahre war's, dass sie verheiratet waren und hatten kein Kind, nicht einmal eins, das so gross war wie mein kleiner Finger. Einstmals in ihrem Kummer brach die arme Frau in die Worte aus: „Mein Gott! Gieb mir ein Kind, sollt's auch gleich halb Schlange, halb Mensch sein!“

Ihre Bitte wurde erfüllt; die Frau fühlte sich guter Hoffnung, und Leben regte sich unter ihrem Herzen.

Und wie die Zeit herankam, brachte die Frau ein Kind zur Welt, aber Herrgott! das Kind der Frau war, wie sie ge-

beten hatte, halb Schlange, halb Mensch, so dass die Wehemutter, als sie dies Wunder erblickte, ihm den Lebensfaden durchschneiden wollte; aber seine Mutter gab es nicht zu und sprach: „Was Gott schickt, das trage ich in Geduld.“ Sie nahm es auf den Schoss, herzte und küsste es, als ob es das schönste Kind auf der Welt gewesen wäre. Und dieser Wunderwurm ruhte auch auf der schneeweissen Wiese, und aus der Knospe der zwei schönen Goldäpfel schlürfte er die Muttermilch, die süsser als Honig ist.

Schon siebzehn Jahre und elf Monate war der Wunderkäfer alt und konnte weder gehen noch sprechen; immer sass er dort auf der Ofenbank wie ein Sechseimerfass, ausser wenn er seinen Schlangenschwanz unter sich schlug und sein gelbes, schuppiges Beinkleid klirrte: dies war seine Sprache, dies das Lebenszeichen.

Als er just achtzehn Jahre war, nicht mehr, nicht weniger, beginnt das Wundergeschöpf zu aller Welt Staunen zu sprechen, und sein erstes Wort war:

„Liebe Mutter!“

„Was wünschest du, lieber Sohn?“

„Nicht wahr, liebe Mutter, hier in dieser Stadt wohnt ein König?“

„Er wohnt hier, mein Sohn, er wohnt hier.“

„Nicht wahr, der hat eine sechzehnjährige, ob ihrer Schönheit weltberühmte Tochter?“

„Die hat er, mein Sohn, die hat er.“

„Nicht wahr, liebe Mutter, es wird jetzt ein Gemahl für sie gesucht?“

„Jetzt, mein Sohn, jetzt.“

„Nun, wenn ihr jetzt ein Gemahl gesucht wird, so geht in das königliche Schloss, liebe Mutter, und sagt dem König, ich lasse ihn schön grüssen, er soll mir diese seine einzige sechzehnjährige Tochter zur Gemahlin geben.“

Als der nächste Tag herankam, da legte die arme Frau ihr allerbestes Lumpenkleid an und trat beim König ein. Sie grüsste ihn mit diesen Worten:

„Gott zum Gruss, Majestät!“

„Schönen Dank, arme Frau! Aber was ist dein Begehr?“

„Gross ist meines Herzens Traurigkeit, und jetzt bin ich deiner Majestät genaht, dass ich sie noch mehre:

Wie es deiner Majestät wohl bekannt sein mag, habe ich ein Wundergeschöpf zum Sohn — aber, da er nun einmal da ist, so möge er auch bleiben — dieser Sohn war bis zu seinem achtzehnten Jahre stumm und heute, Gottswunder! begann er zum allererstenmal zu sprechen und sagte mir, ich solle deiner Majestät einzige ob ihrer Schönheit weltberühmte Tochter für ihn zur Gemahlin erbitten. Drum, wenn man mich auch rädere, auch lebendig begrübe, stehe ich hier vor deiner Majestät.“

Der König sagte gar nichts, sondern liess die arme Frau mit Schlägen aus dem Schloss treiben.

Weinend wankte die arme Frau heim und klagte ihrem Sohn, was ihr geschehen sei.

Der Wundersame beruhigte sie nur, tröstete sie nur, dass der Schleifstein das alles schon wieder zurecht schleifen würde, und bat seine Mutter, dass sie eine kleine Weile aus dem Zimmer gehen möchte.

Wie die Mutter des Wundersamen aus dem Zimmer gegangen war, stieg der Sohn von der Ofenbank nieder, schüttelte sich, und die Schlangenhaut fiel von ihm ab, und siehe! er wurde zu einem so schönen Jüngling, dass es ihm sogar unter den Feen geziemt hätte, den ersten Platz einzunehmen; aber vorher hatte er die Thüre zugemacht, den Riegel vorgeschoben und auch das Fenster verhängt, dass kein lebendes Wesen hineinsähe.

Dann nahm er die Schlangenhaut zur Hand und schüttelte

sie siebenmal, Zauberworte dazwischen sprechend; da erschienen die dienenden Geister.

„Was befiehlst du, lieber Herr?“

„Nichts anderes als dies: ihr sollt mir sogleich, in diesem Augenblick, ein aus Erzblumen, lauterem Golde und Silberfäden geflochtenes Körbchen herbeischaffen, und in das pflückt aus dem Feengarten, vom Glückseligkeitsbaum allerlei Goldäpfel.“

Kaum war des Gebotes letztes Wort verklungen, siehe! da stand schon auf dem Tisch des Wundersamen Begehr. — In der Schlangenhaut, die er zum Staunen der Menschen tragen musste, steckte all seine Zauberkraft.

Dann legte der Wundersame wieder die Schlangenhaut an, schob den Riegel zurück, nestelte den Strick ab, nahm den Vorhang vom Fenster und rief seine liebe Mutter herein.

„Liebe Mutter! Hier in diesem aus Erzblumen, lauterem Golde und Silberfäden geflochtenen Korbe sind Goldäpfel; bringt die der Prinzessin zum Geschenk, sagt, dass ich sie ihr zum Namenstage sende.“

Die arme Frau bringt der Prinzessin das Geschenk und setzt es auf dem Buchsbaumtisch nieder.

Die Prinzessin freut sich an dem Geschenk, stürzt damit gleich zu ihrem Vater und lässt die Goldäpfel auf dem Tische rollen. Freut sich der König daran, lässt die arme Frau rufen, sie solle in das weisse Haus kommen. Traun, jetzt liess er sie nicht wie gestern mit Schlägen hinausweisen, sondern er hiess sie sich neben ihn setzen auf die goldene Bank, nahm ihre Hand, diese schwarze, schwielige Hand, in der man Rettich hätte säen können, und sprach zu ihr:

„Nun, arme Frau, geh heim; sage deinem Sohn: Wenn morgen in der Frühe eine Goldbrücke mein Haus mit deiner Hütte verbindet, so gebe ich ihm meine Tochter.“

Geht die arme Frau heim und berichtet ihrem Sohn, was der König sagen liess: „Wenn morgen früh eine goldene Brücke

sein Haus und unsere Hütte verbindet, dann gibt er dir seine einzige weltberühmt schöne Tochter.“ Der Wundersame sagte zu all dem gar nichts, nickte nur mit dem Kopf, lächelte nur.

Als die Sonne untergesunken war und sich alles im Hause des armen Mannes zur Ruhe begeben hatte, erhob sich der Wundersame um Mitternacht, streifte die Schlangenhaut ab und schüttelte sie siebenmal, Zauberworte dazwischen sprechend; da erschienen die dienenden Geister.

„Was befiehlst du, lieber Herr?“

„Nichts anderes als dies: eine goldene Brücke verbinde diese Hütte mit dem Königsschloss, und dazu plätschere unter der goldenen Brücke ein Silberfluss, und in dem sollen sich Goldfische tummeln. Aus dem Silberfluss sollen grüne Sammetinseln auftauchen, und auf denen breite sich ein Blütenmeer, zahllose Blüten; auf den Blüten sollen goldene Falter den Blütenhonig sammeln und jeden Morgen auf einem Rosenteller zu den Lippen meiner königlichen Braut tragen, dass seine Süssigkeit sie vom morgendlichen Schlummer erwecke.“

Kaum war das Wort entflohen, da war durch Zauberspruch des Wundersamen Befehl erfüllt.

In der Frühe erwachte der König vom Morgenschlummer, lief schnell ans Fenster und blickte hinaus, und fast wurde er zur Salzsäule verwandelt vor Staunen, als er dort die Goldbrücke sieht, unter der Goldbrücke einen Silberfluss, im Silberfluss eine grüne Sammetinsel, auf der grünen Sammetinsel ein Blütenmeer, auf den zahllosen Blumen allerlei zwitschernde, singende Vögelein und Blütenhonig sammelnde Goldfalter. Auf die Lippen der weltberühmt schönen Prinzessin aber senkte sich, als sie des süssesten Morgentraumes Milch schlürfte, in unsichtbarer Gestalt ein Blütenhonig tragender Falter, und mit seinem Honig versüsste er ihre Lippen.

Kaum hatte sie den Blütenhonig gekostet, da hatte sie

einen Traum, und dies träumte ihr: ein herrlicher, wunderschöner Prinz besuchte sie, trat an ihr Bett, umarmte und küsste sie.

Als die weltberühmt schöne Prinzessin von dem Kuss erwachte, fand sie in ihrem Bett ein goldenes Haar und eine goldene Schlangenschuppe. Sie nahm beides auf und verbarg es in ihrem Busen. Von der Sache erzählte sie niemandem etwas; aber als ihr lieber Vater zu ihr kam, ihr Glück oder vielleicht ihr Unglück ihr kund zu thun, und als er sie fragte, ob sie dem Wundersamen ihre Hand reichen wolle, antwortete sie: ja. Drei Tage Frist bedangen sie für den Hochzeitstag.

Drei Tage, keine lange Zeit, aber für Brautleute dreiunddreissig Jahre!

Drei Tage lagen noch vor dem Wundersamen, halb-Schlange-halb-Mensch; mit drei Geschenken umwarb er seine Braut, in dieser Ordnung:

Als am ersten Tage der Schlummer aller Augen geschlossen hatte, stieg der Wundersame von der Ofenbank und schüttelte sich, da fiel die Schlangenhaut von ihm ab. Er schüttelte sie siebenmal, Zauberworte dazwischen sprechend; da erschienen die dienenden Geister:

„Was befiehlst du, lieber Herr?“

„Nichts anderes als dies: Seht ihr jene grosse Waldwildnis längs des Silberbachs? Nun, wenn ihr sie seht, so tragt sie auf der Stelle fort zur mittelsten Mitte des Siedenden Meeres und lasst sie dort! Wenn ihr sie niedergesetzt habt, kehrt um, und an ihrer Stelle werdet ihr einen Hügel finden; auf den Hügel pflanzt den Garten der Glückseligkeit mit den allerschönsten Blumen des Erdenrunds. Wenn ihr dann damit fertig seid, so errichtet in seiner Mitte das Schloss der Glückseligkeit, zweier Liebenden, eines glücklichen Paares Nest, auf diamantenen Säulen, auf einer Regenbogenwölbung, das so viele Fenster habe, wie ein Jahr Tage hat. Zum Wappen auf des Schlosses Giebel holt des Feenreiches sonnenleuchtenden Kar-

funkel herbei, dass es keiner anderen Leuchte dort bedürfe. Malt sieben Zimmer für meine Braut mit den sieben Farben der Sonne aus, und den Boden bekleidet mit eben solchem Sammet; das achte sei das Schlafgemach meiner Braut. Darauf verwendet die grösste Sorgfalt; denn das wird die Kammer der Treue sein; darum bekleidet es mit der Farbe der Unschuld, mit reinem, weissem Sammet und stellt eine Bettstatt hinein aus Zweigen von lauterem Golde geflochten, mit edlen Perlen verziert, mit Diamantnägeln beschlagen."

Kaum war des Befehls Zauberwort verklungen, da war es auch schon erfüllt, und dort stand der schimmernde Palast inmitten des schimmernden Gartens, so wie es bestellt war: ein goldenes Nest für ein Paar Goldvögel.

Früh morgens, als der König und seine Gemahlin und die Prinzessin das Geschenk erblickten und als sie begriffen, dass dies ein Brautgeschenk sei, traun, da fehlte nicht viel, dass ihren Herzen Flügel gewachsen, dass sie davongeflogen wären, so pochten sie.

Dies war das Brautgeschenk am ersten Tage. Am andern Tag, als der Schlummer mit seinen Rosenfingern alle in der Hütte des armen Mannes gefesselt hatte, stieg der Wundersame, halb-Schlange-halb-Mensch, von der Ofenbank und schüttelte sich, da fiel die Schlangenhaut von ihm ab. Schüttelte er sie siebenmal, Zauberworte dazwischen sprechend; da erschienen die dienenden Geister.

„Was befiehlst du, lieber Herr?"

„Nichts anderes," erwiderte der Wundersame, halb-Schlange-halb-Mensch, „als dies: steigt hinab zum tiefen Meeresgrund, sucht dort die Feenkönigin auf, die über den Wassern herrscht, und geht in ihren Wasserpalast, den grosse, schnurrbärtige Walfische bewachen, und bestellt der Königin, ich liesse sie grüssen und sie solle euch den Perlmutterschrein, dazu zwölf Kammermädchen geben, der meiner Braut am Tage vor der

Hochzeit gebührt. Wenn ihr den empfangen habt, so setzt ihn auf den Buchsbaumtisch meiner weltberühmt schönen Braut, dass ihr Blick darauf falle, gleich wenn sie ihr Auge vom morgendlichen Traum aufschlägt.“

Kaum war das Zauberwort verklungen, so war schon der Befehl erfüllt; so dass die Prinzessin gleich, als sie ihr Auge aufschlug, den Perlmutterschrein erblickte, und dann, wie sie umherschaute, standen zwölf der allerschönsten, züchtigen Kammermädchen ihres Winkes gewärtig. Gleich sprang sie aus dem Bett, nahm nur das erste beste Tuch um, stürzte hin, den Perlmutterschrein zu betrachten.

Zuerst beschaute sie ihn von aussen immer wieder und wieder und rief ganz atemlos immerfort: „Wie schön, wie herrlich!“ dann drückte sie auf einen kleinen Goldknopf, und gleich sprang der Deckel des Perlmutterschreins auf.

Das ganze Zimmer war plötzlich erfüllt von jenem schönen Duft, der den Menschen verjüngt, der ihn einatmet. In diesem Perlmutterschrein waren allerlei winzige, kleine Büchsen.

Sie öffnete die erste. In der war ein Zaubermittel, das zur Morgendämmerstunde kleine, winzige Feelein auf Bienenflügeln von den Blüten gesammelt hatten. Ein Tropfen davon, und auch das graue Haar war in Goldhaar gewandelt.

Sie öffnete die zweite. In der war eine Zaubersalbe, die hatten Feen aus tausenderlei Blumensäften bereitet. Ein Tropfen davon war genug, um auch das runzligste, verwittertste Antlitz mit solcher Schönheit zu begaben, wie wenn die Morgenröte auf die weisse Rose rötlichen Schimmer haucht.

Sie öffnete die dritte. In der war Balsam. Ein Tropfen davon wandelte eine ganze Wanne Wassers in ein Balsambad, in dem der elendeste, verkrüppelte Bettler, wenn er darin badete, in einen zauberschönen Jüngling von vierundzwanzig Jahren verwandelt worden wäre.

Sie öffnete die vierte. In der war allerlei Krimskrams, den

nur die Frauen zu gebrauchen wissen, drum erzähle ich nichts davon.

Dann kleideten die Kammermädchen die Prinzessin schön an; die erste löste ihr das lange, bis zu den Fersen reichende Haar, die zweite salbte es mit dem Zaubermittel, und siehe! zu Goldhaar war es gewandelt; die dritte bereitete ein Bad und träufte Balsam hinein, und siehe! kaum hatte die Prinzessin darin gebadet, so schön sie bisher auch gewesen, danach wurde sie siebenmal schöner; die vierte wusch sie mit der Schönheitssalbe, und siehe! so strahlend schön wurde ihr Antlitz, wie wenn rötlicher Schimmer die weisse Rose überhaucht, so dass, als sie sie ganz angekleidet hatten und sie zu ihren Eltern lief, diese sie kaum erkannten und sich fragten: Ist diese Feenkönigin unsere Tochter? Und all dies that der Wundersame, halb-Schlange-halb-Mensch! . . .

Dies war das Geschenk am zweiten Tage gewesen. Nun nahte der dritte Tag, der letzte Tag.

„Was mir wohl jetzt mein Verlobter als Brautgeschenk schickt?“ fragte sich die schöne Prinzessin.

Sie rechnete schon fast darauf, so hatte sie sich daran gewöhnt. Vielleicht, wenn es ausgeblieben wäre, hätte sich ihr heller Tag umwölkt, vielleicht hätte er sich nicht nur umwölkt, sondern es hätte auch geregnet?! Es hätte Perlentropfen geregnet aus einem blauen Himmel, aus dem leuchtenden Himmel des Wundersamen, halb-Schlange-halb-Mensch?!

Kam nun der Abend des dritten Tages heran, und als der unsichtbare Schlummer mit seinen Rosenfingern alle in des armen Mannes Hütte gefesselt hatte, stieg der Wundersame, halb-Schlange-halb-Mensch, von der Ofenbank; er schüttelte sich, fiel die Schlangenhaut von ihm ab, schüttelte er sie siebenmal, Zauberworte dazwischen murmelnd; da erschienen auf der Stelle die dienenden Geister.

„Was befiehlst du, lieber Herr?“

„Nichts anderes,“ erwiderte der Wundersame, halb-Schlange-halb-Mensch, „als dies: holt für meine Braut aus dem leuchtenden Vorratshaus der Sonne ein prächtiges Brautgewand, aus dem Mondenzelt einen silbernen Schleier, aus dem Sternenfeld einen spannenbreiten Gürtel! Wenn ihr all dies geholt habt, steigt zu des höchsten Berges Spitze, auf dem der Himmel ruht. Auf jenes Berges höchstem Gipfel ist eine Klippe, die ist wie eine Blumenscherbe gestaltet; auf der Spitze dieser Klippe blüht die Lotosblume, eine Himmelsblume, die der Feuervogel mit Himmelstau aus seinem Kropf begiesst. Diese auf einem Stengel gewachsene Himmelsblume soll mir der Feuervogel bringen und am Hochzeitstage auf das Haupt meiner Braut legen.“

Kaum war des Befehls Zauberwort verklungen, so war es erfüllt; die dienenden Geister brachten, in drei Nussschalen verschlossen, das bräutliche Gewand, den Silberschleier und den schimmernden Gürtel, und auch dem Feuervogel hatten sie hinterlassen, woran er sich zu halten habe.

Früh morgens, wie die Prinzessin erwacht, fällt ihr erster Blick auf den Tisch, und dort erblickt sie drei goldene Nussschalen. Sie untersucht sie, dreht sie hin und her und sagt bei sich: „Wie schön, wie herrlich! Aber was mag wohl darinnen sein?“ Sie drückt auf einen kleinen Goldknopf; da springt der Deckel der goldenen Nussschale auf, und heraus fällt der schimmernde Goldgürtel, der nicht grösser war als eine Spanne. Nun nimmt sie auch die zweite goldene Nussschale zur Hand, drückt auf den Goldknopf, springt der Deckel auf und heraus fällt auf den Sammetteppich der aus dem Mondenzelt geholte Silberschleier. Gleich legte sie ihn zur Probe an; natürlich stand er ihr gut. Sie freute sich so sehr über das Brautgeschenk, dass sie ganz aus dem Häuschen war; sie küsste es wieder und wieder und hüpfte wie ein Kind, das seinen Jahr-

marktskringel bekommt. Aber gleich nimmt sie nun auch die dritte zur Hand und fragt sich im Stillen: Was wird nun wohl in dieser sein?

Sie drückt auf den Goldknopf, da springt der Nussschalendeckel auf, und heraus fällt ein weisses, seidenes Brautgewand, das ganz von selbst auf dem Fussboden stehen blieb, und war doch eine Nussschale sein Schrein gewesen! Und blaue Sterne funkelten auf dem weissen Grunde des Seidenkleides; nicht umsonst hatten es die dienenden Geister aus dem Vorratshaus der Sonne geholt; es war so unsagbar prächtig, dass ich es gar nicht sagen kann. Die Königstochter hüpfte vor Freude und lief gleich zum Vater König, was für ein Brautgeschenk ihr der Bräutigam gesandt hatte!

„Hier hast du nun, meine Tochter, die auserlesensten, allerschönsten Geschenke, jedoch, wie ist der Bräutigam?!“

Da bewölkte sich der Königstochter heller Tag, wortlos schlich sie aus ihres Herrn Vaters Zimmer und ging geradewegs in ihr Schlafgemach. Hier griff sie in ihren Busen, zog das goldene Haar und die goldene Schlangenschuppe hervor, sah bald das eine an, bald das andere. Und wenn sie auf das goldene Haar blickte, lachte ihr eines Auge; wenn sie die goldene Schlangenschuppe ansah, füllte sich ihr anderes Auge mit Thränen. Da war's, wie wenn die Sonne scheint, aber zugleich der Regen fällt.

Am Abend vor der Hochzeit, als der unsichtbare Schlummer mit seinen Rosenfingern alle in des armen Mannes Hütte gefesselt hatte, stieg der Wundersame, halb-Schlange-halb-Mensch, von der Ofenbank; er schüttelte sich, da fiel die Schlangenhaut von ihm ab. Schüttelte er sie siebenmal, Zauberworte dazwischen sprechend; da erschienen die dienenden Geister.

„Was befiehlst du, lieber Herr?“

„Nichts anderes,“ sagt der Wundersame, halb-Schlange-halb-Mensch, „als dies: morgen früh um neun Uhr stehe vor

meinem Hause eine Glaskutsche, an der sei alles, vom Wagenreif bis zum letzten Nagel, aus getriebenem Silber. Vor die Glaskutsche aber seien sechs mit Tatoschmilch [1]) gesäugte, vom Zaum unberührte Eisenschimmelfohlen gespannt, und das Geschirr auf diesen sechs Pferden sei alles, aber alles bis auf die letzte Schnalle, von reinem, getriebenem Golde."

Anderen Tags früh um neun Uhr stand dort vor des armen Mannes Haus, wie er geboten hatte, die Glaskutsche, vorn ein Kutscher, hinten ein Husar, des Befehls gewärtig; aber sie brauchten nicht lange darauf zu warten; denn flugs setzte sich der Bräutigam hinein, jagte über die goldene Brücke und galoppierte in das Schloss seines Schwiegervaters, in die königliche Residenz.

Hier ging nun mit grossem Gepränge und königlichen Ceremonien die Trauung vor sich; als das junge Paar vor dem Altar stand, da erklang plötzlich von fern ein lieblicher Gesang, der lauter und immer lauter wurde. Siehe! in die Kirche flogen sechs weisse Schwäne, von Menschen nie gehörte Töne singend; in ihrer Mitte schwebte der Feuervogel, der trug im Schnabel den Lotosblumenkranz und legte ihn der Braut aufs Haupt. Als das geschehen war, entfernten sie sich, wie sie gekommen waren.

Wie jetzt die Braut auf den Bräutigam blickt, da sieht sie, wie zu seinen beiden Seiten zwei sehr schöne Feenjünglinge stehen und über sein Haupt einen aus Sonnenstrahlen geflochtenen Kranz halten; aber dies sah allein die Braut, ausser ihr niemand, keine lebendige Seele. Die Menschen sahen wohl den Glanz; sie schauten sich um, woher der Lichtstrom käme, aber sie sahen nichts; das sterbliche Auge kann nicht in der Feen Geheimnis schauen.

Als die Schlafenszeit gekommen war, führten zwölf taubenweiss gekleidete Brautjungfern die Braut in ihr Schlafgemach,

---

[1]) Tatosch (tátos oder táltos) ist das Zauberpferd der Ungarn.

und die Geiger spielten das Brautschlaflied, bei dessen Klange man weint und lacht. Gegen Mitternacht kam auch der Bräutigam, und dann verliessen die zwölf Brautjungfern das Schlafgemach.

Kaum waren sie zu zweien, da verschloss der Bräutigam die Thür, sah nach, ob das Fenster gut zugemacht war, dann schüttelte er sich, und von ihm ab fiel die Schlangenhaut und siehe, vor die schamhaft nicht aufblickende Braut trat ein herrlicher, vierundzwanzigjähriger, zauberschöner Jüngling mit wallendem Goldhaar, der selbst unter Feen als König anerkannt worden wäre. Dann umarmten sie sich, küssten sich, und der Bräutigam flüsterte seiner Braut ins Ohr:

„Ach, mein schönes Herzlieb, ich würde dir etwas sagen, wenn du nur kein Weib wärst, wenn du nur das Geheimnis bewahren könntest. Denn ich habe ein grosses Geheimnis; aber das Geheimnis ist nur Geheimnis, so lange es einer weiss; sobald auch nur zwei es wissen, gleich ist es keins mehr. Aber da wir jetzt eins sind, so will ich es dir erzählen, wenn du mir unter heiligem Eide gelobst, dass du es niemandem erzählen wirst, wenn auch deine leibliche liebe Mutter dich danach fragt."

Die Frau versprach es, besiegelte es mit ihrem Eide und verpflichtete sich bei ihrer Seelen Seligkeit, dass sie niemandem ein Sterbenswörtchen sagen werde.

„Sonst," fuhr der Bräutigam fort, „wenn du dies irgend jemandem verrätst und dein Gelübde brichst, so wird unsere Sonne gleich umwölkt, und auch jenen strahlenden Stern, der über unsern Häuptern funkelt, würdest du in Finsternis sehen. Wann er sich erhellen würde, ob jemals, ob niemals, das weiss nur der liebe Gott."

Die Frau beteuerte aufs Neue, dass sie schweigen werde wie der Fisch im Wasser.

„So will ich dir verkünden, mein schönes Herzlieb, dass

ich kein Wundersamer, halb-Schlange-halb-Mensch bin, wie sie dies alle glauben, sondern ich habe Hände und Füsse, just wie andere Menschen. Der Fluch, dass ich diese Schlangenhaut tragen muss, ruht auf mir. Ich liebte eine Feenkönigin; aber weil ich sie untreu glaubte, die doch treu war, verliess ich sie; sie hat mich verflucht: So lange soll ich diese Schlangenhaut tragen, bis meine Gattin dies ihr Geheimnis ein Jahr, einen Tag und eine Stunde bewahrt hat. Wenn du das bestehen kannst, werden wir glückselig sein; wenn du es aber irgend jemandem verrätst, und sei es deine eigene liebe Mutter, werden wir unselig sein."

Dann umarmten, küssten sie sich, schmiegten ihre Köpfe einer an des anderen Schulter, und so schliefen sie ein wie ein Vogelpaar im goldenen Nest.

Nur die Königin konnte nicht schlafen; es quälte sie, wie es wohl ihrer Tochter ergangen sei. Um das zu erfahren, durchwachte sie schlaflos die lange, lange Nacht, und es dämmerte noch kaum, da lehnte sie zum Fenster des Schlosses hinaus, wartete, ob die Sonne mit hellem oder trübem Antlitz auf diese Ehe schaue; wenn ihr leuchtendes, göttliches Antlitz trübe sein wird, so wird diese Ehe glücklos sein, und die Götter heissen sie nicht gut; wenn es aber freundlich, strahlend ist, dann kündet dies Freude und Glückseligkeit.

Schon stieg die Morgenröte am Himmel auf und nach ihr gleich die strahlenaugige Sonne. Die Sonne schien hell; ihr Antlitz war wolkenlos.

Vor Freude war die Königin schier von sich und sprach bei sich:

„O Dank dir, strahlende Sonne! Die Ehe meiner einzigen Tochter wird glücklich sein; denn selbst der Himmel lächelt über ihr."

Sie eilte von hinnen zur Thür des Schlafgemachs, und dort erwartete sie das junge Paar, in der Hand einen Löffel

Honig; von dem sollten sie kosten, auf dass ihre Ehe so süss sein möge wie jener Löffel Honig.

Lange, lange musste sie dort warten; dreimal schon war sie zur Thür gegangen und wieder zurückgekehrt, bis endlich die Thür sich wirklich öffnete, und der Bräutigam und die Braut heraustraten; beider Antlitz leuchtete von Freude und Glückseligkeit, war nicht bewölkt, sondern hell wie jene strahlende Sonne!

Dann kosteten sie von dem Löffel Honig, den, an der Schwelle stehend, die Schwiegermutter ihnen reichte und zum Munde führte, indem sie sprach:

„So süss wie dieser Honig, so glücklich, so süss sei eure Ehe!“

Dann betrachtete die Königin ihre Tochter, dass sie in ihrem Antlitz etwas läse; aber da war nur Glückseligkeit mit ungeschriebenen Buchstaben geschrieben.

Die Königin dachte im Stillen, dass mit diesem Mädchen etwas geschehen sein müsse. „Aber ich frage sie nachher; sie wird es ihrer Mutter gewiss sagen!“

Nun, dabei blieb es; aber nach zwei Wochen, als die Flitterwochen vorüber waren, bestürmte die Königin ihre Tochter mit Fragen, und mit schönen Worten, mit Bitten, mit Drohungen entlockte sie ihr das Geheimnis; die weltberühmt schöne Prinzessin erzählte alles, was ihr Gemahl gesagt hatte.

„Also ist dein Gemahl wirklich ein so schöner, junger Mann, liebe Tochter?“ begann die Königin ihre Rede.

„Das kann keine Sprache schildern, Mutter.“

„Aber wozu warten wir noch ein Jahr, einen Tag und eine Stunde, mein Kind? Das ist eine lange Zeit! Merk auf, was ich sage: heute, nach Mitternacht, lasse ich den Ofen heizen (ohnehin bäckt die Haushälterin Brot), und wir lassen diese hässliche Schlangenhaut verbrennen. Ich schicke um zwei Uhr

nach Mitternacht unter irgend einem Vorwand die Magd hinein; du aber öffne die Thür! Sollte dein Gemahl erwachen und fragen, was das Mädchen will, so werde ich schon die Magd unterweisen, dass sie sage, dein Gewand, das du morgens zu tragen pflegtest, habe sie vergessen hinzubringen, und jetzt habe sie es gebracht; aber ich schicke sie nach der Schlangenhaut. Wenn die Magd die Schlangenhaut aus der Schlafkammer bringt, dann werfe ich sie gleich in den brennenden, feurigen Ofen."

So geschah's auch. — Bald nach Mitternacht, um zwei Uhr pochte die Magd an die Schlafkammerthür, damit man sie einlasse. — Wie das die junge Königin hörte, erhob sie sich von der Seite ihres Gemahls und öffnete die Thüre, aber auch ihr Gemahl war davon erwacht und fragte die Dienerin, was sie wolle.

„Ich hatte vergessen, das Morgengewand zu bringen, das brachte ich herein," antwortete die Magd.

Der Wundersame, halb-Schlange-halb-Mensch, glaubte, was die Magd sagte, und legte sich auf die andere Seite und schlief ein; jene aber, nachdem sie die Schlangenhaut gefunden hatte, trug sie hinaus. Die Königin erwartete sie schon vorn, nahm die Schlangenhaut und liess sie in den brennenden, feurigen Ofen werfen. Aber siehe! Aus jeder Goldschuppe der Schlangenhaut wurde ein Feuerei! Wie die durch die Wärme und Glut aufbrachen, da entstieg einem jeden ein Feuervogel. Das waren die dienenden Geister, die für ihren Herrn, den Wundersamen, im brennenden, feurigen Ofen waren, und sie begannen ein schrecklich trauriges Lied zu singen, und ihre Thränen flossen in Strömen, so dass das Glühfeuer im Ofen einschlief. Und als es dann ganz zu trockener Glühasche geworden war, flogen die Feuervögel allesamt, gleich nächtlichen Fledermäusen, zum Ofen hinaus. Bei diesem Anblick eilte die Königin hinweg und blieb nicht stehen, bis sie ihr

Zimmer erreicht hatte, wo sie sich das Haar herunterriss und es raufte wie Hanf.

Als dann auch der letzte Feuervogel davongeflogen war, als auch der letzte Funken im Ofen eingeschlummert war, da erwachte der Wundersame, halb-Schlange-halb-Mensch, in fürchterlicher Aufregung von einem entsetzlichen Traum. Er sprang gleich aus dem Bett, suchte die Schlangenhaut, aber fand sie nicht, und darob entsetzte er sich so sehr, dass er fast vor Schreck gestorben wäre; er wusste gleich, wie alles stand und was die Glocke geschlagen hatte.

„Ach, mein schönes Herzlieb, jetzt ist alles aus! Du hast das Geheimnis verraten! Ich verfluche dich, wie das Schicksal es bestimmt hat: So lange trage unter deinem Herzen meiner Liebe Frucht, so lange kehre der Apfel deines Busens sich nach innen und nähre mit den bitteren Thränen des Kummers deine Früchte, bis ich, wenn mir deine Treue kund geworden, meine Hand auf deine Brust lege und dich dadurch erlöse! Hier ist meines Bleibens keinen Augenblick mehr. Wohin ich gehe, forsche nicht! Du kannst nicht dort hingelangen, und zerschliessest du auch zwölf Paar eiserne Schuhe, du könntest dennoch nicht den Ort erreichen!“

„Nun, mein schönes Herzlieb,“ spricht die Königin, „wenn du mich verfluchtest, so werde auch ich dich verfluchen! Siehe! meine Fingerspitze hat sich gespalten, und mein strömendes, rotes Blut fiel auf dein weisses Hemd: So lange trage diese drei roten Blutstropfen auf deinem Hemd, bis ich sie mit eigenen Händen auswasche; wenn du aber dieses Hemd fortwerfen solltest, so möge das rote Blut auf deine Stirn tropfen und dort eintrocknen!“

Der Wundersame, halb-Schlange-halb-Mensch, aber entschwand in Nebelgestalt wie Dunst, wie Rauch und liess dort seine Gemahlin zurück.

Schon sieben Jahre, sieben Monate, sieben Wochen, sieben

Tage und sieben Stunden waren verflossen, seit der jungen Königin Gemahl verschwunden war; schon seit ebenso langer Zeit fühlte sie sich Mutter, ohne dass sie gebären konnte. Aber noch immer hatten sie weder eine Kunde noch ein Wort von dem Wundersamen, halb-Schlange-halb-Mensch, vernommen, und hatten doch überall nach ihm geforscht, hatten auch Boten in die vier Himmelsgegenden geschickt; die waren jetzt auch alle heimgekehrt, und keiner hatte von ihm etwas gehört.

Die Königin weinte in einem fort, härmte sich in einem fort, so sehr, dass sie täglich zwei, drei Tücher voll weinte. Ihre Thränen strömten wie der Platzregen, gruben sich fast selbst ein Flussbett: des Kummers Flussbett. Von Tag zu Tage schwand sie dahin wie das kranke Reis, so sehr, dass sie selbst ihres Feindes Herz gerührt haben würde, dass selbst der Mitleid mit ihr empfunden hätte.

Und in diesem Zustande zog sie in die weite Welt, ihren Gemahl zu suchen, der sie unter einem Fluche zurückgelassen hatte.

Sie wanderte und wanderte durch siebenmal sieben Königreiche, auch noch über das Operenzmeer, verwaist, mit zerrissenem Gewande, mit steinzerschnittenen, dornzerrissenen Füssen; mit Strömen ihres schönen, roten Blutes bezeichnete sie ihren Weg. Einstmals kam sie von ungefähr in ein Thal, wo auf der seidenen Wiese seidenfellige, weisse Herden weideten, die unschuldig reine Hirten hüteten.

Auf dieser Seidenwiese fand sie drei Paläste. Sie betrat den ersten, der war von einem Silberblütengarten umgeben; den Silberblütengarten aber durchschnitten Milch- und Honigströme. Auf diesen Silberblumen wuchs das Himmelsmanna, das goldgefiederte Vöglein singend abpflückten und den Wanderern in der Wüste hinabfallen liessen. Ich sage, sie langte hier an, ging in den ersten Palast, wo Frau David, die Mondmutter, wohnte. Sie grüsste sie:

„Gott zum Gruss, meine liebe, alte Mutter!“

„Schönen Dank, meine liebe Tochter! Doch was führt dich her?“

„Ich suche den Wundersamen, halb-Schlange-halb-Mensch; habt Ihr nicht etwas von ihm vernommen, liebe, alte Mutter?“

„Ich habe nichts vernommen; aber warte nur, meine liebe Tochter; heute kehrt mein Sohn David heim; er umwandert das Erdenrund. Wenn er nichts von ihm weiss, so weiss es niemand auf der Welt! Aber ich merke, du bist hungrig, bist müde, bist durstig.“

Die arme Frau sagte gar nichts, sie nickte nur mit dem Kopfe, dass es so sei.

„Nun, meine Tochter, hier diese Kürbisflasche habe ich just eben aus dem Milch- und Honigstrom gefüllt; nimm einen Schluck davon!“

Die arme Frau nahm die Kürbisflasche und that einen guten Zug daraus. Durch diesen Wundertrank gewann sie sogleich ihre alten Kräfte wieder.

„Nun, meine Tochter, hier auf diesem Rosenteller ist von Vögeln geschautes, von Vögeln gepflücktes Himmelsmanna. Iss davon, sättige dich!“

Die arme Frau, die hungrig war, sättigte sich an dem Himmelsmanna; davon fühlte sie sich noch gekräftigter.

„Nun, meine liebe Tochter, wart' nur ein Weilchen; ich mähe jetzt auf der Seidenwiese mit der Silbersichel Seidengras; leg dich darauf nieder, ruhe dich aus.“

Die gute, alte Frau aber wackelte fort auf die Seidenwiese, nahm die Silbersichel zur Hand, hatte geschwind ein ganzes Bund Seidengras gemäht und war damit zurückgekehrt. Dann bereitete sie gleich in der Kammer, damit ihr Sohn es nicht sähe, ein gutes Lager von dem Seidengras und breitete ein silbernes Laken darüber.

Die arme Frau legte sich nieder, und sogleich übermannte sie die Müdigkeit; sie schlief ein.

Kommt der Sohn der alten Frau, der David, heim und brüllt schon von weitem:

„Ich wittere einen fremden Gestank! Ich wittere einen fremden Gestank!“

Seine liebe, gute Mutter ging ihm entgegen, fasste seine Hand, streichelte ihm das Kinn und strich gleich seinen himmelwärtsgekehrten Silberbart herunter.

„Das ist kein fremder Gestank, lieber Sohn, sondern eine arme Frau von der andern Welt ist hier, die sucht den Wundersamen, halb-Schlange-halb-Mensch, der sie unter einem Fluch zurückgelassen hat; weisst du nicht etwas von ihm?“

„Alltäglich umkreise ich das Erdenrund; aber von solch einem Menschen habe ich nichts gehört noch gesehen. Aber hier, in der Nachbarschaft wohnt mein Vater Sonne; die arme Frau soll dahin gehen; wenn der nichts darüber weiss, so weiss es niemand auf der Welt.“

Wie nun die arme Königin Hunger, Durst und Leibesmüdigkeit gestillt hatte, erwachte sie mit ganz verjüngten Kräften. Wie sie erwacht war, bewirtete die Mondmutter sie noch einmal und berichtete ihr, was ihr Sohn gesagt hatte, — und ausserdem, damit sie ein Andenken an sie habe, schenkte sie ihr zwei schöne Goldfische, die sie mit einem Purpurnetz aus dem Milch- und Honigbach fischte.

Die arme Frau bedankte sich für die ihr erwiesene Güte und machte sich auf den Weg zum Sonnenpalast.

Sie ging, wandelte über die Seidenwiese auf einem mit goldenem Sande bestreuten Fusspfad; auf einmal gelangte sie in den Garten der Sonne, der die Nacht nicht kennt und mit goldenen Blumen bepflanzt ist, die unsichtbare Geister mit goldenen Giesskannen aus dem Feuerquell begiessen. Sie trat

in den Sonnenpalast, der gerade in der Mitte des Gartens stand; aber hier auf einmal verlor sie ihr Augenlicht, als ob es durchschnitten worden wäre; sie sah nicht, sondern tappte nur umher wie ein Blinder. Plötzlich berührte eine Zauberhand sie, und eine Stimme sprach: „Sieh!“ und gleich sah sie. Sie schaute umher; da erblickte sie eine alte Frau, die war die Sonnenmutter.

„Guten Tag, meine liebe, alte Mutter!“

„Schönen Dank, meine liebe Tochter! Wie kommst Du hierher in diese fremde Gegend, wohin selbst der Vogel nicht kommt?“

„Den Wundersamen, halb-Schlange-halb-Mensch, suche ich, der mich unter einem Fluch zurückgelassen hat; vernahmt Ihr nichts von ihm, meine liebe alte Mutter?“

„Ich, meine liebe Tochter, habe nichts vernommen; doch wenn mein Sohn, der die ganze Welt umwandert, nichts von ihm weiss, so weiss es niemand auf der Welt. Aber wie ich sehe, bist du durstig, bist hungrig, bist müde. Erquicke deinen müden Leib und deine müde Seele.“

Die arme Königin sagte gar nichts, sie nickte nur mit dem Kopfe, dass es so sei.

„Nun, meine liebe Tochter, wenn du durstig bist, da nimm, trink aus dieser Kürbisflasche! Ich habe just eben aus dem frischen Quell geschöpft; Feuertrank ist darinnen.“

Die Königin nahm die Kürbisflasche und that einen guten Zug vom Feuertrank. Plötzlich, wie wenn der Faden ihres Wehes entzweigeschnitten wäre, hörten sogleich all ihre Schmerzen auf, und eine dem Schlummer gleiche Erstarrung ergriff jedes ihrer Knöchelchen.

„Doch die Dornen des Weges haben deinen königlichen Leib zerrissen, blutig geschlagen, meine liebe Tochter; komm, bade in Tausoole!“

Die arme Königin badete in Tausoole, und auf einmal war jede Wunde, jeder Riss an ihrem Leibe geheilt; ihr ganzer

Leib wurde so weiss wie das feinste Linnen, so zart wie Tau und so glatt wie Marmor.

„Nun, meine liebe Tochter, wenn du hungrig bist, sieh, hier sind ein paar goldene Äpfel; iss nur!“

Wie die Königin das eine Goldäpfelpaar gegessen hatte, da war plötzlich ihr Hunger gestillt, wie wenn er entzweigeschnitten wäre.

„Aber du bist auch müde, meine liebe Tochter; komm in meine Schlafkammer; dort mache ich dir ein Bett aus goldenem Grummet, das ich mit einer Strahlen-Sichel schneide und mit einem goldenen Laken bedecke.“

Da legte sich die arme Königin auf das goldene Grummet nieder, und gleich übermannte sie die Müdigkeit; sie schlief ein.

Nun kommt abends die Sonne sehr müde heim und schreit schon von weitem:

„Ich wittere einen fremden Gestank! Ich wittere einen fremden Gestank!“

Geht seine gute Mutter ihm entgegen; mit sanfter Hand streichelt sie seinen Feuerbart, und gleich, nachdem sein Bart heruntergestrichen, heitert sich seine Stirn auf.

„Das ist kein fremder Gestank, mein lieber Sohn, sondern hier ist eine Frau, mit der's so und so steht, aus der andern Welt, die sucht ihren wundersamen halb-Schlange-halb-Mensch-Gemahl, der sie unter einem Fluch zurückgelassen hat; sahst du ihn nicht auf deiner Weltenwanderung?“

„Ich sah ihn nicht, meine liebe Mutter. Aber eine Tagereise von hier wohnt mein Sohn, der Wind; er hat einen schlanken Leib, denn sogar durch das Nadelöhr kann er kriechen; wenn er nichts von ihm weiss, so weiss es niemand auf der weiten Welt!“

In der Frühe erhob sich die arme Königin, an Leib und Seele gestärkt. Die Sonnenmutter nahm sie bei der Hand und leitete sie aus dem Sonnengarten; aber vorher bewirtete sie

sie mit goldenen Apfeln. Allerlei drollige Dinge sah sie hier: sie sah die riesigen Kreuzspinnen, wie sie aus verspeistem Goldflachs die Feenleinwand webten und wirkten, die feiner als Haar, durchsichtiger als Glas ist, sah hier und dort, nah und fern eingepflanzte Sonnenstrahlenblüten, die jede einem Himmelsvöglein Obdach bot.

Wie sie aus dem Sonnengarten gelangt waren, da schenkte ihr die Sonnenmutter, die gute, alte Frau, damit sie ein Andenken behalte, eine goldene Kunkel und zwei schöne goldene Spindeln.

Nun hatte sie schon zwei schöne goldene Fische, eine goldene Kunkel und zwei schöne goldene Spindeln.

So geht und wandert die arme Königin; auf einmal, gegen die Dämmerzeit, kommt sie in einen Garten, der war des Windes. Schon von fern schlug an ihr Ohr ein Singsang, der wie die Flut fortwährend anschwoll, wie sie näher und näher kam. Wie sie ganz dort angelangt war, da sah sie, dass dort auf aufgespannten, goldenen Saiten das Lüftchen spielte, und der Sturmwind strich die Bassgeige dazu.

Zu dieser seltsamen Musik drehten sich die Wirbelwinde im Tanz; alt und jung, alle miteinander tanzten den ewigen Tanz. Hier, mitten im Garten stand des Windes Palast, auf Granitfelsen, die er in seinem Zorn vom Kaukasus abgebissen hatte. Die arme Königin betrat den Palast, und dort traf sie eine alte Frau, die Windmutter. Sie grüsste sie:

„Gott zum Gruss, meine liebe, alte Mutter!“

„Schönen Dank, meine liebe Tochter, wie kommst du hierher in diese fremde Gegend, wohin selbst der Vogel nicht kommt?“

„Ich suche meinen wundersamen halb-Schlange-halb-Mensch-Gemahl, der mich unter einem Fluch zurückgelassen hat; vernahmt Ihr nicht etwas von ihm, meine liebe, alte Mutter?“

„Ich habe nichts vernommen; aber bald kommt mein Sohn, der Wind, heim, der sogar durch das Nadelöhr kriecht; wenn der nichts von ihm vernommen hat, dann hat es niemand auf der Welt! Aber du bist hungrig, meine Tochter, wie ich sehe, bist durstig, bist müde.“

Die arme Frau sagte gar nichts, sie nickte nur dazu mit dem Kopfe, dass es so sei.

„Nun, wenn du hungrig bist, hier sind ein paar Goldbirnen, die mein Sohn im Garten der Morgenröte gepflückt hat; die iss!“

Die arme Königin nahm die beiden Goldbirnen und ass sie. Siehe! auf einmal, als ob der Faden des Hungers in ihr entzweigeschnitten wäre, so war er auf der Stelle beschwichtigt.

„Nun, meine liebe Tochter, wenn du durstig bist, hier giebt's etwas; trink aus dieser Kürbisflasche! Ein Zaubertrank ist darin, den mein Sohn von Blütenstengeln liest.“

Die arme Königin nahm die Kürbisflasche und that einen guten Zug daraus; auf einmal kehrte ihres Antlitzes frühere Schönheit zurück, und wieder wurde ihr Antlitz wie die weisse Rose mit Purpurfarbe angehaucht.

„Aber du bist auch müde, meine Tochter; komm in mein Schlafzimmer, lege dich nieder in meinem Blumenbett auf das Seidengras, das ich mit einer Mondsichel jüngst geschnitten habe.“

Die arme Königin legte sich nieder auf das Seidengras, und der rosenfingrige Schlummer schloss ihr gleich die Augen zu.

Nun kommt mit lautem Gepolter der Wind heim; schon von einer Meile her schreit er:

„Ich wittere einen fremden Gestank! Ich wittere einen fremden Gestank!“

Ein Haar aus seinem Bart war in das Meer gefallen, und das wirbelte dort alles aus seinen Grundfesten auf.

Da eilte ihm seine liebe Mutter entgegen, und wie sie seinen langen Bart gestreichelt hatte, da besänftigte sich der Wind gleich.

„Das ist kein fremder Gestank, mein lieber Sohn; sondern hier ist eine unglückselige Frau aus der anderen Welt, mit der es so und so steht, die ihren wundersamen halb-Schlange-halb-Mensch-Gemahl sucht, der sie unter einem Fluch zurückgelassen hat. Hast du nicht etwas von ihm vernommen?“

„Haha, meine Mutter! Natürlich vernahm ich davon. Doch in solchem Zustand kann sie nimmermehr dorthin gelangen; sie müsste durch ein Loch, das enger als das Nadelöhr ist, kriechen; denn die Burg ist rings von einer brennenden Hecke umgeben. Doch ich werde sie in meine Arme nehmen, trage sie dann auch hinüber über die brennende Hecke und setze sie im Garten nieder. Das andere ist dann ihre Sache.“

Frühmorgens bewirtete die Windmutter die arme Königin, und auf dass sie ein Andenken behalte, gab sie ihr goldenen Flachs, der war aus dem Bart eines jungen Wirbelwindes gerupft; er selbst aber, der alte Herr Wind, nahm sie in seinen Arm, und damit sie nicht friere, deckte er sie mit seinem Mantel zu; dann begann er ein Lied zu singen und wiegte sie in seinem Arm wie die Amme das Kind in der Wiege, so dass die Königin einschlief, und als sie erwachte, da fand sie sich am Ufer eines Sees.

Hier am Ufer des Sees setzte sie sich nieder und liess die beiden Goldfischchen in dem Teich trinken; dann nahm sie den goldenen Flachs vor, den sie von der Windmutter als Andenken erhalten hatte, zupfte ihn, schichtete ihn, wickelte ihn zur Docke zusammen; dann band sie ihn auf die goldene Kunkel und begann auf der goldenen Spindel zu spinnen.

Sie spann nur und spann; da kamen einmal zwei Frauen an den See zum Waschen. Sie setzten das Waschgestell am Seeufer nieder und nahmen ihre Wunderholzschlägel vor und begannen die Kleider zu schlagen, und ab und zu spülten sie sie im Wasser des Sees.

Die beiden Frauen wuschen und wuschen, die Königin spann und spann; auf einmal begann die eine der beiden Frauen, während sie ein weisses Hemd in der Hand hielt:

„Ach Tauwasser," so hiess die Frau, zu der sie sprach, „schau her! Siehst du diesen Blutfleck? Wenn wir den auswaschen könnten, würden wir die Reichsten auf der Welt werden; denn für das Auswaschen dieses Fleckes versprach unser Herr unzählig viel Geld. Sie versuchten es auch schon auf alle Weise, sie kochten, laugten, seiften es, vielleicht sogar auch mit Spiritus; aber niemand konnte ihn auswaschen."

Die Königin hatte so mit halbem Ohr ihrer Rede gelauscht, und so mit halbem Auge verstohlen schaute sie hin auf das Hemd. Siehe, da erkannte sie das Hemd ihres eigenen Gemahls! Dies war das verwunschene Hemd, jenes, auf das sie ihr rotes Blut hatte fallen lassen, und das war auch jetzt noch so rot.

Sie sprach zu den Frauen:

„Hört an! Gebt mir nur jenes Hemd her; ich werde es schon auswaschen."

Die beiden Frauen gaben es ihr. Die Königin liess zwei grosse Thränentropfen darauf fallen, rieb es ein wenig, und siehe, von dem Blutfleck war keine Spur mehr sichtbar.

Voller Freude eilten die beiden Wäscherinnen heim, und geradewegs zu ihrem Herrn: da und da am Ufer des Sees sei eine Frau, die spinne goldenen Flachs von goldener Kunkel auf goldener Spindel, die habe kaum das Hemd in die Hand genommen, kaum ein paar Thränentropfen darauf fallen lassen, da sei gleich der Blutfleck ausgegangen und zwar so,

dass man keine Spur mehr sehen könne: „Wenn deine Majestät es nicht glaubt, hier ist das Hemd, seht selbst!“

Wahrlich, der Feenkönig sah das Hemd nicht an, sondern stürzte Hals über Kopf auf den Hof und gab dort den dienenden Geistern Befehl, da und da am Ufer des Sees sei eine Frau, die sollten sie geschwind aufsuchen, in die gläserne, goldene Kutsche setzen, die Tatoschpferde, Feenrosse ziehen; dann sollten sie sie in das Balsambad führen und baden; wenn das geschehen sei, sollten sie sie in purpurnen Sammet kleiden und in das schönste Gemach des Schlosses führen; denn sie sollten sie so ehren und betrachten wie ihre Königin.

Kaum war der Befehl verklungen, so war er auch erfüllt. Die Königin wurde in einer gläsernen, goldenen Kutsche in das Balsambad gebracht und dort gebadet; von dort führten sie sie dann in das Feen-Ankleidegemach, wo die Wand so strahlend wie der Spiegel war oder vielmehr noch strahlender; man brauchte nur auf die Wand zu blicken, und gleich sah man sich vom Scheitel bis zur Sohle. Hier kleideten sie zwölf Kammermädchen in purpurnen Sammet, entwirrten mit dem Muschelkamm ihr langes, goldenes Haar, das schon seit sieben Jahren nicht gekämmt worden war, mit feenhafter Geschicklichkeit, so dass auch nicht ein einziges Goldhaar von ihrem Haupte hinabfiel, auch nicht ein Haar am Muschelkamm hängen blieb. Dann flochten sie ein regenbogenfarbenes Band hinein, und auf jedes Haar zogen sie eine echte Perle.

Als sie so in voller Pracht gekleidet war, führten sie sie in das schönste Gemach und betteten sie dort auf einem Blumenlager. Ein Goldhaar erleuchtete das Zimmer mit Tageshelle.

Nun öffnete sich die Thür, und herein trat nicht mehr der Wundersame, halb-Schlange-halb-Mensch, sondern der schönste, vierundzwanzigjährige, mit unvergänglicher Schönheit und ewiger Jugend begabte Feenkönig, ihr liebster, lange nicht gesehener Gemahl.

Der Feenkönig trat ans Bett der kranken Königin, seine beiden Finger legte er auf ihre Brust, auf die Gegend des Herzens, und die Königin brachte gleich, ohne Schmerz, zwei schöne, goldlockige Kinder zur Welt. Das eine war ein Knabe, das andere ein Mädchen; die Sonne hatte das eine, einen Stern das andere auf der Stirn; beide aber hatten bis zur Ferse wallendes Goldhaar.

Wie die Königin die beiden schönen Kinder zur Welt gebracht hatte, erhob sie sich gleich von ihrem Bett; denn sie fühlte keinen Schmerz. Dann nahm der Feenkönig von der einen Seite den siebenjährigen kleinen Sohn, von der anderen Seite die siebenjährige kleine Tochter, führte sie in das Feenschloss, wo er die Königin auf den Thron setzte, den die versammelten Feen schon umstanden und sie als ihre Königin willkommen hiessen. Als die Königin im Balsambad gebadet hatte, war auch sie gleich all den anderen Feen mit ewiger Jugend begabt worden, und dazu war sie die allerschönste unter all den versammelten Feenfrauen und Fräulein; sie war Königin in der Schönheit.

Dann feierten sie ein grosses Fest; sie hielten Hochzeit und Taufe auf einmal, und drei Frauen, die Mond-, Sonnen- und Windmutter, luden sie als Patinnen, als Paten aber deren Söhne, die auch mit grossem Gepränge erschienen und es so lustig trieben, dass man sieben Welten weit davon erzählte.

Zu Ende war's, ein Märchen war's.

---

5. Schön-Ilonka.

Irgend wo, ich weiss nicht wo, war einmal auf der Welt ein König und der hatte einen Sohn. Einstmals sagte der zu seinem Vater, dass er heiraten wolle.

„Hoho! So geht das nicht! Nicht eher, als bis du eine Heldenthat vollbracht hast. Mich liess mein Vater auch nicht eher heiraten, als bis ich das goldene Schwert gewonnen hatte, das du noch jetzt an meiner Seite siehst.“

Was blieb dem Königssohn übrig? Er zog in die Welt, sein Glück zu versuchen. Und wie er wanderte und wanderte, traf er einst auf ein kleines Haus. Er trat ein und sah eine alte Frau neben dem Ofen kauern.

„Traun, Mütterchen, Ihr seid, wie ich sehe, viel in der Welt herumgekommen; wisst Ihr nicht etwas von den drei Schilfhalmen?“

„Ich bin wirklich schon viel herumgekommen, aber davon habe ich wahrlich nie etwas gehört, geschweige denn gesehen. Aber wenn du bis morgen wartest, kann ich vielleicht doch etwas sagen.“

Gut, er wartete bis morgen. In der Frühe nahm die alte Frau eine Pfeife, blies darauf, und siehe, so viel Krähen es auf der Welt giebt, sind sie nicht alle hingeflogen? Sie waren alle dort und fehlte keine einzige. Da fragte sie diese, ob sie etwas von den drei Schilfhalmen wüssten; aber jene wussten auch nichts. — Der Königssohn schritt fürbass. Nicht lange, so fand er wieder ein Haus, darin einen alten Mann. Als er auch den fragte, sagte der, dass er nichts wisse; aber er möge bis morgen warten. Anderen Tags rief der alte Mann die Raben zusammen. Die wussten aber auch nichts von den drei Schilfhalmen.

Der Königssohn ging weiter. Er wanderte, wanderte, war schon jenseits von siebenmal sieben Königreichen, da fand er ein schlechtes, kleines Haus und darin eine alte Frau.

„Guten Abend, liebe Mutter.“

„Gott lohn' es dir, lieber Sohn! Dein Glück, dass du mich so angesprochen hast; denn sonst wärest du eines schrecklichen Todes gestorben. Aber wohin des Wegs?“

„Ich, liebe Mutter, suche die drei Schilfhalme. Wisst Ihr nichts von ihnen?“

„Ich selbst weiss nichts von ihnen. Aber warte nur bis morgen!“

Anderen Tags, wie diese auch auf ihrer Pfeife blies, siehe, da erschien dort plötzlich alles, was nur an Elstern auf der Welt war. Aber ich lüge; denn eine, die ihr Bein und ihren Flügel gebrochen hatte, war nicht dort. Sogleich schickte die alte Frau auch nach dieser. Als sie dann alle fragte, da wusste nur diese eine verkrüppelte, wo die drei Schilfhalme waren.

Da machte sich der Königssohn mit dieser auf den Weg. Sie wanderten und wanderten, waren sogar schon jenseit des Glasbergs, als sie bei einer fünfunddreissig Klafter hohen Steinwand anlangten.

„Nun, Königssohn,“ sagte die Elster, „die drei Schilfhalme sind hier innen an der Steinwand.“

Da besann sich der Königssohn traun nicht lange, sondern sprengte mit seinem Ross hinein. Dann suchte er dort die drei Schilfhalme unter den anderen und zog sie heraus. Mit ihnen machte er sich dann auf den Heimweg. Wie er so ging, dahinschlenderte, da kam es so von ungefähr, dass er einen Schilfhalm spaltete.

Und siehe da, was für ein wunderschönes Mädchen sprang daraus hervor! Das sprach:

„Mein schönes Herzlieb, du bist mein, ich bin dein; gieb mir einen Becher Wassers!“

Doch wie sollte er ihr welches geben können, so gern er es auch gethan hätte! Da flog das schöne Mädchen von dannen. Sogleich spaltete er auch den zweiten zur Probe. Mit dem ging es ihm gerade so. Sein Herz sprang ihm fast vor Sehnsucht nach den beiden schönen Mädchen.

Aber wie gab er nun auf den dritten Schilfhalm Acht! Den spaltete er erst, als er bei einem Brunnen angelangt war.

Da sprang aus ihm ein siebenmal schöneres Mädchen, als jene gewesen waren. Wie es hinaussprang, sagte es gleich:

„Mein schönes Herzlieb, du bist mein, ich bin dein; gieb mir einen Becher Wassers!“

Mehr bedurfte es wahrlich nicht. Geschwind war ein Becher mit Wasser zur Stelle. Diese flog nun aber auch nicht von dannen. Sogleich gelobten sie sich ewige Liebe.

Dann ging der Königssohn, um sie in einem schönen Wagen heimzuführen, in die Stadt (denn er war schon in der Heimat), dass er von dort einen hole. Dort weideten des Königs Schweinehirten und Rinderhirten; denen vertraute er Ilonka an (denn so hiess sie), bis er zurückkehre.

Das wäre so weit ganz gut gewesen; aber der eine Schweinehirt hatte eine sehr alte, hässliche Tochter. Während der Königssohn weg war, liessen sie diese sich ankleiden, und Ilonka warfen sie in einen Brunnen.

Bald darauf kam der Königssohn mit seinem Vater, seiner Mutter und einem riesig grossen Gefolge, um Ilonka gebührend heimzuleiten. Aber wie standen sie alle mit offenem Munde da, als sie das hässliche Schweinemädchen erblickten! Doch was war da anderes zu machen, als dass sie jene heimführten! Und nach ein paar Tagen liess sich der Königssohn auch mit ihr trauen.

Aber er konnte keine Ruhe finden; er wusste sehr wohl, dass man ihn hintergangen hatte. — Unter anderem forderte er einstmals, dass man ihm von jenem Brunnen Wasser bringe, aus dem er Ilonka zu trinken gegeben hatte. Also gut, sie sandten den Kutscher hinaus, dass er es hole. Der zog mit dem Eimer zusammen eine schöne, kleine Ente heraus. Er schaute sich überall um; auf einmal merkte er, dass die kleine Ente nirgends war, aber ein schmutziges Mädchen vor ihm stand. Der Kutscher trug dann das Wasser heim. Das Mädchen ging mit ihm und wurde dort Kammermädchen.

Wenn sie dann und wann ein wenig Musse hatte, so spann sie. Aber sie hatte einen Rocken, der drehte sich von selbst herum, eine Spindel, die kreiste von selbst, und Hanf, der sich von selbst abhaspelte, und so viel sie auch abnahm, immer wuchs neuer an seiner Stelle. Als die Königin, das heisst die Schweinehirtin, dies hörte, begehrte sie, dass sie ihr den Rocken gäbe. Das Mädchen wollte erst durchaus nicht; aber dann sagte sie, sie mache sich nichts daraus, sie würde ihn geben, aber nur dann, wenn sie eine Nacht beim König schlafen dürfe. Da wurde die Frau aber zornig! Sie schalt sie sehr; aber als sie dann ihrem Mann einen Schlaftrunk gegeben hatte, sagte sie, es sei ihr gleich.

Da ging das Mädchen in des Königs Gemach und war noch siebenmal schöner, als es vordem gewesen war. Es ging zum König und sprach zu ihm:

„Mein schönes Herzlieb, du bist mein, ich bin dein. Sprich zu mir nur ein einziges Mal! Ich bin deine Ilonka.“

Aber wahrlich, der König sprach nicht ein Wort. Traurig ging das Kammermädchen aus des Königs Gemach; denn es dachte, dass der König nur darum nicht zu ihm spräche, weil er sich vielleicht schämte.

Bald darauf begehrte die Königin die Spindel von ihr. Wieder sagte sie, dass sie sie ihr geben würde, wenn sie eine Nacht beim König schlafen dürfe. Die Königin willigte wieder ein; denn sie gab ihrem Manne wieder einen Trank. Da ging das Mädchen zum König und war noch siebenmal schöner, als es vordem gewesen war. Aber wieder konnte sie nicht mit ihm reden.

Das war so weit ganz gut, aber des Königs Diener hatte alles gesehen, und nachher erzählte er dem König alles. „Herr, so und so steht die Sache; drum, was Euch auch Eure Gemahlin an Speise und Trank darbieten möge, rührt nichts an; denn sie giebt Euch einen Schlaftrunk.“

Nun, so geschah es auch.

Und zwar geschah's, dass die Königin danach auch den Hanf von dem Kammermädchen forderte, und die gab ihn hin, aber nur, wenn sie wieder eine Nacht beim Könige schlafen dürfe. Warum hätte das die Königin nicht bewilligen sollen! Sie fürchtete jetzt kein bischen mehr für ihren Mann.

Als sie zu Abend assen, bot die Königin ihrem Manne die schönsten Speisen und Getränke an; aber er rührte nichts an, sondern legte sich geschwind schlafen.

Da bereute die Königin bitter ihr Thun; aber jetzt konnte sie nichts mehr machen, denn das Kammermädchen war jetzt schon drinnen beim König.

Wie hätte der König wohl schlafen können! Er wartete mit Bangen. Und auf einmal sah er, dass ein wunderschönes Frauenbild sich zu ihm legte, und das sprach:

„Mein schönes Herzlieb, du bist mein, ich bin dein. Sprich zu mir nur noch ein einziges Mal! Ich bin deine Ilonka."

Da umarmte und küsste sie der König, besonders als er hörte, dass sie die wahre Ilonka war.

Und dann erzählte sie ihm alle ihre Erlebnisse von der Zeit an, wo der Königssohn sie verlassen hatte; wie die Schweinehirten ihr die Kleider vom Leibe gerissen und sie in den Brunnen geworfen hatten, und dann, wie sie hierher gekommen war.

Nun, mehr bedurfte der König nicht. Anderen Tags gab er schrecklich strengen Befehl, dass seine Frau in Stücke zerrissen und an den Schweif eines wilden Fohlen gebunden werde zum schrecklichen Beispiel. So geschah es auch. Die Schweinehirtenfrau aber wurde gevierteilt und dann an den vier Ecken der Stadt aufgepflanzt. Den Schweinehirten henkten sie inmitten der Stadt.

Der Königssohn hielt eine grosse Hochzeit mit der

wunderschönen Ilonka; und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie vielleicht jetzt noch.

---

6. Das Waldfräulein.

Es war einmal, ich weiss nicht wo auf der Welt, eine alte Königin. Diese alte Königin hatte einen Enkel; aber der war solch ein Nichtsnutz, dass er seine Grossmutter immer bewarf, wenn er zum Brunnen Wasser holen ging. Einstmals, als es ihr mehr als genug war, sprach sie zu ihrem Enkel:

„Du, hör mal, wirf nicht! Denn du wirst sehen, du bekommst eine Frau aus dem Walde."

Darüber lachte der Königssohn sehr; danach bewarf er sie noch mehr als vordem.

Als er nun schon ein ganz grosser Bursche geworden war, ging er unter anderem einstmals hinaus in den Wald spazieren. Der war dort gleich unterhalb der Stadt. Wie er dort auf und ab spaziert, erblickt er eine sehr schöne Staude; sogleich zieht er sein Messer aus der Tasche, schneidet sie ab. Siehe, da springt ein wunderschönes, goldhaariges Feenfräulein heraus und spricht:

„Ich bitte dich schön, schöner Königssohn, gieb mir einen Trunk Wasser!"

Wie sehr er es auch gewünscht hätte, er konnte ihr auch nicht einen Tropfen geben; denn er hatte natürlich nichts bei sich, und dort in der Nähe war auch keins.

„Ich bitte dich schön, schöner Königssohn, gieb geschwind; denn sonst sterbe ich auf der Stelle!"

Aber das war unmöglich! Das wunderschöne Feenmädchen verschwand auf einmal so, als wäre es niemals dort gewesen. Der Königssohn war sehr traurig, denn, warum soll ich es leugnen, sein Auge war an dem schönen Frauenbild

hängen geblieben, nun und ausserdem war er auch gar nicht so sehr schlimm, wie man sagte.

Ein andermal, als er wieder in den Wald hinausgehen wollte, that er keinen Schritt, ehe er nicht einen Krug mit gutem Brunnenwasser gefüllt hatte. Diesmal suchte er aber wahrlich nicht lange nach der Gerte; so bald er eine etwas seltsame erblickte, schnitt er sie gleich ab. Und wieder sprang da ein schönes, goldhaariges Feenfräulein heraus; die war noch siebenmal schöner als jene andere.

Darauf hatte der Königssohn nur gewartet.

Und das goldhaarige Feenfräulein spricht:

„Ich bitte dich schön, schöner Königssohn, gieb mir einen Trunk Wasser!“

Darauf sagt der Königssohn:

„Wie sollte ich es nicht geben, meine liebe Taube! Ich gebe dir so gutes, dass du in deinem Leben nie besseres getrunken hast.“

Wie er nach dem Eimer greifen wollte, schaute er nicht dorthin, sondern auf das schöne Feenfräulein, und stiess den Eimer um; es blieb auch nicht ein Tröpfchen Wasser darin. Aber das hatte er wahrlich nicht gewollt, um alles in der Welt hätte er es nicht gethan!

Vergebens flehte ihn nun das schöne Feenfräulein an; er konnte ihr wirklich nichts geben. Auch diese verschwand wie die andere.

Der Königssohn war grenzenlos zornig auf sich, gab sich alle möglichen Namen; aber in der Sache konnte er nun doch nichts ändern. Er wurde so schlechter Laune wie der, der kein Hanffeld bekommen hat. Sie fragten ihn zu Hause aus; aber er sprach kein Wort, ganz wie du jetzt kein Wort sprichst, mein lieber Sohn. Er zürnte mit sich im Stillen und ärgerte sich.

Am nächsten Tage ging er wieder hinaus in den Wald. Wer wagt, gewinnt. Jetzt aber trug er das Wasser in einem Tönnchen; da war er sicher, dass das Wasser daraus nicht ausfliessen würde. Und so konnte er auch dem Feenfräulein, das jetzt aus der Gerte sprang, die er abgeschnitten hatte, Wasser geben. Na Brüderchen, die war noch siebenmal schöner als die beiden andern. Und nachdem sie tüchtig aus dem Fässchen getrunken hatte, wurde sie noch schöner; so schön wurde sie, dass man sie kaum anschauen konnte. Und da der Königssohn auch ein Bursche war, der sich wohl sehen lassen konnte, so fanden sie Wohlgefallen an einander. Man brauchte ihnen nicht lange zuzureden. Sie schauten nur, schauten nur einander eine gute Weile an, plötzlich fielen sie sich in die Arme, umarmten, küssten sich und sprachen:

„Du bist mein, ich bin dein; das Grabscheit trenne uns!“

Ja wohl! Gleich setzten sie sich in die Kutsche. Die wundervollen, sechs braunen Fohlen flogen mit ihnen gleichsam davon. Sie gingen heim, hielten eine grosse Hochzeit; dann lebten sie ein Jahr lang glücklich.

Aber dann musste der König in den Krieg ziehen; seine Frau war zu jener Zeit schon guter Hoffnung. Nicht lange darauf kam die Königin auch ins Kindbett. Ach ja, ich habe zu erzählen vergessen, dass die alte Königin befohlen hatte, dass ins Zimmer der jungen Königin keine Blauspechte hineingelassen werden sollten. Also die Königin bekam zwei so wunderschöne Knaben, dass es eine reine Wonne war, sie anzuschauen. Aber diese gottlose, alte Königin! Vertauschte sie nicht die beiden kleinen Knäblein? Wahrhaftig! Zwei junge Jagdhunde legte sie an ihrer statt hin, die beiden kleinen Knäblein wollte sie umbringen. Aber da waren doch zwei Blauspechte; die haben dann die beiden kleinen, unschuldigen Würmchen aufgenommen, und „Nebel vor mir, Nebel hinter mir!“ als ob sie niemals dort gewesen wären.

Wie die in das Zimmer gekommen sind, das weiss ich nicht; aber dass sie dort drin gewesen sind, das ist sicher.

Da war nun grosses Leid. Die junge Königin weinte so viel, dass sie fast das Haus umwarf. Sie wusste sehr wohl, dass sie sie betrogen hatten, aber sie konnte gar nichts dagegen thun. Dann sagte ihr die alte Königin noch dazu, wie sie so schlecht, so schlecht sei; denn wenn sie gut wäre, so hätte sie jetzt nicht Hunde als Kinder bekommen:

„Gott sei mir gnädig, aber so etwas habe ich noch nie gehört. Ja, die Jugend von heute ist nun mal so! Ach, das war alles anders zu meiner Mädchenzeit! Wahrlich, wenn so etwas damals jemandem geschehen wäre, unter die Erde wäre er gekrochen vor Scham. Aber die hier, seht nur, die spielt noch die gekränkte Unschuld!“

So redete die alte Königin, obschon an ihr jedes Knöchelchen böse war.

Aber plötzlich kam nun der König heim. Vergebens sprach da die arme, junge Königin; es nützte nichts. Der König verstiess die Arme wirklich. Sie ging geradewegs in den Wald. Dort erzählten ihr die Blauspechte, wo ihre beiden Knäblein seien. Dorthin ging sie, und sie lebten lange Zeit zusammen.

So waren vier, fünf Jahre vergangen; da hörte sie einmal, dass ihr Mann sich verheiratet habe. Die Tochter jenes Königs, mit dem er vordem sich bekriegt, hatte er genommen. Sie erfuhr auch, wann die Hochzeit sein werde. Da schickte sie ihre beiden Söhne hin, die waren so schöne, kleine Knaben geworden, dass man in siebenmal sieben Königreichen nicht ihresgleichen finden konnte. Wie sie ins Zimmer traten, erkannte die alte Königin sie auf der Stelle und sprach:

„Packt euch von hinnen! Wir brauchen solche Brut hier nicht!“

„Aber warum wollt Ihr die armen Kleinen wegjagen, liebe

Mutter?“ sagt der König, „die thun ja nicht einmal den Fliegen was zu leide. Geht nicht fort; kommt her zu mir, meine lieben Jungen, esst, trinkt, was euer Auge, euer Mund begehrt. Ich weiss ohnehin, zu Hause habt ihr zum beissen nicht viel Auswahl. Esst, liebe Jungen!“

Nun, sie liessen sich auch nicht lange nötigen, sondern griffen tüchtig zu. Der König, der seine erste Gemahlin gar nicht vergessen konnte, nahm bald den einen, bald den anderen kleinen Knaben auf den Schoss. Die Braut dort neben ihm wurde traurig. Er sah sie wenig an. Und dann herzte er die Kinder. Er forschte sie auch aus, wo ihr lieber Vater, ihre liebe Mutter wohne.

Da erzählten sie ihm alles, was sie nur wussten, ihren Vater kennten sie nicht, aber er lebe und sei ein grossmächtiger König; aber ein schlechter Mensch müsse er sein, denn er habe ihre Mutter verstossen; die sei aber eine so gute Frau, dass man ihresgleichen nicht finden könne.

„Aber woher wisst ihr das? Ihr seid ja noch so klein,“ sagte der König zu ihnen.

„Aber deswegen wissen wir es doch“, erwiderten sie ihm.

„Doch wo wohnt denn eure liebe Mutter?“

„In dem und dem Walde.“ Sie nannten seinen Namen.

Der König wurde sehr neugierig; er verliess die Hochzeit, Braut, Gäste, alles mit einander. Auf der Stelle ging er hinaus in den Wald, nahm auch die beiden kleinen Knaben mit. Und die führten ihn dann geradewegs zu ihrer lieben Mutter. Es verging ihnen Hören und Sehen, als sie sich erkannten.

„Verzeihst du mir, meine liebe Frau?“

„Wie sollte ich dir nicht verzeihen! Ich weiss ja sehr wohl, dass du nicht schuld hattest.“

Sie umarmten, küssten sich. Aber da sagten auch die beiden kleinen Knaben:

„Nicht wahr, wir sprachen die Wahrheit, nicht wahr, wir haben eine gute Mutter?“

Sie küssten alle beide so ab, wie sie noch nie geküsst worden waren. — Warum soll ich noch viele Worte machen? Das war das Ende, dass sie zusammen nach Hause gingen, und damit das Hochzeitsfest nicht zu Wasser werde, so hielten sie auch gleich die Hochzeit. Und sie waren sicherlich sehr fröhlich und guter Dinge.

Die neue Braut sandte der König heim, seine alte Mutter aber schaffte er auch aus der Welt, und dann lebten sie so glücklich — oder leben vielleicht jetzt noch, wenn sie nicht gestorben sind — wie es vielleicht noch niemand gesehen hat.

So war's.

---

7. Die sieben Wildgänse.

Es war einmal eine Königin, die hatte sieben Söhne und eine Tochter. Einstmals wurde die Königin sehr krank, so dass niemand ihr helfen konnte. — In der Nähe war ein grosser Wald, und mitten darin eine Quelle; die Königin sagte, dass sie nur genesen würde, wenn sie vom Wasser jener Quelle trinken könne.

Zuerst machte sich der älteste Königssohn auf; aber wie er in den Wald kam, stutzte er, stolperte, und der Krug brach entzwei. So ging es allen sieben Prinzen; keiner brachte das Wasser. — Da rief die Königin im Zorn:

„Herr Gott, erweise mir die grosse Gnade und verwandle diese bösen Kinder in Wildgänse!“

Kaum hatte sie das gesprochen, so wurden alle plötzlich zu Wildgänsen und flogen alsbald mit grossem Geräusch davon.

Das kleine Mädchen fragte immer ihre Mutter, was aus

ihren Brüdern geworden sei. Die Königin wollte es nicht sagen. Einstmals wie sie in einer Truhe kramte, klemmte die Königstochter ihr die Hände ein und liess sie nicht eher wieder frei, bis sie ihr nicht erzählt hatte, wie ihre Brüder zu Wildgänsen geworden waren.

Nun machte sich die Königstochter auf, ihre Brüder zu suchen. Sie wanderte und wanderte; einstmals fand sie eine Hütte. In der Hütte sass eine alte Frau. Die Königstochter grüsste sie:

„Guten Abend, Grossmutter! Könnt Ihr mir wohl sagen, wo ich hier bin!"

„Ach, ach, mein armes Kind, eile von hinnen!" antwortete die alte Frau, „dein armes, junges Leben dauert mich. Denn abends kommen immer meine sieben Wildgänse, die zerreissen jedes menschliche Wesen, das sie treffen."

Das Mädchen freute sich sehr; denn es erkannte, dass jene seine Brüder waren. Es bat die alte Frau flehentlich, dass sie es zuerst mit ihnen reden lassen solle, bis sie es erkannt hätten.

„Sie reden mit niemandem, mein armes Kind," antwortete die alte Frau, „sondern sie zerreissen sogleich, wen sie hier finden; denn Menschenwesen dürfen hier nicht sein."

Aber die Königstochter bat so lange, bis die alte Frau sich ihrer erbarmte; ausserdem gewann sie sie auch sehr lieb, weil sie sehr schön war. Sie führte sie in die Kammer und türmte ein Waschfass, Waschholz und allerhand Kram auf sie, dass sie nicht sogleich zu ihr könnten.

Nach einer kleinen Weile langten mit grossem Getöse die Wildgänse, die Brüder des Mädchens, an. Als sie hineinkamen, begann gleich der Älteste;

„Ich wittere Menschenduft, Grossmutter, ich wittere Menschenduft!"

Die alte Frau erzählte ihnen, dass ein kleines Mädchen hier sei, das sehr gern mit ihnen reden möchte.

„Nein, nein, wir sprechen nicht mit ihr; wir zerreissen sie gleich," entgegnet der Älteste. „Gieb sie nur heraus, Grossmutter! Denn Menschenwesen dürfen hier nicht sein."

„Ein bischen könnte sie doch reden," sagt der Jüngste, „nachher zerreissen wir sie dann ohnehin."

Die Brüder wollten es nicht zugeben; aber die alte Frau bat so lange, bis sie es erlaubten: „Na, also ein bischen mag sie reden!"

Die Frau holte das Mädchen hervor, und wie es seine lieben Brüder erblickte, brach es in Thränen aus.

„Meine lieben Brüder," sprach sie zu ihnen, „sieben Jahre schon irrte ich umher, bis ich euch fand! Jetzt will ich alles thun, wenn ich euch erlösen könnte!"

„Das kannst du nicht vollführen," sagten die Brüder.

Aber sie bat und flehte so lange, bis sie ihr sagten:

„Sieben Jahre musst du splitternackt umherirren, darfst kein Sterbenswort sprechen, auch wenn sie schiessen, wenn Hunde bellen, wenn sie Gott weiss was thun. Dann sind wir erlöst."

Die Königstochter legte sogleich ihre Kleider ab; dann ging sie in den Wald und stieg dort auf einen Baum.

Da trug es sich zu, dass der Königssohn gerade in diesem Walde jagte. Als sie in die Nähe jenes Baumes kommen, läuft einer der Hunde unter den Baum und beginnt laut zu bellen. Der Königssohn sieht das und sagt zu einem seiner Diener:

„Geh, schau nach, was auf jenem Baum ist!"

Der Diener geht hin; aber er konnte nicht sagen, was das sei.

„Erlauchter Herr, ich sehe dort im Wipfel des Baumes

etwas; aber es gleicht weder einem Menschenleib noch einer Tiergestalt.“

Da ging der Königssohn selbst hin; aber er wusste auch nicht, was das sei.

„Steige auf den Baum, schau nach, was es ist,“ sagte er zu seinem Diener, „dann bring' es mir her!“

Der Diener, der mit ihm war, stieg hinauf, und wie erstaunte er, als er die wunderschöne Königstochter erblickte. Er sprach zu ihr, aber sie antwortete ihm nicht; er umfasste sie und trug sie hinab zum Königssohn; aber sie sprach kein Sterbenswörtchen. — Der Königssohn war sehr verwundert, er fragte sie, wohin und woher des Wegs; aber sie antwortete nicht. Er sprach zu ihr ungarisch, deutsch, slovakisch, wallachisch, raizisch, italienisch, zwickte sie, küsste sie, mit einem Wort, er that alles mit ihr, aber alles vergeblich: sie antwortete nicht.

Der Königssohn gewann sie sehr lieb; er liess sie in sein Schloss tragen, dort schön ankleiden und glaubte, sie würde vielleicht wieder sprechen, wenn sie sich erst eingewöhnt hätte.

Er wartete zwei Wochen, aber ganz vergebens; die Königstochter wagte nicht zu reden, weil ihr Versprechen sie band. Dem Königssohn war das alles eins; es wurde grosse Hochzeit gehalten, und er machte sie zu seiner Gemahlin.

Schon lange hatten sie glücklich zusammengelebt, die Frau war auch schon guter Hoffnung, als der Königssohn in den Krieg ziehen musste. Sie weinten bitterlich, als sie Abschied von einander nahmen, und der Königssohn hinterliess, dass man ihm schreiben solle, wenn ihm ein Sohn geboren würde; dann würde er gleich heimkommen.

Der Königssohn aber hatte eine böse, alte Stiefmutter, die war der armen Königstochter so gram, dass sie sie in einem Löffel Wasser ertränkt hätte, wenn das möglich gewesen wäre.

Die Königstochter bekam wirklich ein Kind, ein sehr schönes Mägdlein. Da nahm die böse, alte Stiefmutter zur Nachtzeit das Mägdlein weg; aber so viel Herz hatte sie noch, dass sie es nicht tötete, sondern in die Obhut einer alten Frau gab. Neben die Königstochter aber legte sie eine zottige Katze. Dem Königssohn schrieb sie, dass seine Gemahlin eine zottige Katze zur Welt gebracht habe; dafür verdiene sie den Tod. Der Königssohn schrieb, dass man ihr die Katze nehmen, ihr selbst aber kein Leid anthun solle.

Einige Zeit später war die Königstochter wieder guter Hoffnung und bekam ein wunderschönes Knäblein. Die alte Stiefmutter stahl es wieder des Nachts, aber tötete es nicht, denn so viel Herz hatte sie noch; an seiner statt legte sie einen zottigen, behaarten Hund. Dann sprengte sie im ganzen Lande aus, dass des Königssohns Gemahlin jetzt einen Hund zur Welt gebracht habe. Dem Königssohn schrieb sie, dass es so mit seiner Gemahlin stehe; er solle sofort heimkommen.

Der Königssohn kam sehr zornig heim; aber er hatte noch so viel Herz, dass er sie nicht tötete. „Sie ist meine angetraute Gemahlin," sagte er, „was auch ihre Schuld sein mag, ich kann sie nicht töten lassen."

Die arme Königstochter weinte bitterlich, aber sprechen durfte sie nicht. — Der Königssohn liess im Garten ein kleines Haus errichten, in das sperrte man die arme Königstochter.

Mittlerweile waren auch die sieben Jahre um; die Königstochter hatte ihr Wort gehalten. Gerade wie sie sie einschlossen, kamen ihre sieben Brüder.

Schon von weitem riefen sie:

„Wir erlösen dich, liebe Schwester; du hast uns auch erlöst."

Die Königstochter begann gleich zu sprechen und sagte, sie sollten sie zum Königssohn führen.

Dort erzählte sie ihm unter Thränen, ein wie schönes Mägdlein und Knäblein sie ihm geboren habe und was die böse Stiefmutter ihr angethan habe. Die erschrak sehr; dann bekannte sie alles und liess auch die kleinen Kinder holen.

Da liess der Königssohn einen grossen Scheiterhaufen anzünden und die böse, alte Stiefmutter hineinwerfen.

Wenn sie nicht verbrannt ist, brennt sie jetzt noch.

---

8. Die zehn Geschwister.

Irgendwo, ich weiss nicht wo, war einmal auf der Welt ein König. Dieser König hatte eine Gemahlin, mit der er schon viele Jahre sehr glücklich gelebt hatte. Sie hatten auch neun Buben. Aber gerade darüber zürnte der König. Er sagte seiner Gemahlin, wenn das zehnte Kind auch ein Knabe sein würde, so würde er sie mitsamt den Knaben verbrennen lassen. Die arme Königin grämte sich sehr. Sie schluchzte und weinte, sie beschwor ihren Gemahl, dass er nicht so hartherzig sein solle. Das nützte alles nichts. Und weil die Königin ihre Kinder sehr liebte, so sprach sie zu ihnen:

„Meine süssen Kinder, die Sache steht so und so. Drum rate ich euch, dass ihr fortgeht auf jenen hohen Berg. Wenn ihr dann auf dem Schloss eine schwarze Fahne seht, so flieht in die weite Welt hinaus, denn euer Vater würde euch daheim töten; wenn ihr eine Landesfahne seht, dann kommt getrost zurück; denn dann ist mir ein Mädchen geboren.“

Das wäre soweit ganz gut gewesen; aber all dieses hatte eine Magd mit angehört. Als dann der Königin ein Mägdlein geboren wurde, da steckte sie statt der Landesfahne eine schwarze Fahne auf. Und als die armen Königssöhne das

sahen, grämten sie sich sehr; denn ihre Mutter jammerte sie sehr. Aber sie konnten sie nicht lange beklagen; denn plötzlich wurden sie zu schwarzen Raben und flogen bis weit übers Meer.

Als der König erfuhr, dass alle seine neun Söhne geflohen waren, härmte er sich selbst sehr. Er that seiner Gemahlin alles zu Liebe.

Unterdessen wuchs auch die Königstochter langsam, langsam heran, so dass sie schon neunzehn Jahre alt war. Einstmals fragte sie ihre liebe Mutter, ob sie Geschwister gehabt habe.

„Du hattest welche, meine liebe Tochter; aber dein lieber Vater hatte gesagt, wenn du auch ein Bube würdest, dann würde er uns allesamt verbrennen lassen, weil jene doch schon alle Buben waren. Da sind sie davongezogen, und seitdem hatten wir keine Kunde von ihnen."

Da wollte die Königstochter durchaus sich aufmachen, dass sie ihre Brüder suche. Aber Vater und Mutter wollten sie nicht ziehen lassen. Doch sie sagte, dass sie dann davonlaufen würde, wenn sie es am wenigsten dächten. Was war da zu machen?

Sie liessen sie also ziehen, aber banden ihr auf die Seele, dass sie auf sich acht gebe.

Und so zog nun die schöne Königstochter von dannen. Wie sie so wanderte und wanderte, gar weit war sie schon von ihres Vaters Reich, da fand sie einmal in einem finstern Walde ein Schloss. Sie ging hinein und schaute sich überall um; aber sie fand dort keine Menschenseele ausser einem Koch. Der kochte am Herde. Sie beschloss, das Essen wegzunehmen. Und so geschah es auch. Sie machte sich so lange dort zu schaffen, bis sie es dann wirklich wegnahm, als der Koch nicht drinnen war. Wie da der Koch erschrak, als er das Essen nirgends fand!

Jetzt war keine Zeit mehr, anderes zu bereiten; denn es war nun schon spät geworden.

Seine Brüder kamen heim; siehe, da war kein Abendessen! Sie schalten ihn, dass er faul gewesen sei. Vergebens sagte er, dass es gestohlen worden sei. Sie glaubten es ihm nicht; denn in jener Gegend wohnte nicht eine Menschenseele.

Am anderen Tage nahm sie dem Zweiten das Essen weg, am dritten Tag dem Dritten. Nun blieben die beiden Jüngsten zu Hause. Das thaten sie, damit einer immer in der Küche drinnen wäre. Aber das wusste die Königstochter nicht; denn als der eine aus der Küche ging, kam sie hervor, um jetzt das Essen fortzunehmen; doch der, der zurückgeblieben war, sprang aus einem Winkel vor und fasste sie.

Heim kamen die Brüder, und wirklich war ein gutes Abendessen da! Die anderen staunten sehr; sie erzählten ihnen dann, dass sie den gefasst hätten, der immer das Essen gestohlen hatte. Auf des Ältesten Rat forschten sie dann die Königstochter auf alle mögliche Weise aus, und da erfuhren sie, dass sie leibliche Geschwister waren.

Die Königstochter lud sie nun sehr ein, nach Hause zu kommen, sie sollten nichts fürchten, ihr Vater zürne ihnen nicht. Aber sie konnten nicht gehen, denn sie hatten noch zwei Jahre vor sich. Sie mussten einer Königin einundzwanzig Jahre dienen. Dann erzählten sie ihr auch, dass sie nur solange Menschen seien, als sie im Schlosse weilen; draussen würden sie stets zu Raben, und sie dürften auch mit Menschen nicht reden; denn dann müssten sie noch ein Jahr länger dienen. Und damit waren sie plötzlich alle in Raben verwandelt und flogen auf und davon.

Die Königstochter wartete dort noch etliche Tage, dass sie wiederkehren sollten; aber sie kamen nicht. Da machte sie sich wieder auf, um sie zu suchen.

Sie wanderte und wanderte, war auch schon jenseits von siebenmal sieben Königreichen, als sie in einem Wald ein kleines Haus fand. Sie war sehr ermattet, darum trat sie ein. Ein Jäger wohnte dort mit seiner Mutter zusammen. Sie baten sie so lange, bei ihnen zu bleiben, bis sie dort blieb.

Und der Jäger war ein so wunderschöner Mann, dass sie ihn heiratete, als er um sie warb.

Nach einem Jahr brachte sie ein schönes Knäblein zur Welt, gerade als ihr Mann nicht zu Hause war. Und die gottlose Grossmutter, des Jägers Mutter, vertauschte das Kindlein mit einem Jagdhund, und als der Jäger nach Hause kam, schalt sie vor ihm sehr auf seine Frau, was für ein schlechtes, sittenloses Geschöpf das sei; habe sie nun nicht gar einen Hund zur Welt gebracht!

Der Jäger wollte es nicht glauben, darum ging er gleich zu seiner Frau. Vergebens beteuerte die arme Frau, dass das nicht wahr sei; es nützte ihr nichts. Er wollte sie fortjagen; aber seine Mutter redete so lange auf ihn ein, dass sie verbrannt werden müsse, bis sie ihn schliesslich überredete. Und dann sagten sie ihr, dass sie sich bereit halten solle, denn sie würde nicht mehr lange zu leben haben.

Anderen Tags schleppten sie einen grossen Scheiterhaufen zusammen, damit sie darauf verbrannt werde. Sie hatten sie auch schon am Holz festgebunden und mussten gerade nur noch unter ihr anzünden, als sich auf einmal der Himmel verfinsterte und neun schwarze Raben sich niedersenkten. Sogleich erkannte die arme Königstochter, dass diese ihre Brüder waren. Sie flehte sie an, dass sie sie befreien sollten; denn sie sei wahrhaftig unschuldig wie das heute geborene Lamm. Natürlich gaben sie nicht zu, dass ihr etwas angethan wurde, und als des Jägers Mutter auch bekannte, dass sie wirklich unschuldig sei, da nahmen sie sie gleich mit sich und gingen zusammen heim. Aber vorher wurde noch des Jägers Mutter verbrannt.

Zu Hause verheirateten sie sich dann alle; wenn sie noch nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

---

9. Prinz Johann und Prinzessin Windhauch.[1])

Es war einmal der Himmel weiss wo, irgendwo noch weit über dem operenzianischen Meere war einmal ein König. Dieser König hatte einen Sohn und der hiess Johann. Einmal da sagte der König zu seinem Sohne:

„Du musst jetzt auf Reisen gehen, mein Sohn, über siebenmal sieben Lande, damit du etwas von der Welt siehst, so wird dann schneller etwas aus dir werden."

Prinz Johann machte sich also auf die Sohlen, warf ein Ränzel über den Rücken, nahm einen derben Knotenstock mit auf die Reise und zog aus über siebenmal sieben Lande, etwas von der Welt zu sehen. Wie er so nur immer weiter und weiter geht, begegnet er auf einmal einem langen, dünnen Mann.

„Gott gebe Euch einen guten Tag!" sagt der Dünne.

„Auch dir!" antwortete der Prinz — „wer bist du, und was ist dein Gewerbe?"

„Ich bin Blitzgeschwind und kein anderer. Wenn ich anfange zu laufen, bin ich so schnell wie der Blitz."

„Nun, das wäre ja sehr schön" — sagt Johann — „wenn du wirklich so schnell laufen könntest, als du sagst."

Gerade in diesem Augenblicke sprang ein wunderschöner, stattlicher Hirsch aus dem Walde; wie das der Prinz sieht, sagt er zu Blitzgeschwind:

„Wenn du also so schnell laufen kannst als der Hirsch, so fange ihn."

---

[1]) Die Übersetzung ist der Ungarischen Revue 1885 V. Jahrg. S. 735 entnommen.

Das lässt sich Blitzgeschwind nicht zweimal sagen, er streift seine Gatya [1]) hinauf, springt dem Hirsch nach und mögt ihr's jetzt glauben oder nicht glauben, es ist so wahr, wie meine Faust, mein Ellbogen kann es bezeugen, dass es genau so ist, ich war selbst dabei, wie es erzählt wurde, kurz mit drei Schritten holte er den Hirsch ein.

„Hättest du nicht Lust, mein Kumpan zu werden?" frägt ihn der Prinz, wie er ihm den Hirsch hinbringt.

„Na und ob, mit tausend Freuden!"

Nun jetzt zogen sie also schon zu zweien ihre Strasse, und wie sie so unterwegs von dem und jenem sprechen und plaudern, begegnen sie einem starken, breitschultrigen Mann.

„Gott gebe Euch einen guten Tag!" — sagt der Breitschultrige.

„Auch dir," antwortete der Prinz, „wer bist du und was ist dein Gewerbe?"

„Ich bin Bergträger und kein anderer, auf meinem Rücken kann ich mit Leichtigkeit jeden beliebigen Berg tragen, wie gross er auch sei."

„Der Tausend! Versuchen wir das" — sagt ihm der Prinz Johann — „das wäre ja sehr schön, wenn es nur wahr ist."

Da nahm Bergträger einen grossen Berg auf den Rücken und trug ihn, dass es eine helle Freude war.

„Ach, das ist schön, ach, das ist schön! Hättest du nicht Lust, unser Kumpan zu werden?"

„Na und ob, mit tausend Freuden!"

Nun jetzt zogen sie also schon zu dreien ihre Strasse. Nach einer Zeit begegnen sie einem Mann mit einer auffallend breiten Brust.

[1]) Das weite Unterbeinkleid des ungarischen Bauern, ihm zugleich Oberbeinkleid.

„Gott gebe Euch einen guten Tag!“ — sagt der mit der breiten Brust.

„Auch dir“ — antwortete Prinz Johann — „wer bist du und was ist dein Gewerbe?“

„Ich bin Blasebalg und kein anderer und kann so stark blasen, dass ich nur eins zu blasen brauche und gleich fliegen alle Hausdächer wie Flocken in die Luft. Mit einem Stosse kann ich zwei — dreihundert der stärksten und grössten Bäume aus der Erde blasen.“

„Ah, das müssen wir uns ansehen“ — sagt Prinz Johann zu ihm — „versuche nur einmal! Dort stehen ohnehin ein paar grosse Eichen; wenn du etwas kannst, blase sie heraus!“

Da begann Blasebalg mit solcher Gewalt zu blasen, dass die paar Bäume, welche ihm Prinz Johann gezeigt hatte, aus der Erde flogen, wie die Motten und in der Luft herumwirbelten wie der Kehricht im Wirbelwinde, in dem die Hexe ihren Tanz hält.

„Hättest du nicht Lust unser Kumpan zu werden?“

„Na und ob, mit tausend Freuden!“

Nun jetzt waren sie schon viere zum Daraufloswandern. Wieder nach einiger Zeit begegnen sie einem Mann mit Pfeil und Bogen.

„Gott gebe Euch einen guten Tag!“ — grüsst der mit dem Bogen.

„Auch dir“ — dankt ihm der Prinz — „wer bist du und was ist dein Gewerbe?“

„Ich bin Triffgut und kein anderer, und kann so gut zielen, dass ich ein Erbsenkorn von einem Steine herunterschiesse, ohne den Stein mit meinem Pfeile auch nur im geringsten zu berühren.“

„Versuchen wir das“ — sagt der Prinz zu ihm — „ob sich die Sache wohl wirklich so verhält, wie du sagst?“

Darauf legten sie ein Erbsenkorn auf einen Stein;

Triffgut aber schoss es so herunter, dass der Pfeil den Stein nicht auf flohnierenbreit berührte.

„Nein, so etwas habe ich aber mein Leben nicht gesehen“ — sagt der Prinz — „hättest du nicht Lust, unser Kumpan zu werden?“

„Na und ob, mit tausend Freuden!“

Nun, jetzt waren sie schon fünfe; wie sie so weiter gehen, begegnen sie einem kleinen, stämmigen Mann.

„Gott gebe Euch einen guten Tag!“ — grüsst sie der Kleine.

„Auch dir“ — dankt ihm Prinz Johann — „wer bist du und was ist dein Gewerbe?“

„Ich heisse Peter, und wenn ich meinen Kopf auf die Erde lege, weiss ich alles, was die Menschen thun und denken.

„Hättest du nicht Lust, unser Kumpan zu werden?“ — frägt ihn der Prinz.

„Na und ob, mit tausend Freuden!“

So gingen sie denn ihrer sechse über siebenmal sieben Lande, weit über die gläsernen Berge, auch darüber noch hinaus, wo das kleine Ferkel mit dem kurzen Schwänzchen wühlt, über jede Grenze hinwärts, von jeder Grenze herwärts, da mit einem Male kommen sie ins Feenreich. Hier herrschte ein sehr reicher und mächtiger König, dieser hatte eine wunderschöne Tochter, die so unglaublich schön war, dass kein Maler je etwas Schöneres hätte malen können, und die hinschwebte wie der Wind, nicht ihre Fussspitze berührte den Boden.

Der König liess also im ganzen Lande verkünden, dass, wer seine Tochter im Laufe besiegen könne, der sollte sie zum Weibe haben; wer aber kein Vertrauen in seine flinken Füsse setze, der solle sich das Wettlaufen nur gleich aus dem Kopfe schlagen, denn wer auch nur um einen Schritt hinter Wind-

hauch — denn so hiess nun einmal die Prinzessin — zurückbliebe, so würde er ihm sicher einen Platz anweisen lassen, wo er nicht mit der Fussspitze den Boden berühren werde. — Es kamen denn auch viele, arm und reich, einer ein grösserer Herr als der andere; aber bei allen ging die Sache darauf hinaus, dass sie halt schliesslich so tanzen und die Fersen so zusammenschlagen mussten, wie der Wind die Melodie pfiff.

Diese Geschichte kam nun einmal auch den sechs Kumpanen zu Gehör; sie zögerten also auch nicht lange, sondern sandten gleich Blitzgeschwind zum König, damit er sein Glück versuche und jetzt zeige, von wie weit her seine Kunst sei. Blitzgeschwind geht also flugs zum König und sagt:

„Herr König! ich möchte mit der Prinzessin eins zur Wette laufen."

„Gut, mein Sohn!" — sagt ihm der König — „also komm nur morgen in aller Frühe her."

Am andern Tage geht also Blitzgeschwind in aller Frühe in den königlichen Palast. Herr, du mein Gott! ist da überall ein Gedränge von Menschen, die alle gekommen sind, um zu sehen, wer denn eigentlich geschwinder sein werde, Windhauch oder der lange, dürre Fremdling. Ich sage euch, das war eine Flut von Menschen, dass man kein Ende sehen konnte. Sie begannen also zu laufen, aber Blitzgeschwind hatte Windhauch in drei Sätzen überholt und kam viel früher zum Ziele.

Das verdross die Prinzessin sehr, dass sie dieser Fremdling besiegt hatte; allein was war zu thun? Es war schon einmal geschehen, und wo ist dieses Kind Gottes, das Geschehenes ungeschehen machen könnte!

„Gut, mein Sohn!" — sagt der König zu Blitzgeschwind — „ich sehe, dass auch du etwas kannst. Aber meine Tochter dürfte sich heute kaum ganz wohl fühlen, denn ich glaube nicht, dass du ihr sonst auch nur das Wasser reichen könntest;

aber thue mir den Gefallen und laufe morgen noch einmal mit ihr um die Wette!"

Blitzgeschwind war es recht, und er gab sich auch so zufrieden. — Am folgenden Tage war das wäschetrocknende Gestirn (die Sonne) schon tüchtig heraufgestiegen, als sie den Wettlauf begannen; auch jetzt waren die Zuschauer zahlreich wie die Sterne am Himmel. Windhauch bot ihre ganze Kunst auf; aber es war rein umsonst, denn Blitzgeschwind liess sie auch jetzt weit zurück und kam viel früher an das Ziel. — Die Prinzessin sank beinahe unter die Erde vor Scham, aber was war zu thun? das Ganze war nun schon einmal geschehen.

„Nun, mein Sohn" — sagt der König zu Blitzgeschwind — „laufe doch morgen noch einmal mit meiner Tochter zur Wette; dann wollen wir sehen, wer von euch es besser versteht; denn du weisst, das dritte Mal entscheidet, wie unter den Zigeunerjungen beim Ringen."

Nun gut, Blitzgeschwind war auch das recht. Die Prinzessin aber sandte ihm, um sich nicht noch einmal beschämen zu lassen, einen goldenen Ring mit einem Diamanten, der die Eigenschaft hatte, dass derjenige, der ihn an den Finger steckt, bloss Schritt vor Schritt gar mühsam vom Flecke kam, vom Laufen gar nicht zu reden. Peter hatte die böse Absicht gleich heraus, doch er sagte davon niemandem ausser dem Triffgut.

Am folgenden Tage standen sich Blitzgeschwind und Windhauch von neuem gegenüber; aber da konnte Blitzgeschwind, weil er den Ring eben am Finger stecken hatte, auch Schritt vor Schritt kaum vom Flecke; Triffgut aber legte hurtig seinen Pfeil auf und schoss den Stein — denn, seht ihr, darin steckte ja eben der Zauber — so hübsch heraus, dass es eine Freude war. Auf das hin sprang Blitzgeschwind der Prinzessin Windhauch in drei Sätzen nach und kam viel früher an das Ziel. Die Prinzessin aber platzte beinahe vor Wut, kam ganz ausser Rand und Band, und biss sich vor Ärger beinahe die Zunge

ab, dass sie dieser Nichtsnutz von einem Landstreicher zuletzt doch besiegt hatte.

Die sechs Kumpane traten also jetzt vor den König und sagten ihm, er möge die Prinzessin nur behalten und ihnen statt ihrer so viel Silber und Gold geben, als einer von ihnen schleppen könne.

Die Prinzessin hatte aber den Prinzen kaum gesehen, da war ihr Zorn rein wie weggeblasen; mit einem Male wurde sie so zahm, so sanft und gut, wie sie vordem gewesen, und bekam vor lauter Liebe beinahe das kalte Fieber; denn ein Wort wie tausend, Prinz Johann war auch durchaus nicht als das hässlichste Küchlein aus der Schale gekrochen.

Der König liess sofort hundert Wagen voll Silber und Gold herbringen und Bergträger auf den Rücken laden, aber dem war das alles wie nichts; da liess der König also alle seine Schätze und Kostbarkeiten, alle Messer, Schüsseln, Löffel und Leuchter, mit einem Worte alles, alles herbringen, was nur aus Gold oder Silber war; und all diese Sachen wurden auf das übrige Gold und Silber hinaufgeworfen, und dann kehrten die Kumpane, alle sechse, dem Schlosse des Feenkönigs den Rücken.

Der König bereute gar bald, dass er diesen, weiss Gott woher hereingeschneiten Kumpanen die schwere Menge von Schätzen hingegeben. Er beschloss daher, seine Tochter zu ihnen zu senden, damit es den Anschein habe, als hätten sie die Prinzessin mit Gewalt entführt; und ihnen dann ein Regiment Soldaten nachzuschicken, um diese sechs Hallunken niederzumetzeln und Schatz und Prinzessin nach Hause zu bringen. Windhauch hatte aber schon früher als ihr Vater so ihre eigenen Gedanken gehabt; denn bis dieser sich seinen Plan zurecht gelegt, da war sie schon längst mit den sechs Kumpanen über alle Berge. Als das der Feenkönig erfuhr, kam er in schreckliche Wut und sandte ihnen sofort ein Regiment

Soldaten über den Hals; aber als Peter einmal seinen Kopf auf die Erde legte, kam er gleich dahinter, was diese im Schilde führten; er sagte also zu den anderen:

„Hallo, Kameraden! Das eine Mal werden wir aber kaum mit heiler Haut davonkommen; denn der König schickt uns ein Regiment Soldaten nach, mit dem Befehle, uns sechse niederzumetzeln und Prinzessin Windhauch mit den geschenkten Schätzen nach Hause zu bringen!“

„Einfaltspinsel, der du bist!“ sagte Blasebalg, „wie kann man nur gleich so erschrecken; das Ganze ist das reine Kinderspiel; setzt euch nur ein wenig, um zu verschnaufen; mit denen will ich schon fertig werden.“

Da begann er mit aller Macht zu blasen und blies in einem fort weiter, wie Gott ihm das Zeug dazu gegeben. Gleich war ein solcher Sturm los, dass der Staub die ganze Reiterei mit Mann und Ross unter sich begrub. Als Blasebalg endlich dachte, nun, die werden den gestirnten Himmel aber auch nicht wiedersehen, hielt er mit dem Blasen ein, und alle machten sich auf den Weg nach Hause. — Sie gehen und gehen also nur immer weiter, und auf einmal kommen sie in das Schloss von Prinz Johanns Vater, dort verteilten sie die Menge Reichtum unter sich und wurden alle gar grosse Herren.

Prinz Johann aber nahm die wunderschöne Feenprinzessin Windhauch zum Weibe und machte grosse Hochzeit; da wurde in Kesseln gekocht, in Mulden aufgetragen, Brühen allein gab's neunerlei, und erst die vielen Brühen ohne Braten!

10. Die zwei Brüder.

Es war einmal, ich weiss nicht wo, da wo sie das Eis dörren, dem Sperling Hufeisen anschmieden; wir wollen mal tüchtig lügen, wenn's geht.

Es waren auf der Welt zwei Brüder, die zogen aus, sich in der weiten Welt umzuschauen. Da kamen sie an einen Ort, dort teilte sich der Weg. Da sprach der ältere:

„Du, mein Bruder, wandere auf diesem und ich auf jenem, und heute über ein Jahr, einen Monat und einen Tag kehren wir hierher zurück."

Dann zog er sein Messer aus seinem Stiefelschaft, und stiess es ganz in die Erde.

„Wer zuerst sich hier einfindet, der ziehe es heraus! Wenn Blut aus ihm rinnt, so bedeutet es, dass der andere gestorben ist; wenn aber Milch, so ist er noch am Leben."

Sie umarmten sich, weinten auch ein bischen, aber dann zogen sie von dannen, jeder auf seiner Strasse.

Der ältere, Hans [1]) gelangte in einen grossen Wald. Da springt ein Bär heran und leckt ihm die Hände. Hans wundert sich, was das bedeuten mag. Dann gehen sie wieder weiter. Kommt ein schöner Löwe; der wedelt auch mit dem Schweif und folgt ihnen. Dann ist auf einmal auch ein Wolf da, und alle drei bieten ihm an, ihm in allen Nöten beizustehen, er möge nur ihr Herr sein.

Nach einiger Zeit gelangten sie in eine Stadt, die war über und über mit schwarzem Tuch überzogen, und sie hiess „die schwarze Stadt." Sie setzten sich am Rande auf einen Stein nieder; denn sie waren sehr müde. Da hörten sie plötzlich in der ganzen Stadt lautes Wehklagen. Da kommt eine

[1]) Jancsi.

alte Frau einher; Hans fragt sie, warum diese Stadt in Trauer sei und weshalb sie weinen.

„Ach Gott," antwortet die alte Frau, „die ganze Stadt hat einen einzigen Brunnen, und in dem wohnt ein schrecklicher Drache, der jeden Monat eine Jungfrau frisst, und wenn sie ihm die nicht hinabwerfen, so muss die Stadt zu Grunde gehen ohne Wasser; denn er giebt nicht einen Tropfen her. Und jetzt ist die Reihe gerade an des Königs schönste Tochter gekommen. Morgen wird sie ihm überliefert werden, und dann ist kein einziges Mädchen mehr in der ganzen Stadt."

Hans dankte ihr für die Auskunft; dann ging er geradewegs zum König. Aber sie wollten ihn mit den wilden Tieren nicht einlassen; doch diese blieben überall Hans zur Seite.

Der König wehklagte dort in einem Winkel der Burg. Hans grüsste ihn und sagte dem König, er solle nicht weinen, er würde die Stadt befreien. Der König fiel ihm um den Hals, als er das vernahm, und versprach sogleich, ihm seine Tochter und sein halbes Königreich zu geben.

Also gut. Hans ging zum Brunnen und wartete, bis das Wasser trübe wurde; da liess er den Eimer hinunter und begann, das Wasser zu schöpfen.

Ganz wütend steckte der Drache seine Köpfe heraus. Er glaubte, dass sie ihm das Mädchen schon heruntergelassen hatten. Aber Hans erschrak kein bischen, sondern warf einen grossen Stein in den Brunnen. Der Drache sah, dass man ihn zum Besten hatte; er brüllte laut und stürzte nach oben, auf dass er alles verschlinge. Hans war auch nicht faul; er zog sein Schwert und schlug ihm zwei Köpfe auf einmal ab; aber es blieben ihm noch fünf. Auf ihn sprang der Löwe und riss drei herunter. Auf ihn sprang der Bär und schlug mit seinen Tatzen zwei ab; für den Wolf blieb nichts übrig; aber er zerrte ihn hin und her, dass er auch seinen Teil daran habe. Hans jedoch schnitt ein kleines Stück von den

Zungen aller sieben Köpfe ab und steckte sie in seine Tasche; dann ging er beiseite, um sich auszuruhen. Darauf sprang der rote Ritter, der von einem Weidenbaume neben dem Brunnen der Sache zugeschaut hatte, geschwind hernieder; er schnitt auch ein Stück von den Zungen ab und ging zum König und sagte, dass er den Drachen getötet habe. Der König glaubte das, und sogleich wurde die Hochzeit gefeiert.

Nach einer guten Weile erwachte Hans und hörte, dass überall Musik erklang. Er fragte eine alte Frau, warum sie Musik machen.

„Weil des Königs Tochter Hochzeit hält mit dem, der den Drachen tötete," sagte sie.

„Ei," dachte Hans, „mit mir aber nicht, und doch habe ich den Drachen getötet!"

Er sandte den Löwen aus, dass er sähe, was an der Sache sei.

Wie der sich unter das Volk mischte, da rollten unter dem roten Ritter, der auf neun Kissen sass, sogleich drei fort. Vergebens schrie er, sie sollten dieses garstige Tier fortjagen. Die Königstochter jedoch hing ihm einen Kober um den Hals, mit allerlei Backwerk gefüllt, und entliess ihn dann. Auf dem Wege ärgerten ihn die Hunde, und ein Kuchen rollte heraus; er fasste ihn, legte ihn hin und jagte ihnen nach. Die er erreichen konnte, zerriss er; dann kehrte er zu seinem Herrn zurück.

Nach drei Stunden wiederum sandte er den Wolf aus. Unter dem roten Ritter rollten drei Kissen fort. Der Wolf nahm einen Kuchen; aber die Hunde nahmen ihm alles fort. Nach drei Stunden schmückte sich Hans und machte sich selbst auf den Weg mit den Tieren.

Als er in das Schloss kam, rollten unter dem roten Ritter die drei letzten Kissen fort, und er blieb auf dem blossen Holz; denn das war zu unterst. Jetzt wies auch Hans die

Zunge vor. Seine war gerade von der Spitze. Den roten Ritter zerrissen die Tiere sofort. Hans wurde der Königstochter Gemahl. In siebenmal sieben Königreichen erscholl die Kunde von der Hochzeit.

Unterdessen war ein Jahr, ein Monat und ein Tag verflossen. Hans nahm Abschied von seiner Gemahlin, um seinen Bruder aufzusuchen. Nach langer Zeit kam er zu dem Grenzweg; er beschaute das Messer; siehe, da rann Blut von ihm herab.

„Ach, mein armer Bruder! Er ist tot!“

Er zog auf dessen Strasse, da kam er in einen grossen Wald. Von weitem sah er ein Licht und ging darauf zu. Dort war ein Haus, niemand darin, neben dem Feuer niemand, niemand irgendwo.

„Was mag das sein?“ sagte Hans und liess sich am Feuer nieder, um sich zu wärmen. Auf einmal hörte er:

„Hu, mich friert!“

Er blickte in die Höhe auf den Baum; dort hockte ein altes Weib.

„Steige herab, Grossmutter!“

„Ich wage es nicht, mein Sohn, wegen der Tiere; doch wenn du sie und dich selbst mit diesem Haar schlägst, dann steige ich herab.“

Hans that, als ob er ihrem Wort folgte; aber er warf das Haar weg. Kam die alte Hexe herab und wollte ihn geschwind mit einer Rute anrühren; doch Hans schlug sie ihr aus der Hand. Sogleich sah die alte Hexe, dass er sich selbst nicht geschlagen hatte; denn sonst wäre er jetzt im Augenblick ein Sohn des Todes gewesen; aber so geschah ihm gar nichts zu Leide.

„Nun, du alte Hexe, gieb meinen Bruder heraus; denn ich weiss, dass du ihn getötet hast.“

251049

Da erschrak die Hexe furchtbar und führte ihn zu einem Teich; der war voll mit Knochen und Schädeln. Daraus suchte sie einen Schädel und Knochen heraus und sagte Hansen, dass unter dem Balken im Hause eine Rute sich befände, wenn er mit der das Gebein berühre, werde es sofort lebendig.

Mehr brauchte er nicht! Er liess die Hexe zerreissen und ging ins Haus. Aber da war nirgends was!

Jetzt reute es ihn, dass er die Hexe hatte zerreissen lassen. Was war da zu machen? Er sandte die Tiere aus nach dem Blutkraut und dem Eisenkraut, durch das man lebendig wird.

Der Löwe erblickte zuerst eine kleine Schlange.

„Was trägst du, kleine Schlange?“

„Lebenskraut! ein halbes Jahr ist's, dass ich es suche. Meinen Sohn hat der Himmelsbalken erschlagen; den will ich auferwecken.“

„Gieb mir auch davon!“

„Ich gebe dir nichts.“

Da entschloss sich der Löwe und nahm ihr alles fort, lief damit zurück und berührte das Gebein. Nun wurde er hundertmal schöner als er vordem gewesen war.

„Ach wie lange habe ich geschlafen!“

„Du hättest in alle Ewigkeit geschlafen, Bruder, wenn ich dich nicht erweckt hätte.“

Sie gingen mit grosser Freude heim. Der alte König war gestorben und hatte ihnen das Reich hinterlassen. Hans suchte für seinen Bruder eine sehr schöne Prinzessin. Sie hielten eine grosse Hochzeit. Sie schwitzten Talg, und damit illuminierten sie. Die Donau und die Theiss waren hinter der Thür in einen Sack gebunden. Die Prinzessin tanzte sehr

feurig und durchstiess den Sack mit ihrem Pantöffelchen, und das Wasser schwemmte sie alle fort.

Punktum; zu Ende ist's.

---

11. Feenprinzessin Goldhaar.[1])

Es war einmal, der Himmel weiss wo, noch über dem operenzianischen Meere war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Sohn und der hiess Sepp. Einmal, wie gerade Markt war, zählt der Mann seinem Sohne hundert Gulden hin und sagt, er solle damit auf den Markt gehen und dort kaufen, was just auf hundert Gulden gehalten wird, möge es nun sein, was es wolle. — Nun gut! Sepp geht auf den Markt, lungert und stolpert dort herum und gafft sich bald dies, bald das an; auf einmal sieht er bei einem Löffelslovaken einen winzigen — wunzigen, ganz allerliebsten, kleinen Holzbecher, der auch einen Deckel hatte. Er hebt den kleinen Becher von der Binsenmatte, wo er neben den Holzlöffeln gelegen, auf, wendet und dreht ihn und besieht sich ihn von allen Seiten, ohne aber das Deckelchen zu heben; endlich frägt er:

„Wie gebt Ihr diesen Holzbecher?"

„Hundert Gulden," sagt der Slovak.

Sepp sagt kein Wort, zählt die hundert Gulden heraus, giebt sie dem Slovaken, und damit steckt er den Holzbecher in die Tasche und geht nach Hause.

Des Abends, als das Nachtmahl vorüber war, aber noch alles beim niederen Tische[2]) sass, frägt ihn der Vater:

---

[1]) Die Übersetzung ist der Ungarischen Revue 1887 VII. Jahrg. S. 563 entnommen.

[2]) Bei den Mahlzeiten der Bauern steht ein kurzbeiniger, meist runder Tisch in Verwendung, zu welchem man sich auf ein niederes Bänkchen setzt, wohl auch auf die Erde kauert und so zulangt.

„Nun, mein Sohn, was hast du denn um die hundert Gulden gekauft?“

„Den kleinen Holzbecher da, lieber Herr Vater.“

„So zeige doch her! lass schauen, was darin ist.“

„Meiner Treu, lieber Herr Vater, ich weiss es selbst noch nicht.“

Damit machte er den Deckel auf: steht da ein zweiter Becher drin, der aber auf ein Haar so aussieht, wie der erste. Er nimmt ihn heraus, macht auch hier den Deckel auf, und da steckt wieder ein dritter Holzbecher drin; wie er auch den öffnet, kommt er auf den vierten, im vierten auf den fünften, im fünften auf den sechsten, im sechsten auf den siebenten, und wie er nun den siebenten Holzbecher öffnet, da springt eine kleine, ganz kleine Kröte heraus, gerade mitten auf den Tisch. Die fällt gleich über die Speisereste her und frisst und frisst, wie wenn man mit Peitschen auf sie einhauen würde. Augenblicklich beginnt sie auch zusehends zu wachsen und anzuschwellen. Anfangs wurde sie wie eine Nuss, dann wie ein Hühnerei, dann wie ein Gänseei, zuletzt, als sie schon rein alles aufgefressen hatte, was nur auf dem Tische war, war sie so dick wie ein echtes, rechtes ungarisches Laib Brot.

Die um den Tisch sassen, rissen nur die Augen auf, was denn aus dem allen werden solle. Auf einmal — ihr würdet es kaum glauben, wenn ich es euch nicht erzählte — fängt die grosse Kröte aber ganz deutlich, mit einer Stimme wie ein Mensch, an zu reden: „Gebt mir noch zu essen, denn ich habe grossen Hunger!“

„Geh in die Kammer, mein Sohn, und hole ein Brot und ein Stück Speck vom Brette.“

Sepp geht und bringt's. Wie die Kröte auch das aufgefressen hatte, sagt sie:

„Jetzt macht mir im Winkel ein Lager zurecht, ich bin schläfrig.“

So machten sie ihr also das Lager, die Kröte legte sich darauf und schlief wie ein Sack.

Zwei, drei Tage lang wohnte sie also jetzt hier in ihrem Winkel, aber weil sie immer und immer frass, wuchs sie auch in einem fort, und zuletzt war es ihr hier zu enge, so dass man sie hinaustrug in die Strohscheune und ihr hier ein gutes Plätzchen zusammenrichtete. In sieben Tage wuchs sie an wie der grösste Ochse. Da bedankte sie sich schön für die Unterkunft und für die Gastfreundschaft des Hauswirtes und zog in die Welt. Sie geht und geht nur immerzu, endlich kommt sie an einen grossen Teich, und da kroch sie hinein.

Der Bauer aber wurde von diesem Tage an ärmer und ärmer, er mochte thun, was er wollte. Vergebens mühte er sich ab und wühlte mit der Nase fast die Erde auf: es war rein alles umsonst. Zuletzt stand er da, so wie mein Finger! Da sagt er also zu seinem Sohn:

„Mein Sohn, ich kann nicht weiter für dich sorgen; geh hinaus in die Welt, versuche dein Glück, es wird schon irgendwie gehen. Wir beide, ich und deine Mutter, wir werden wohl daheim nicht Hungers sterben, wenn wir tüchtig zugreifen.“

Sepp setzte sich also in Schwung und ging nur immer drauf los, über siebenmal sieben Lande hinaus bis über die gläsernen Berge und noch weiter bis über die Stelle, wo das kleine Ferkel mit dem kurzen Schwänzchen die Erde aufwühlt: endlich kommt er in eine königliche Residenzstadt. Er geht auch gleich an den Hof des Königs, und da wurde er denn Kutscher. Anfangs ging es ganz gut, und er war der Lieblingskutscher des Königs; doch auf einmal ritt den König der Teufel, so dass er durchaus heiraten wollte, und jung war er doch nicht mehr, und hatte das L gewiss schon übersprungen. Er lässt also Sepp zu sich in den Palast hinaufrufen und sagt:

„Nun, mein Sohn! wenn du mir die Feenprinzessin nicht

herschaffst, lasse ich dich augenblicklich ohne viel Federlesens aufhängen."

Bei diesen Worten fiel dem armen Sepp das Kinn herunter; was thun? und jetzt wohin? weiss er ja doch nicht einmal, ob Büh, ob Buh, nicht einmal, wo sie wohnt? Aber wie dem auch sei, es muss nun einmal sein, ob es will oder nicht, denn der König hat es befohlen. Sepp machte sich also zurecht, und der König giebt ihm ein Ränzel voll Geld, drei Laib Brot und ein Pferd mit auf den Weg. „Nun," dachte Sepp bei sich, „so lange das hält, werde ich doch wohl einen Menschen finden, der mir auf den richtigen Weg hilft." So brachte er denn seine Sachen in Ordnung, sass auf und ritt nur immer in einem weiter über siebenmal sieben Lande; plötzlich begegnet er einem weissen Hund.

„Gott segne dich," sagt der weisse Hund, „gieb mir doch etwas zum Beissen! Jetzt sind es schon sieben Jahre, dass ich nicht einen Bissen gegessen habe. Ich bin schon so hin, dass mir die Gedärme an die Wirbelsäule trocknen."

Sepp dauerte der Hund, und er gab ihm eines von seinen Broten.

„Wohlthun trägt Zinsen! Hier, ziehe drei Haare aus meinem Schwanze, und geht's dir schief, so schüttle sie nur: in einem Nu bin ich bei dir."

Nun gut. Sepp nimmt sich die drei Haare und thut sie in sein Ränzel, dann frägt er:

„Sei doch so gut, könntest du mir nicht sagen, wo es nach Feenland geht? ich möchte gerne hin."

„Das weiss ich nun gerade nicht, reden hören habe ich zwar schon davon; aber gehe nur immer da geradeaus nach Osten, da kommst du an einen grossen Fluss, und an dessen Ufer ist ein Fisch zwischen den Zweigen eines Dornstrauches festgeklemmt: frage den, der wird es sicher wissen."

Nun zog Sepp weiter, immer geradeaus gegen Osten; es

war schon ein gutes Stück Zeit herum, da kommt er zuletzt endlich an den grossen Fluss, und wie er so das Ufer entlang reitet, da sieht er auf einmal, wie dort in einem Dornenstrauche ein grosser Fisch zappelt und halt durchaus nicht weiter kann. Kaum hat der Fisch den Sepp auf seinem Pferde gesehen, so spricht er ihn auch schon an:

„Gott segne dich! mache mich doch los aus diesem Dornstrauch! Jetzt zapple ich schon volle sieben Jahre hier herum und kann mich nicht herausarbeiten, und die ganze Zeit her ist niemand, aber rein niemand da vorbeigekommen, der mich hätte befreien können."

Sepp dauerte der Arme, er stieg ab und machte ihn los.

„Ich bitte dich, gieb mir doch etwas zu beissen; ich bin so hungrig, dass ich kaum aus den Augen sehe."

„Da ist ein Brot, das magst du behalten, und dich sattessen daran."

„Ach, ist wahr! beinahe hätte ich vergessen dich zu fragen: wohin willst du denn eigentlich?"

„Ich suche das Feenland, könntest du mir nicht sagen, wozu das liegt?"

„Das weiss ich nun gerade nicht, reden hören habe ich zwar schon davon. Aber gehe nur immer da gerade nach Osten, da kommst du an einen grossen Berg, auf dessen Gipfel sind zwei Tauben ins Netz gefallen, in der Nacht kann man ihr Gejammer bis hieher hören; die musst du fragen, die werden es sicher wissen. Doch warte nur ein wenig! da von meinem Schwanze nimm dir drei Schuppen; sollte es einmal schlecht um dich stehen, so brauchst du sie nur zu schütteln, und in einem Nu bin ich bei dir."

Sepp nahm sich die drei Schuppen und that sie in sein Ränzel, dann setzte er den Fisch ins Wasser, sass auf und ritt seines Weges wohl über siebenmal sieben Lande: auf einmal kommt er zu dem grossen Berg. Hier band er sein Pferd

unten zum Grasen an, er selbst aber stieg den Berg hinauf, und da sieht er wirklich die zwei kleinen Tauben, die sich im Netze gefangen und dort jammern.

„Ach, befreie uns doch von hier, wenn Mitleid in deiner Seele wohnt! Jetzt sind es schon volle sieben Jahre, dass wir in dieses Netz gefallen, und die ganze Zeit her ist niemand, aber rein niemand, nicht eine erschaffene Seele da vorbeigekommen, die uns hätte befreien können."

Sepp that es leid um die Armen, er ging hin, befreite sie aus dem Netze.

„Ich weiss, ihr seid jetzt gewiss hungrig, hier nehmt dieses Brot und esst euch satt daran."

Die Ausgehungerten fielen denn auch mit dem leeren Bauche, den sie hatten, darüber her, so recht auf gut ungarische Art, bis alles bis auf das letzte Brösel rein verschwunden war.

„Nun, du armer Bursche, du hast uns wirklich einen grossen Dienst erwiesen, aber wir werden dir auch nichts schuldig bleiben: Wohlthun trägt Zinsen. Ziehe uns aus dem Schwanze je drei Federn heraus, und wenn du einmal in die Klemme geraten solltest, brauchst du sie bloss zu schütteln: in einem Nu sind wir bei dir, und was nur in unseren Kräften steht, das wollen wir für dich thun."

Sepp nahm also je drei Schwanzfedern der zwei Tauben und that sie in sein Ränzel, dann aber frug er:

„Könntet ihr mir nicht sagen, wozu Feenland liegt? ich möchte gerne dorthin."

„Ei, allerdings! wie denn nicht! wir sind ja gerade von dort. Setze dich nur auf dein Pferd und reite uns nach!"

Sepp sass auf, die zwei Tauben flogen voraus und er immer ihnen nachgeritten wie der Wind. Am siebenten Tage, da waren sie in Feenland.

Eingeborner Sohn Gottes! wenn Sepp je etwas Schönes

gesehen, das, was er hier zu sehen bekam, war gewiss das Paar dazu. In den Bächen floss überall nichts wie Milch und Honig, und sogar das Gras war hier aus Seide. Die Gärten waren einer schöner als der andere, und die Blumen darin wetteiferten an Pracht und waren alle ganz aus Edelsteinen zusammengesetzt. Die Bäume hatten silberne Stämme, und auch die Zweige waren aus Silber, die Blätter daran jedoch aus purem Golde; und das viele, viele Obst daran und die Menge Blüten, dass die Zweige schier brechen wollten! Die Tautropfen auf den Blumen aber das waren alles Diamanten.

Nun, da blieben Sepp wohl die Augen stehen vom vielen Schauen, denn das steht nun einmal fest, dass er so etwas in seinem ganzen Erdenleben nicht, nie, seitdem ihn die Mutter aufs Trockene gesetzt, gesehen. Es war aber auch danach, wie er sich umsah! die Guckfenster fielen ihm beinahe heraus. Nachdem er sich dann alles genug angestaunt, machte er sich auf die Beine, und wie er so geht und geht, steht er mit einem Male vor einem ungeheuer schönen Schlosse. War das aber ein Schloss! Was er bisher je an Schlössern gesehen, das war ja dagegen kaum ein Schweinestall zu nennen. Die Wände waren von Silber, die Fenster darin Diamanten, das Dach eitel Gold, das Thor aber und die übrigen Thüren waren ausgelegt mit den herrlichsten Juwelen, dass es nur so strotzte! In diesem Palaste nun wohnte die Feenprinzessin Goldhaar ganz mutterseelenallein und sah auch gerade zum Fenster heraus. Sie war so wunderschön zu schauen, dass ihresgleichen gewiss noch kein Mensch gesehen. Ihr Haar war das lauterste Gold und ihre Augen zwei schwarze Käfer, ihr Gesicht wie eine Rose, die Arme und alles andere aber wie frischgefallener Schnee. Kein Maler hätte es schöner zu malen gewusst. Kaum hatte dieses herrliche Geschöpf Sepp erblickt, so kam sie heruntergelaufen zu ihm und umarmte und küsste ihn.

„Nun, schöne Liebe meines Herzens! du mein, ich dein

bis in den Tod! hier werden wir leben wie der Fisch im Wasser."

„Ach, schöne Liebe meines Herzens! ich kann nicht bei dir bleiben, denn mich hat der und der König ausgesendet, um dich für ihn zu holen; jetzt also: kommst du mit mir oder kommst du nicht?"

„Ach, schöne Liebe meines Herzens! wie ich da einmal in dem und dem Teiche bade, fällt mir mein Ring ins Wasser; bis der nicht wieder zum Vorscheine kommt, kann ich keinen Schritt von hier fort."

„Oh, schöne Liebe meines Herzens, ist's nur das? Den will ich dir schon schaffen."

Dann führte die Feenprinzessin Goldhaar Sepp hinauf in den Palast, setzte ihm Fleisch vor und Wein und hielt ihn gut. Als Sepp sich sattgegessen und ausgeruht, schwang er sich in den Sattel und ritt hinaus an den Teich, wo die Feenprinzessin Goldhaar den Ring verlor. Hier kramte er die drei Fischschuppen aus seinem Ränzel, schüttelte sie, und in dem Augenblick war auch der Fisch schon zur Stelle, den er aus dem Dornstrauche befreit hatte.

„Was giebt's, lieber Meister, was giebt's?"

„Nicht mehr und nicht weniger, als dass die Feenprinzessin Goldhaar, da sie hier im Teiche badete, ihren Ring im Wasser verlor, und den sollst du mir jetzt herbeischaffen!"

„Oh weh! bei meiner erschaffenen Seele, das ist leicht gesagt! Denn wie ihr der Ring vom Finger glitt, kam eine riesige Kröte daher und verschluckte ihn."

„So rufe mir wenigstens diese riesige Kröte her."

Bei diesem Worte fuhr der Fisch, schwubs, ins Wasser, und es dauert nicht lange, so ist er auch schon wieder da, und die grosse Kröte watschelt hinterdrein. — Eingeborener Sohn Gottes! ist das gerade dieselbe grosse Kröte, welche die

Eltern des Sepp bei sich gepflegt hatten, und kaum dass sie diesen erblickte, hatte sie ihn auch schon gleich wieder erkannt.

„Ja, was suchst denn du hier, wo schon kein Vogel mehr fliegt?“

„Ich suche einen verlorenen Ring. Der Fisch da sagt, dass du ihn gefunden hättest.“

„Weiss wirklich nicht, lass mal sehen.“

Und jetzt begann die Kröte sich zu erbrechen, und da war der Ring auch gleich heraus. Sepp will ihn gerade aufheben, aber springt da nicht auf einmal ein Hase aus dem Busch, packt den Ring und damit hallo, hast du nicht gesehen, galoppiert er davon wie aus der Flinte geschossen. Na, Sepp braucht auch nicht mehr! er nimmt die drei Haare aus dem Ränzel, die er vom Hunde bekommen, schüttelt sie, und da steht auch schon der grosse, weisse Hund vor ihm.

„Was giebt's, lieber Meister, was giebt's?“

„Siehst du den Hasen dort? er ist mir mit einem Ringe davon; fang' ihn!“

Kaum hat der Hund das gehört, hopp — hopp! in einem Nu über Stock und Stein dem Hasen nach und rennt, was das Zeug hält. In einigen Augenblicken hat er ihn eingeholt, in Stücke zerrissen und den Ring wieder zurückgebracht. Sepp aber steckte ihn an seinen Finger und ging damit zurück in den Palast der Feenprinzessin Goldhaar.

„Nun, schöne Liebe meines Herzens, hier ist der Ring, jetzt komm aber auch mit mir.“

„Ach, schöne Liebe meines Herzens, ich kann so lange nicht fort von hier, bis mir nicht jemand aus der Quelle des Lebens und aus der Quelle des Todes je einen Krug Wasser gebracht hat. Die aber sind an einem solchen Ort, dass dorthin kein Mensch gelangen kann, er müsste denn die Flügel des Vogels haben.“

Sepp begann nachzudenken. Da fällt ihm auf einmal ein, dass er ja von den zwei Tauben, die er aus der Falle befreit hatte, je drei Federn erhalten habe. Er suchte sie also aus seinem Ränzel hervor, schüttelte sie recht tüchtig, und schau, da waren auch gleich beide Tauben zur Stelle wie die zehn Gebote Gottes.

„Was giebt's, lieber Meister?"

„Ach, der liebe Gott allein kann sagen, wie gross mein Unglück ist! . . . Aber wisst ihr auch, wo die Quelle des Lebens und die Quelle des Todes ist?"

„Die kennen wir wohl."

„Nun also, so bringt mir von jeder ein kleines Krüglein voll."

„Ach, das ist keine so leichte Sache! Besonders aus der Quelle des Todes, denn worauf davon auch nur ein Tropfen fällt, das ist verbrannt und gestorben im selben Augenblicke! Doch sei's drum! Wenn es nur irgendwie möglich ist, so sollst du davon haben, kost' es was immer."

Damit gab Sepp den beiden Tauben zwei silberne Krüge, mit welchen diese davon flogen; sie schossen durch die Luft schnell wie der Gedanke oder vielleicht noch schneller, auf einmal kommen sie zu einem grossen Berge, und nicht genug, dass dieser aus eitel Glas war, war er auch obendrein so steil, dass, wenn man darauf hätte herumklettern wollen, man sich den Hals tausendmal hätte brechen müssen, selbst wenn der Berg eine gewöhnliche Form gehabt hätte so wie andere. Wie ich also sage, waren ganz, aber ganz am Gipfel dieses furchtbar hohen Berges zwei Quellen; aus der einen floss das Wasser des Lebens, aus der andern das Wasser des Todes, und beide brausten und sprudelten wie ein eiserner Topf, in dem Wasser gekocht wird. Die beiden Tauben flogen also da hinauf und schöpften jetzt den ersten Krug aus der einen und dann den zweiten aus der andern Quelle voll. Wie sie nun damit fertig

waren, nahmen sie sich sozusagen gar keine Zeit auszuruhen, sondern flogen wieder den Weg zurück und übergaben Sepp die zwei Krüge Wasser. Der brauchte auch nicht mehr und wie ihn seine Beine nur tragen konnten, lief er damit hinauf in den Palast.

„Na, schöne Liebe meines Herzens! hier ist, was du verlangt hast, und jetzt komm aber mit mir."

„Ach, schöne Liebe meines Herzens! ich kann nicht fort von hier, wenn wir nicht dieses Schloss samt Garten und allem, so wie es dasteht, mit fort nehmen, so, dass aber auch nicht ein Nägelchen davon zurückbleibt!"

Nun, wenn der arme Sepp bis zur Stunde nie einen Kummer gehabt hätte, jetzt war er drin. Das Kinn fiel ihm herunter wie einem, den man zum Galgen führt. Er grämte sich ab und zerhärmte sich, nicht einmal das Essen wollte ihm mehr recht schmecken. Was thun? was anfangen? Das weiss der gute Gott allein! denn das ist ja doch eine Arbeit, dass selbst tausend Wagen hundert Jahre lang nur immer hin und her zu fahren hätten, und selbst dann noch nicht alles bis auf das letzte Restchen von der Stelle geräumt wäre. — Auf einmal fällt ihm ein, dass er ja da so einige Dinger habe; wie, wenn das eine oder das andere ihm gar helfen könnte? Er nimmt sein Ränzel vor, nimmt die Federn heraus und schüttelt sie, und siehst du, da sind auch schon die zwei Tauben da.

„Was giebt's, lieber Meister, was ist dir zugestossen?"

„Ach, der liebe Gott allein kann sagen, wie gross mein Unglück ist! ... Sagt mir doch, wie soll ich denn, ganz mutterseelenallein, diesen Palast da wegtragen?"

„Ja, das wissen wir wahrlich nicht. Warum sollten wir dir's nicht sagen, wenn wir's wüssten!"

Nun, hier war er also auch um nichts klüger geworden. Jetzt waren nur noch die drei Haare zurück, die ihm der Hund gegeben, aber in diese hatte er auch ein Vertrauen, wie in die

Steinmauer! Er nimmt sie also heraus, schüttelt sie, da steht auch schon der grosse, weisse Hund vor ihm.

„Was giebt's, lieber Meister, was ist dir zugestossen?"

„Ach, der liebe Gott allein kann sagen, wie gross mein Unglück ist! . . . Sage mir doch, wie soll ich denn, ganz mutterseelenallein, diesen Palast da wegtragen?"

„Ach, ist das alles? deswegen brauchst du wirklich nicht so schrecklich betrübt zu sein. Ich habe zu Hause eine goldene Rute — warte nur, ich werde sie gleich herbringen — mit dieser musst du je dreimal an alle vier Ecken des Palastes schlagen, dann wird der ganze Palast zu einem goldenen Apfel werden. Wenn du nachher wieder einen Palast daraus machen willst, so beklopfe den goldenen Apfel rund herum mit der Rute, und augenblicklich steht wieder der Palast vor dir."

Nun gut! Kaum hatte der Hund das gesagt, so war er verschwunden, doch kaum hätte einer bis hundert zählen können, so war er auch schon wieder da.

„Ich habe nicht schneller zurück sein können, die Kinder haben die Rute beim Spielen verlegt und verräumt, und so musste ich sie erst suchen. Da, nimm! — und dann thue nur genau so, wie ich dir gesagt habe!"

Jetzt ging Sepp hinauf in den Palast zur Feenprinzessin Goldhaar und sagte zu ihr:

„Nun, schöne Liebe meines Herzens, vorbei ist alle Trauer und kein Grund mehr, den Kopf hängen zu lassen. Komm mit mir, wir nehmen auch den Palast mit uns samt Garten und allem!"

Dann aber umarmte und küsste er sie, ging hinunter in den Stall, sattelte sein Ross und hob die Feenprinzessin Goldhaar hinauf, er selbst jedoch ging hierauf rund um den Palast und schlug mit der goldenen Rute je dreimal gegen alle vier Ecken. Da war von Garten, Palast und allem mit einem

Male nur die leere Stelle zu sehen, und er war auf der kahlen Heide allein mit dem Mädchen auf dem Rosse; zu seinen Füssen aber lag ein goldener Apfel. Sepp hob den goldenen Apfel auf, that ihn in sein Ränzel, schwang sich dann auch auf das Ross, und so ritten sie denn und ritten immer zu über siebenmal sieben Lande, bis sie endlich nach Hause kamen, an den Hof des Königs.

Wessen Freude konnte grösser sein als die des Königs, da er die schöne Feenprinzessin erblickte? Er wäre imstande gewesen, mit der blossen Hand Hasen fangen zu wollen, der alte Narr! Gab das jetzt ein Herumhetzen der Diener dahin und dorthin, um Gäste zu sich zu laden! Aber augenblicklich müssten sie kommen, denn es werde Hochzeit gehalten. Dann liess er Sepp zu sich in den Palast rufen. Wie es nun gekommen, wie nicht, kurz, die Feenprinzessin Goldhaar spritzte einige Tropfen von dem Wasser, das aus der Quelle des Todes war, auf ihn, und in dem Augenblicke war der arme Sepp auf einmal verbrannt und gestorben. Den alten König traf beinahe der Schlag vor lauter Kummer, und er zergrämte sich und härmte sich ab, so leid that es ihm um den braven Knecht.

„Ach, um den brauchst du dich wirklich nicht so abzuhärmen", sagt die Feenprinzessin Goldhaar, „der wird gleich wieder ganz heil und gesund sein!"

Da nahm sie den zweiten Krug und goss das Wasser über den toten Sepp: gleich war er wieder lebendig und noch siebenmal schöner als zuvor. Da kam den alten König auch die Lust an, und er bat die Feenprinzessin Goldhaar, auch ihn wieder jung zu machen; diese schüttete also das Wasser des Todes auf ihn, und da war er auch schon verbrannt wie dürres Reisig — ja, aber im anderen Kruge war nun auch nicht ein Tropfen mehr, und daher vermochte sie ihn auch nicht wieder ins Leben zu rufen. Was konnte man anderes thun als

ihn begraben — und das that man denn auch und noch dazu gar prächtig.

Weil aber der König selig nicht Kind noch Kegel hatte, so blieb das ganze Land dem Sepp. Der liess dann — das heisst nämlich, als er schon König war — den alten Palast abreissen, kramte den goldenen Apfel aus seinem Ränzel und beklopfte ihn rund herum mit der goldenen Rute: da — Herr, du mein Gott! mögt ihr es nun glauben oder mögt ihr es nicht glauben, steht da nicht mit einem Male an der Stelle des alten Palastes dieser wunderschöne Palast hier, in welchem die Feenprinzessin Goldhaar gewohnt hatte, mit Gärten und allem, ganz so wie er dort gewesen, und auch hier so schön zu schauen, dass die Leute aus sieben Landen kamen, ihn anzustaunen! Nun nahm Sepp die Feenprinzessin Goldhaar zum Weibe. Bevor sie aber Hochzeit hielten, gingen sie noch, Vater und Mutter der Prinzessin zu sich zu holen in das silberne Schloss. Nun führten die beiden ein glückliches Leben miteinander; die Königin bekam wunderschöne, goldlockige Kinder, und sie leben alle vielleicht noch bis auf den heutigen Tag — wenn sie nicht gestorben sind.

---

12. Der goldbärtige Mann.

Es war einmal, ich weiss nicht wo auf der Welt, ein sehr, sehr mächtiger König, der hatte eine Gemahlin und einen kleinen Sohn. Einmal liess der König seine Gemahlin zu sich rufen: „Meine liebe Frau, ich fühle, dass meine Todesstunde nahe ist; darum habe ich dich rufen lassen, damit du mir geloben sollst, dich niemals zu verheiraten, wenn ich gestorben bin, sondern treulich für mein Kind zu sorgen.“

Die Königin gelobte ihm, dass sie niemals ans Heiraten

denken werde, für den kleinen Sohn aber so Sorge tragen werde, dass ihm auch nicht ein Härchen gekrümmt werden solle. Darauf starb der König.

Aber die Königin dachte bei sich: „Versprechen und Halten ist zweierlei.“ — Kaum hatten sie die letzte Schaufel Erde auf den König geworfen, so heiratete sie gleich einen reichen Mann aus fremdem Lande, den liess sie zum König machen. Dieser neue König aber war ein schrecklicher, gottverlassener Geizhals; er hielt den armen Königssohn wie seinen letzten Knecht, liess ihn in Lumpen gehen, auch gab er ihm kaum zu essen — er hätte den Armen den letzten Bissen vom Munde fortgenommen.

Dort auf dem Königshof war ein Brunnen, in dem war statt des Wassers Milch; aus diesem Brunnen konnten bei Lebzeiten des verstorbenen Königs Gross und Klein so viel Milch schöpfen wie sie brauchten, so dass damals im Reich niemand melkte, — jetzt dieser König stellte Wachen neben dem Brunnen auf und gab niemandem auch nur einen Tropfen Milch und hatte doch weder Schaden noch Nutzen davon; denn die Milch wurde weder mehr noch weniger dadurch.

Da geschah es einmal, dass die Wachen dem König die Kunde brachten, dass jeden Morgen bei Tagesgrauen ein goldbärtiger Mann mit einem Eimer zum Brunnen gehe, den Eimer vollschöpfe und damit verschwinde wie der Hauch, ehe sie ihm nahen könnten.

Der König wollte ihrer Rede nicht Glauben schenken. Anderntags in der Frühe stellte er sich selbst auf die Lauer, und er wurde ganz geblendet, als der goldbärtige Mann in grossem Schimmer erschien. Der füllte den Eimer und verschwand damit, als habe ihn die Erde verschluckt.

Der König konnte sich gar nicht vorstellen, was für ein Mensch das wohl sein könnte; er stand nur so da mit offenem

Mund und Augen in grossem Erstaunen. Aber von da an sann er immer darüber nach, wie er ihn greifen lassen könne; denn in seinem grossen Geiz grämte er sich um die Milch; ausserdem hätte er gern den Mann gehabt. Er dachte, wie grossen Ruhm ihm das bringen würde, wenn er ihn in einen Käfig einschlösse; dergleichen hatte kein König auf dem Erdenrund. Er sann also auf allerlei Weisen, wie er ihn fangen lassen könne; aber vergeblich war alles Sinnen, vergeblich liess er eine Unmenge Wachen aufstellen, sie konnten ihn nicht greifen; wenn sie schon ganz nahe waren und dachten, dass er schon in ihren Händen sei, verschwand er, und war nichts zu hören und zu sehen von ihm. Die Wut tötete fast schon den König; er verhiess demjenigen eine grosse Belohnung, der ihm einen guten Rat gebe, wie er den goldbärtigen Mann einfangen lassen könne.

Da kam einmal ein ausgedienter Soldat zu ihm:

„Erlauchter Herr, ich rate Euch eins: Lasst neben den Brunnen Brot, Speck, Braten und auch noch eine Flasche Wein legen. Wenn dann der goldbärtige Mann morgens kommt, isst er den Braten und trinkt den Wein; davon wird er sicherlich betrunken werden, denn er ist gewöhnt nur Milch zu trinken; solch einer aber verträgt den Wein nicht.“

Der König that alles, wie es der ausgediente Soldat gesagt hatte; er liess neben den Brunnen Brot, Speck, Braten, Wein legen; rings von allen Seiten stellte er die Wachen auf die Lauer.

Frühmorgens ging wirklich der goldbärtige Mann hin, ass, trank, bekam einen Rausch und schlief ein; sogleich nahmen ihn die Wachen fest und führten ihn zum König. Der König freute sich schrecklich, liess ihn in einen Goldkäfig sperren und zeigte ihn so den vielen weithergereisten Gästen, denn es strömten nur so aus allen Ländern die Könige, Kaiser, Herzöge, Grafen herbei zu dem Wunder. Dem armen goldbärtigen

Mann konnte man aber niemals einen Laut abgewinnen; er sprach zu niemandem. Sie meinten schon, er könne überhaupt nicht sprechen und sei nur solch wilder Mensch. Er ass auch nicht ordentlich; vergebens gaben sie ihm allerlei köstliche Speisen in seinen Käfig. Er trauerte nur und grämte sich.

Da geschah es einmal, dass der König in den Krieg ziehen musste. Er überlegte, wem er den goldbärtigen Mann anvertrauen könne, wer gute Sorge für ihn tragen und aufpassen würde, dass er nicht entfliehe; schliesslich blieb er dabei, dass es am besten sein würde, seinen Stiefsohn damit zu betrauen. Er liess ihn also zu sich rufen:

„Nun, mein Sohn, ich muss jetzt in den Krieg ziehen; dir vertraue ich den goldbärtigen Mann an. Trage gut Sorge für ihn, gieb ihm zu essen und zu trinken, doch gieb Acht! Wenn du ihn auf irgend eine Weise heraus lässt oder ihn entfliehen lässt, so musst du eines schrecklichen Todes sterben."

Damit zog der König in den Krieg. Der junge Königssohn war immer beim Käfig des goldbärtigen Mannes, damit er nicht irgendwie entfliehen könne; sogar zum Spielen ging er dorthin.

Einmal, als er dort spielte und mit einem silbernen Bogen schoss, fiel ein schöner, silberner Bolzen in des goldbärtigen Mannes Käfig.

Der Königssohn ging hin zum Käfig:

„Gieb meinen Bolzen heraus, mein goldbärtiger Oheim!"

„Ich gebe ihn dir keineswegs," sagte der goldbärtige Mann. „Lass mich aus dem Käfig hinaus, dann gebe ich ihn dir."

„Ich kann dich nicht heraus lassen, mein Oheim," antwortete der kleine Knabe, „denn ich würde sonst eines schrecklichen Todes sterben, sagte mein königlicher Vater, als er in den Krieg zog. Gieb mir meinen Bolzen; so kann er dir doch nichts nützen."

Der goldbärtige Mann gab ihm also seinen Bolzen heraus; aber dann flehte er noch mehr. Er bat und flehte ihn so lange an, bis das Herz des Königssohns bewegt wurde, denn er war ein sehr gutherziger Knabe. Er öffnete die Thür des Käfigs und liess ihn hinaus.

„Nun, mein kleiner Sohn, für deine gute That erwarte Gutes; ich werde dir's vergelten," sagte der goldbärtige Mann, und damit verschwand er. Der kleine Königssohn begann zu überlegen, was er wohl thun solle; wartete er ab, bis sein Stiefvater vom Krieg heimkehrte, liefe er nicht davon, so würde er eines schrecklichen Todes sterben; es wäre besser für ihn, schon jetzt in die weite Welt zu flüchten.

So wanderte und wanderte also der kleine Königssohn auf ungebahnten und auf gebahnten Pfaden über Berg und Thal. Einmal erblickte er eine Wildtaube; geschwind nahm er seinen Pfeil, dass er sie niederschiesse.

„Schiesse nicht, erlauchter Königssohn," sagte die Wildtaube, „ich habe zwei kleine Söhne zu Hause; die sterben Hungers, wenn ich ihnen nicht Speise bringen kann."

Der Königssohn hatte Erbarmen mit ihr und schoss sie nicht.

„Nun, Königssohn, für deine gute That erwarte Gutes! Ich werde dir's vergelten," sagte die Wildtaube.

„Du arme Wildtaube, wie könntest du mir das vergelten?" antwortete der Königssohn.

„Zwar sagt man, erlauchter Königssohn," sprach die Wildtaube, „dass Berg und Berg niemals zusammentreffen; aber das eine lebende Wesen kann wohl mit dem anderen zusammentreffen."

Der Königssohn lachte nur darüber; dann ging er weiter.

Wie er dahinschlenderte, erblickte er wiederum eine

Wildente; wiederum zog er seinen Pfeil hervor, dass er sie niederschiesse.

Da sprach die Wildente zu ihm:

„Schiesse nicht, erlauchter Königssohn, ich habe zwei kleine Söhne zu Hause; die sterben Hungers, wenn ich ihnen nicht etwas zu essen bringen kann.“

Der Königssohn hatte auch mit dieser Erbarmen und schoss auch diese nicht.

„Nun, Königssohn, für deine gute That erwarte Gutes! Ich werde dir's noch vergelten,“ sagte die Wildente.

„Du arme Wildente, wie könntest du mir das vergelten?“ antwortete der Königssohn.

„Zwar sagt man, erlauchter Königssohn,“ sprach die Wildente, „dass Berg und Berg niemals zusammentreffen; aber das eine lebende Wesen kann mit dem anderen überall auf der Welt zusammentreffen.“

Der Königssohn lachte wieder nur und ging wieder weiter. Wie er so dahinschlenderte, erblickte er einen Storch. Auch auf diesen legte er seinen Pfeil an; aber auch dieser begann ihn anzuflehen:

„Schiesse nicht, erlauchter Königssohn, ich habe zwei kleine Söhne zu Hause; die sterben Hungers, wenn ich ihnen nicht Essen bringen kann.“

Auch dieser rührte das Herz des Königssohns; auch diesem that er nichts zu Leide.

„Nun, erlauchter Königssohn,“ sagte der Storch, „für deine gute That erwarte Gutes; ich werde dir's noch vergelten.“

„Du armer Storch, wie könntest du mir das vergelten?“ antwortete der Königssohn.

„Zwar sagt man, Königssohn,“ sprach der Storch, „dass Berg und Berg niemals zusammentreffen, aber das eine lebende Wesen kann mit dem anderen irgendwo zusammentreffen.“

Der Königssohn lachte nur darüber; damit ging er weiter.

Er ging langsam seines Weges; einstmals traf er auf zwei verabschiedete Soldaten.

„Wohin gehst du, mein Brüderchen," fragte der eine Soldat.

„Ich gehe einen Dienst suchen," antwortete ihm der Königssohn.

„Nun, so gehe mit uns! Wir haben dasselbe Ziel."

Sie wanderten dann, durchstreiften zu dritt siebenmal sieben Königreiche. Einstmals kamen sie auf den Hof eines Königs. Der König war gerade draussen auf dem Hof.

„Na, meine Söhne, wohin des Wegs?" fragte er sie.

„Nun, wir suchen einen Dienst."

„So geht nicht weiter! Ich brauche eben jetzt zwei Kutscher und einen Gespan; wenn ihr euch verdingt, nehme ich euch an."

Sogleich verdingten sie sich, der Königssohn als Gespan, die beiden verabschiedeten Soldaten als Kutscher. Aber die beiden Verabschiedeten waren schrecklich neidisch auf den Königssohn, dass man ihn zum Gespan gemacht hatte, sie hingegen nur zu Kutschern; denn das wussten sie auch nicht, dass er ein Königssohn war. Auf jede Weise waren sie darauf aus, dass sie ihm ein Bein stellten.

Einstmals gingen sie zum König:

„Erlauchter König, dieser neue Gespan sagte uns, wenn Eure Majestät ihn zum Rentmeister machen würden, so würde nicht ein Körnchen Weizen unter seiner Hand verloren gehen. Denn er verstünde sich so darauf, dass, wenn Eure Majestät früh morgens, wenn Sie zur Kirche gehen, einen Sack Weizen mit einem Sack Gerste zusammenschütten liessen, er alles auseinander lesen würde, bis Sie zurückkommen, dass auch nicht ein einziges Körnchen Weizen unter der Gerste sei. Darum möge Eure Majestät ihn rufen lassen und ihm befehlen, dass

er also thue. Wenn er leugnen sollte, so glauben Sie ihm nicht, drohen Sie ihm lieber mit irgend etwas."

Sogleich liess der König den armen Königssohn rufen.

„Nun, mein Sohn," sagte er zu ihm, „ich habe gehört, dass du das und das gesagt hast; darum werde ich in der Frühe, wenn ich in die Kirche gehe, einen Sack Weizen und einen Sack Gerste vor dich hinschütten lassen. Wenn du diese mir nicht, bis ich aus der Kirche zurückkomme, ausgelesen hast und zwar so, dass unter dem reinen Weizen auch nicht ein armseliges Körnchen Gerste bleibt, so wirst du auf der Stelle eines schrecklichen Todes sterben; wenn es dir hingegen gelingt, sie glücklich auszulesen, so mache ich dich zum Rentmeister."

Der arme Königssohn beteuerte vergebens, dass er das nie mit einem Wort gesagt habe; es nützte nichts. Sie sperrten ihn in ein leeres Zimmer ein. Als der König zur Kirche ging, schütteten sie ihm eine Unmenge Weizen und Gerste auf die Erde, mischten sie gut zusammen, damit er sie nun von einander scheide.

Der arme, unglückliche Königssohn wagte nicht anzufangen; aber er hätte auch umsonst begonnen; wenn tausend Seelen sein gewesen wären, er hätte dies nicht einmal in einer Woche auseinanderlesen können, geschweige denn in so kurzer Zeit. Er setzte sich also in einen Winkel nieder und barg sein Haupt in seinen Händen; dort grämte er sich und weinte sehr bitterlich.

Wie er dort trauerte, flog auf einmal eine Wildtaube durch das Fenster herein.

„Warum betrübst du dich, erlauchter Königssohn?"

„Wie sollte ich nicht betrübt sein, wenn doch der König gesagt hat, dass ich das und das thun soll; denn wenn ich es nicht thue, werde ich eines schrecklichen Todes sterben."

„Darum sollst du wahrlich kein bischen betrübt sein; wenn

es weiter nichts ist," erwiderte die Wildtaube. „Erkennst du mich denn nun? Ich bin der König der Wildtauben, mit dem du einstmals Erbarmen hattest; darum will ich jetzt deine Güte vergelten."

Damit flog der Wildtaubenkönig wieder von dannen; nach kurzer Zeit kam er zurück mit einer Menge Wildtauben, die stürzten sich sogleich auf den Weizen. Der König war noch nicht aus der Kirche gekommen, bis sie ihn so auseinander gelesen hatten, dass auch nicht ein Korn Weizen zwischen der Gerste blieb, noch Gerste zwischen dem Weizen; darauf erhoben sie sich und gingen zurück, wie sie gekommen waren.

Als der König aus der Kirche kam, ging er zu allererst zum Königssohn, wie weit der wohl mit dem Weizen sei, ob er ihn auslesen konnte oder nicht. Da blieb er nur so mit offenem Mund stehen, als er sah, dass der schöne, reine Weizen dort abgesondert auf einem Haufen lag, die Gerste auf einem zweiten und der Kehricht noch auf einem dritten. Er lobte den Königssohn und machte ihn auch sogleich zum Rentmeister.

Die beiden verabschiedeten Soldaten aber waren seitdem noch neidischer, dass er nun gar der Rentmeister, und sie noch immer nur Kutscher waren; wieder begannen sie nachzusinnen, womit sie seine Ehre vor dem König zu schanden machen könnten. Und einmal traten sie wieder vor ihn.

„Erlauchter König, dieser unser Reisekamerad, der neue Rentmeister, hat uns jetzt gar gesagt, wenn Eure Majestät ihm alle Ihre Schätze anvertrauen würden, damit er sie bewache, würde er sie so zu behüten wissen, dass auch nicht eine Nadel unter seinen Händen verloren gehen würde; denn er verstünde sich so darauf, dass, wenn Eure Majestät ihn auf die Probe stellen wollten und den Ring der Königstochter in den Brunnen werfen liessen, wenn Sie zur Kirche gehen, er ihn herausholen würde, bis Sie zurückkommen."

Wieder liess also der König den Königssohn rufen.

„Nun, mein Sohn, ich habe jetzt gehört, dass du das und das gesagt hast; darum werde ich den Ring meiner Tochter in den Brunnen werfen lassen, wenn ich in die Kirche gehe; aber wenn du ihn nicht herausholst, bis ich zurückkomme, musst du eines schrecklichen Todes sterben."

Wieder nützten die Beteuerungen nichts; der König hörte gar nicht darauf, sondern liess wirklich, als er in die Kirche ging, der Königstochter Goldring in einen Brunnen werfen.

Der arme Königssohn sass nun dort am Brunnenrand, härmte und grämte sich, dass er nun umkommen müsse. Wie er dort trauerte, flog auf einmal eine Wildente daher.

„Warum betrübst du dich, Königssohn?"

„Wie sollte ich nicht betrübt sein, wenn doch der König das und das befohlen hat; wenn ich es nicht thue, hat mein Leben ein Ende."

„Deswegen sollst du wahrlich kein bischen betrübt sein," antwortete die Wildente, „denn weisst du, wer ich bin? Ich bin der König der Wildenten, mit dem du einmal Erbarmen hattest; darum will ich jetzt deine Gefälligkeit vergelten."

Damit flog der Wildentenkönig von dannen; aber bald kam er zurück mit einem grossen Haufen Wildenten. Auf! Alle in den Brunnen! Wie der Königssohn nach ihnen schaute, was sie machten, da brachten sie auch schon den Ring.

Als der König von der Kirche nach Hause kam, lobte er ihn noch mehr und machte ihn sogleich zu seinem allerobersten Schatzmeister.

Jetzt aber platzten die beiden Verabschiedeten beinahe vor Neid; sie überlegten, was sie ihm wohl einbrocken könnten, was er nicht verrichten könne. Sie gingen also wieder zum König.

„Erlauchter König, jetzt hat dieser Mensch gesagt, wenn Eure Majestät es erlauben würden, so solle die Königstochter

in einer Nacht ein Kind haben, das alle Sprachen sprechen und ausserdem noch musizieren könne."

Da wurde der König nun sehr zornig, dass er es wagte, so etwas von seiner Tochter auch nur zu sagen. Zuerst liess er ihn ins Gefängnis werfen. Aber dann dachte er, dass man doch auch sehen müsse, ob er dies Wunder verrichten könne. Er veranstaltete also eine grosse Hochzeit; dann liess er das junge Paar in ein Zimmer zusammen einschliessen; dem Königssohn aber sagte er:

„Wenn du nicht thust, was du gesagt hast, so lasse ich dich an einen Rossschweif binden und so durch die Stadt schleifen."

Der arme Königssohn wagte nicht einmal mit der Prinzessin zu reden; er trauerte nur und grämte sich, dass nun sein Leben zu Ende sei. Die Prinzessin schlief neben dem blöden Kavalier, der nicht mit ihr zu reden wagte, schön ein; aber der Königssohn kümmerte sich nicht darum, schaute sie auch nicht an; er weinte nur und jammerte. Wie er so weinte und jammerte, öffnete sich auf einmal das Fenster von selbst, und herein flog ein Storch.

„Warum betrübst du dich, Königssohn?"

„Wie sollte ich nicht betrübt sein, da der König doch gesagt hat, dass ich das und das thun soll; wenn ich es nicht thue, so lässt er mich an einen Rossschweif binden und so zu Tode martern."

„Wenn's weiter nichts ist; deswegen sollst du wirklich kein bischen betrübt sein," sagte der Storch, „ich hole dir schon solch ein Kind. Denn weisst du, dass ich der König der Störche bin, mit dem du einmal Erbarmen hattest? Jetzt will ich das vergelten."

Damit flog der Storch von dannen, aber nicht lange darauf kehrte er zurück und brachte ein Wickelkind. Der Königs-

sohn wickelte es aus den Windeln, und das Kind begann gleich zu musizieren und in allen Sprachen zu reden.

Nun freute sich der Königssohn; nun grämte er sich nicht mehr; nun liess er die Prinzessin nicht schlafen.

„Stehe auf, mein schönes Herzlieb; das Kind ist schon da.“

Die Prinzessin stand auf und erblickte das Kind; sie hörte, wie es musizierte, und wunderte sich darüber. Doch der Königssohn unterhielt sie mit vielen Scherzen; sie wurden fröhlich, lachten und verbrachten die Zeit wie Liebende; sie verliebten sich so ineinander, dass sie sich gleich ewige Treue schwuren.

Morgens, als der König das Kind sah, konnte er sich nicht fassen vor Staunen; doch die Prinzessin liess es dabei nicht bewenden.

„Nun, erlauchter königlicher Vater, wenn Ihr mir die grosse Schande angethan habt, so mögt Ihr mich jetzt auch mit diesem Jüngling vermählen; denn meine Augen brennen, so schäme ich mich.“

Der König widersetzte sich auch nicht; denn er sah, dass dies möglichst schnell geschehen müsste; auch so war die Taufe schon früher als die Hochzeit. Er liess sogleich Priester, Henker, Eisenhut rufen, sie hielten den Hochzeitsschmaus, assen und tranken; sie drückten fast die Wände ein.

Nach der Hochzeit fragte der König seinen neuen Schwiegersohn:

„Nun, mein lieber Sohn, jetzt bist du mein Sohn; nun sage mir auch, was für Künste weisst du, dass du all die vielen Wunderthaten verrichten konntest, die ich dir auftrug?“

„Ach, mein erlauchter königlicher Schwiegervater, Gnade meinem Haupte! Ich weiss gar keine Künste, sondern nur so und so bin ich dem Tode entronnen.“

Nun erzählte er ihm alles, auch dass er ein Königssohn sei, wie er vor seinem Stiefvater habe fliehen müssen, wie er

die drei Vögel gefunden habe; aber er erzählte auch, dass er den verabschiedeten Soldaten niemals irgend etwas gesagt habe; die hätten das nur erdichtet, damit sie ihn ins Verderben stürzten. Der König wurde nicht nur nicht böse auf ihn, sondern er freute sich sogar, dass sein Schwiegersohn nicht irgend ein hergelaufener Mensch, sondern ein Königssohn war. Aber über die Verabschiedeten geriet er in heftigen Zorn; er jagte sie gleich aus seinem Haus fort.

Die beiden Verabschiedeten aber wussten auch, was sie thun sollten. Sie gingen geradewegs zum Stiefvater des Königssohns und erzählten ihm, wo sein Sohn sei. Dieser nämlich liess auch jetzt noch den Königssohn überall auf Mord suchen, so zornig war er auf ihn, weil er den goldbärtigen Mann frei gelassen hatte. Als die beiden Verabschiedeten ihm die Kunde brachten, setzte er sie darum sogleich in hohe Ämter ein. Dem anderen König aber, bei dem der Königssohn war, schrieb er einen Brief, dass er entweder diesen Galgenstrick sogleich in Ketten nach Hause sende oder als Lösegeld für den goldbärtigen Mann ihm zwölf goldene Widder mit zwölf Mutterschafen und zwölf goldenen Lämmern schicke. Denn sonst würde er mit einem Heer in sein Land kommen und es so zerstören, dass auch nicht ein Stein auf dem anderen bleibe.

Der König erschrak sehr, denn jener König war um vieles mächtiger als er; er liess sogleich seinen Schwiegersohn rufen und fragte ihn, was sie wohl thun sollten.

„Wahrlich, mein erlauchter königlicher Schwiegervater, ich will nicht, dass Euer Reich um meinetwillen Schaden leide," antwortete der Königssohn, „darum mache ich mich jetzt auf den Weg; so lange will ich wandern, bis ich die zwölf goldenen Widder, goldenen Schafe, goldenen Lämmer einbringen kann, oder ich kehre nicht wieder zurück."

Er nahm Abschied von seiner Frau und zog in die Welt hinaus.

Er wanderte und wanderte durch siebenmal sieben Königreiche, auch über das Operenzmeer, und auch noch darüber hinaus; auf einmal gelangte er in einen Wald. Auch dort wanderte und wanderte er; auf einmal rief ihn jemand an:

„Wohin gehst du, mein Sohn?“

Er schaute dorthin, und wen erblickte er? Keinen anderen als den goldbärtigen Mann. Der Königssohn erzählte ihm sogleich, was ihn herführe und dass er jetzt gerade deshalb umherirren müsse, weil er ihn frei gelassen hatte.

„Nun, mein Sohn, ich werde dir schon beistehen,“ sagte der goldbärtige Mann, „ich gebe dir, was du suchst. Denn wisse, dass ich der König der goldenen Tiere bin; darum komm, wähle dir aus meiner goldenen Schafherde, was du brauchst.“

Der Königssohn wählte die zwölf goldenen Widder, zwölf goldenen Mutterschafe, zwölf goldenen Lämmer aus und trieb sie sehr fröhlich heimwärts. Wie er zu Hause angelangt war, schickten sie sogleich alles zum anderen König als Lösegeld. Sie gaben ein grosses Gastmahl und meinten, dass nach diesem ihnen nun kein Leid geschehen werde.

Aber der andere König gab sich damit fürwahr nicht zufrieden; denn er war selbst schon ein knauseriger Geizhals; aber ausserdem setzten ihm die beiden Verabschiedeten immer zu. Deshalb liess er wieder in einem Brief zurücksagen, dass es ihm mit diesen noch nicht genug sei, sondern entweder sende der König noch zwölf goldene Stiere mit zwölf goldenen Kühen und zwölf goldenen Kälbern, oder er jage jenen Bengel nach Hause. Denn sonst würde er mit Feuer und Schwert das Land verheeren.

Was war da zu machen! Sie wussten, dass er um vieles mächtiger war und dass sie sich nicht mit ihm messen konnten. Wieder machte sich darum der Königssohn auf die Reise, die zwölf Goldstiere, Goldkühe, Goldkälber aufzutreiben.

Er wanderte durch siebenmal sieben Königreiche; auf einmal gelangte er wieder in jenen Wald und traf wieder den goldbärtigen Mann.

„Was führt dich denn jetzt her, mein Sohn?“ fragte der goldbärtige Mann.

„Ich suche zwölf Goldstiere, Goldkühe und Goldkälber; denn jetzt verlangt mein Stiefvater das auch noch; sonst wird er mit Feuer und Schwert unser Reich verheeren.“

„Nun auch das gebe ich dir,“ sagte der goldbärtige Mann, „mögen sie es ihm schicken, dem geizigen Hund! Komm, wähle aus meiner Goldherde!“

Der Königssohn wählte auch diese aus und trieb sie sehr fröhlich heimwärts. Wie er zu Hause angelangt war, sandten sie auch diese sogleich dem anderen König, auf dass sie ihn damit vielleicht zum Schweigen brächten.

Aber Gott bewahre! Sie brachten ihn nicht zum Schweigen. Statt dass er sich zufrieden gab, kam er erst auf den Geschmack, als er sah, dass diese nichts gegen ihn zu thun wagten. Wieder schrieb er sogleich einen Brief zurück, dass entweder dieser Galgenstrick sich ohne Verzug nach Hause trolle, oder sie sollten ihm den goldbärtigen Mann selbst als Lösegeld senden; denn andernfalls würde er das ganze Volk ausrotten und auch des Säuglings nicht schonen.

Darüber erschrak der arme König, der des Königssohns Partei ergriffen, furchtbar. Sie hielten Rat, sie überlegten, was sie thun sollten; schliesslich kamen sie überein, dass es am besten sei, den goldbärtigen Mann selbst um Rat zu fragen, der ihnen schon zweimal beigestanden hatte; vielleicht hilft er ihnen auch zum dritten mal. Deshalb ging der Königssohn geradewegs dorthin, wo er ihn schon zweimal gefunden hatte; dort fand er ihn auch jetzt in jenem Walde.

Der goldbärtige Mann sprach ihn sogleich an:

„Nun, mein Sohn, was führt dich her? Will vielleicht dieses unersättliche Schwein schon wieder etwas?“

„Ja fürwahr,“ antwortete der Königssohn, „und jetzt hat er sogar sagen lassen, dass sie entweder Euch selbst ihm schicken oder er würde das Reich ausrotten und auch nicht des Säuglings schonen.“

Jetzt ging auch dem goldbärtigen Mann die Galle über.

„Geh heim, mein Sohn,“ sagte er zum Königssohn. „Sobald du zu Hause angelangt bist, mögt ihr diesem unersättlichen Hunde melden lassen, dass er sich mit dem, was er bekommen, begnügen solle, und er bekomme nicht einmal ein räudiges Schwein mehr. Setze er den Fuss in euer Land, dann werde er es bereuen, er und auch sein Geschlecht. Dies schreibt ihm in einem Brief! Ihr selbst denkt dann nicht weiter darüber nach; esst, trinkt, und was ihr an Soldaten habt, entlasst alle auf Urlaub nach Hause! Das weitere überlasst mir.“

Der Königssohn ging heim und erzählte, was der goldbärtige Mann sagen liess, und sie folgten ihm in allem. Sie schrieben den Brief an den König, dass er einen Dreck, aber keinen goldbärtigen Mann (kann warten, bis er schwarz wird!) haben solle; sie selbst assen, tranken, waren fröhlich und was sie an Soldaten hatten, schickten sie auch alles fort.

Der andere König rüstete nun das grosse Heer und machte sich damit auf den Weg, um den benachbarten König mit Land und Volk zu Grunde zu richten; er war auch schon nahe der Grenze, und dieser König, der alle seine Soldaten auf Urlaub entlassen hatte, erschrak sehr; er hatte auch nicht eine Menschenseele, die er den unendlich vielen Feinden entgegen senden konnte, — als plötzlich der goldbärtige Mann mit einem grossen Heer vor ihm erschien. Alle waren eitel goldene Ritter, auf goldenen Rossen, in goldener Rüstung, und auch das Hufeisen vom Pferd des untersten Gemeinen war von Gold.

Sie gingen auf den Feind los, metzelten alle Reihen nieder, dass auch kein Bote mehr blieb, den König und die beiden Verabschiedeten fingen sie lebendig, banden sie an Pferdeschweife und liessen sie so durch die Stadt schleifen, bis sie starben.

Der Königssohn aber eroberte das Reich, das nach Recht und Billigkeit auch immer sein hätte bleiben müssen, zog mit seiner Gemahlin zusammen in seines lieben Vaters Königsschloss ein, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch glücklich bis heute.

---

13. Der behaarte Mann.

Irgendwo, ich weiss nicht wo, war auf der Welt einmal ein König, der hatte unter vielem anderen auch zwei Äcker mit Raps. Auf dem einen brannten jede Nacht, die der liebe Gott werden liess, ohne Ausnahme, zwei Haufen davon nieder. Da ward der König schrecklich zornig; er schickte bewaffnete Soldaten aus, dass sie den Brandstifter einfingen. Doch das nützte nichts. Keine Menschenseele konnte den erblicken. Neunhundert Gulden versprach er demjenigen, der den Brandstifter einfangen würde. Aber auch das verkündete er, dass er denjenigen, der das Feld nicht ordentlich beschütze, töten lassen werde. Es waren so viele, viele Leute! Aber keine Rede davon, dass sie es hätten beschützen können.

Neunundneunzig Leute hatte der König schon töten lassen, als ein kleiner Schweinehirtenjunge zu ihm kam. Dieser kleine Schweinehirtenjunge hatte zwei Hunde, der eine hiess „Pst," der andere „Still". Er sagte dem König, dass er die Haufen schon bewachen werde.

Als es dunkelte, ging er zum vierten Haufen hin, von dem aus er alles sehr schön überblicken konnte. So um die elfte

Stunde sah er auf einmal, dass jemand zu dem Haufen ging und ihn anzündete. Na, Gevatter, auf dich warte ich gerade! Sogleich rief er den beiden Hunden zu: „Pst, Still, greift ihn!“ Darauf hatten die auch nur gewartet. Natürlich griffen sie ihn.

Am andern Morgen brachte er den Menschen gebunden zum König; das freute den König so, dass er ihm sogleich tausend Gulden in die Hand drückte. Jener Mann aber war über und über mit Haaren bewachsen, fast wie ein unvernünftiges Tier. Er wurde nun in eine feste Kammer eingesperrt; danach schickte der König überall hin Briefe an die Könige und Prinzen, dass sie kommen und dieses Wunder anschauen sollten.

Das war alles ganz gut; aber der König hatte einen zehnjährigen Sohn. Der sah sich einmal den behaarten Mann an, und da beschwor ihn dieser flehentlich, er möge ihn doch befreien. Da erbarmte er sich seiner. Er entwendete seiner lieben Mutter den Kammerschlüssel und öffnete die Thüre; dann trug er ihn wieder zurück. Der behaarte Mann aber zog in die Welt hinaus.

Da kamen nun die Könige und die Prinzen, einer nach dem anderen. Sie hätten wohl gern den behaarten Mann angesehen, aber da war nirgends einer! Der König berstete fast vor Wut. Solch Schimpf und Schande einzuheimsen! Er stellte seine Frau zur Rede; er sagte ihr, dass er sie in eine Schilfhütte setzen und darin verbrennen lassen werde, wenn sie den behaarten Mann nicht herbeischaffe. Die Frau verteidigte sich, dass sie von nichts wisse; wenn ihr Sohn nicht den Schlüssel fortgenommen habe, sie habe ihn nicht herausgelassen.

Da holten sie den kleinen Königssohn vor, nahmen ihn über alles ins Verhör, und der sagte schliesslich, dass er den behaarten Mann herausgelassen habe. Mehr bedurfte es nicht!

Der König befahl den Dienern, dass sie den Knaben sogleich hinaus in den Wald führten, ihn dort dann töteten und ihm von seiner Lunge und Leber ein Stück brächten.

So geschah es auch. Sie führten ihn hinaus; aber der Knecht hatte Erbarmen mit ihm. Er erschoss den Hund, der mit ihm gegangen war; von dessen Lunge und Leber brachte er dem Könige etwas mit nach Hause. Der schaute es gar nicht an, sondern warf es den Hunden vor. Als die es beschnuppert hatten, schlichen sie davon.

Der Königssohn irrte nun unstät im Walde umher. Einmal wie er ging, er wanderte wohl schon fünf Jahre umher, fand er ein ärmliches Häuschen und darin einen alten Mann. Er kam ins Gespräch mit ihm und erzählte ihm sein Schicksal. Da erkannten sie sich wieder; der graue Alte war der behaarte Mann, den der Königssohn befreit hatte und der von jener Zeit an immer in diesem Walde gewohnt hatte.

Hier blieb der flüchtige Königssohn zwei ganze Jahre; dann wollte er weiter ziehen. Der Alte bat ihn sehr zu bleiben; aber er zog weiter. Da gab er dem Königssohn einen goldenen Apfel, aus dem sprang, wenn er es brauchte, ein goldmähniges Ross, dazu einen goldenen Stab, mit dem er das Ross leiten sollte, einen silbernen Apfel, aus dem kamen die schönsten Husaren heraus, und einen silbernen Stab, und auch noch einen kupfernen Apfel, aus dem kamen Soldaten zu Fuss heraus, so viele, so unendlich viele, und einen kupfernen Stab. Er band dem Königssohn auf die Seele, dass er auf die Geschenke gut Acht haben solle, und damit liess er ihn seines Weges ziehen.

Da wanderte er und wanderte, bis er einmal in eine Stadt kam. Hier verdingte er sich beim König als Diener. Niemand kümmerte sich um ihn; er lebte nur so ruhig hin.

Einstmals brachte man dem König die Nachricht, dass er

in den Krieg ziehen müsse. Er fürchtete sich schrecklich, denn er hatte wenig Soldaten; aber er musste ziehen.

Als sie fortgezogen waren, sagte der Königssohn zur Köchin:

„Gebt mir Urlaub, dass ich in das Nachbardorf gehen kann; ich habe dort eine kleine Schuld; die möchte ich einziehen.“

Die Köchin liess ihn fort, da nichts zu thun war.

Als er aus der Stadt war, zog er seinen goldenen Apfel hervor. Wie das prächtige, schöne Ross heraussprang, schwang er sich darauf und zog weiter. Dann nahm er den silbernen Apfel vor und den kupfernen Apfel, und mit den schönsten Soldaten stiess er zu des Königs Heer.

Als dieser ihn erblickte, erschrak er sehr; denn er wusste nicht, war das ein Feind oder was?

„Ich bringe Eurer königlichen Majestät Hilfe,“ sagte der Königssohn.

Da freute sich der König sehr und fürchtete nun auch nichts mehr vom Feinde. Dort waren auch des Königs Töchter; die luden, als sie aufbrachen, den Königssohn sehr herzlich in ihren Wagen ein, um sich mit ihm zu unterhalten. Aber er stieg nicht zu ihnen ein, sondern blieb zu Pferde und unterhielt sich so mit ihnen. Mit denen konnte man sich aber auch unterhalten, denn sie waren so schön, so wunderschön! Besonders die jüngere! Der Ruf ihrer Schönheit erscholl durch alle Lande. Während der Unterhaltung nahm die jüngere ihren Ring, und die ältere riss ihr Taschentuch in zwei Hälften, das gaben sie dem Königssohn.

Aber da waren sie auf einmal schon vor dem Feind. Der König fragte, ob sein Heer vorangehen solle oder das des Königssohns. Der Königssohn zog voran und kämpfte mit seinen Husaren so tapfer, dass vom Feind nur zwei Mann übrig blieben, und auch die nur als Boten.

Jetzt freute sich nicht nur der König aufrichtig, sondern auch die Mädchen. Als sie heimwärts fuhren, luden sie wieder den Königssohn zum Gespräch ein; aber er kam nicht, sondern sprengte mit seinen Husaren von dannen.

Als er nahe der Stadt war, packte er seine Soldaten und sein Ross wieder zusammen und schlenderte in die Stadt. Zu Hause schalt ihn die Köchin aus und zwar tüchtig, dass er so lange gesäumt hatte.

Damit wäre die Sache nun fertig gewesen; aber die jüngere Königstochter (wie es kam, weiss ich selbst nicht), kurzum, sie verliebte sich in den Königssohn. Der gab ihr seinen kupfernen Apfel und Stab; denn auch er liebte die Prinzessin.

Einmal, als sich die Prinzessin mit ihrem Vater unterhielt, sagte sie so von ungefähr, ob es nicht ihr Diener gewesen sei, der ihnen geholfen habe. Der König geriet darüber in Zorn und befahl, dass sogleich des Dieners Zimmer durchsucht werden sollte. Und da fanden sie denn wirklich den goldenen Ring und das halbe Taschentuch. Als sie es dem König gezeigt hatten, liess er sogleich den Königssohn zu sich rufen und fragte ihn, ob er es sei, der ihnen geholfen habe.

„Der bin ich, königliche Majestät."

„Aber woher nahmst du dieses schreckliche Heer?"

„Wenn Sie es zu sehen wünschen, kann ich es an der Stadtgrenze zeigen."

So geschah es auch; doch den kupfernen Apfel und den kupfernen Stab forderte er vorher von der Prinzessin zurück. Dann zeigte er ihnen alles, und es wurden so viele Soldaten, dass sie kaum Platz hatten.

Der König gab ihm in seiner grossen Freude, besonders als er auch noch erfuhr, dass er ein Königssohn sei, seine Tochter und sein Königreich. Der Königssohn packte die vielen Soldaten wieder ein, jeden an seinen Platz, und dann gingen sie in die Stadt.

Nicht lange darauf hielten sie dort grosse Hochzeit; vielleicht leben sie auch jetzt noch, wenn sie noch nicht gestorben sind.

---

14. Der goldhaarige Gärtnersbursche.

Wo war's, wo war's nicht, es war einmal ein armer Mann, und der hatte ein Dutzend Kinder. — Von diesem armen Mann konnte man fürwahr sagen: er hatte nur das liebe Leben, auf der Brust sein Brot, auf dem Rücken sein Haus. Sein ältestes Söhnchen war schon dreizehn Jahre alt; der musste also schon flügge werden. So verdingte er ihn als Pferdeknecht bei einem Mann, der so ehrenwert und gutmütig war, dass selbst seine Neider nur Gutes von ihm sagen konnten.

Da der Knabe sich gut führte, so nannten sie ihn „mein lieber, kleiner Knecht"; aber er verdiente es auch, denn er sorgte für das ihm anvertraute Vieh so gut, als ob es sein eigen Hab und Gut gewesen wäre. Wenn er vom Feld, wenn er aus dem Wald nach Hause kam, rührte er für sich nicht einen Bissen an, nicht soviel, wie das Schwarze unter meinem Nagel, bis er nicht die Pferde ausgespannt, angebunden und gefüttert und getränkt hatte; aber er brach auch noch den Bissen im Munde entzwei und gab seinem Pferde die Hälfte.

Der Ruf von unserm Hans [1]) verbreitete sich nun, was für ein tüchtiger, rechtschaffener Mensch er sei, so dass, wenig gesagt, zehn Herren sich gefunden hätten, die ihn jeden Augenblick angenommen hätten; doch er ging zu keinem (aber sein Herr hätte ihn auch nicht fortgegeben, auch nicht für ein blindes Pferd). Er ging aber darum zu keinem von ihnen, weil in Hansens Dorf ein Teufelsmüller wohnte, in dessen

[1]) Jancsi.

Mühle jede Nacht, die der liebe Gott werden liess, die Hexen kamen, um Unkraut, Wachtelweizen und Wicke zu mahlen, und das mischten sie unter das Mehl der armen Leute; darum haben die so schwarzes Brot. Aber das wusste keine Menschenseele, nicht einmal der Pfarrer wusste das, obgleich der doch ein schriftkundiger, kluger Mann war. Also ich sage, dieser Teufelsmüller zauberte und behexte unsern Hans, so dass, als das neue Jahr herankam, „unser kleiner Knecht" sich bei ihm als Pferdeknecht verdingte.

„Nun, mein lieber Sohn," sagte der Teufelsmüller, „im Stall sind zwei Pferde; nur auf die richte deine Sorge, bürste sie, striegle sie; an nichts anderes denke!"

Drei Wochen waren sie hübsch ruhig beisammen gewesen; aber als die vierte angebrochen war und der Müller zur Kirche gehen wollte, trat er in den Stall und sprach zu unserm Hans:

„Hör, mein lieber Knecht!"

„Was befiehlst du, mein lieber Herr?"

„Nichts anderes als dies: dort auf dem Boden sind hundert Kübel Hafer; wenn du, während ich in der Kirche bin, damit die beiden senkrückigen Pferde nicht so mästest, dass ihnen das Wasser auf dem Rücken steht, so geht's dir schlecht!"

Nebenbei sei gesagt, dass des Müllers eines Pferd, der Schimmel, ein Tatosch war; aber davon wusste Hans nichts.

Als der Müller zur Kirche gegangen war, legte sich unser Hans auf den Schimmel und schluchzte so bitterlich, dass sogar der Mörtel von der Wand plumpste. Das Tatoschpferd hatte Mitleid mit dem Ärmsten und fragte ihn: „Was weinst, was schluchzst du so bitterlich, mein lieber Herr?"

„Wie sollte ich nicht weinen, wie sollte ich nicht schluchzen, mein liebes Pferd; hat doch mein Herr befohlen, dass ich euch, während er in der Kirche ist, so mästen soll, dass euch das Wasser auf dem Rücken stehe!"

„Wenn nur das dein Kummer ist," tröstete ihn das

Tatoschpferd, „so soll deine kleinste Sorge grösser sein als die! Mach dich geschwind an die Arbeit und bringe uns soviel Hafer, wie der Trog nur fasst! Wenn dich dann dein Herr fragt, ob du die Pferde gemästet hast, so sei dies dein Wort und deine Rede: was ich thun konnte, habe ich gethan, und ich habe nicht geruht, bis ich den Trog bis zum Rande gefüllt hatte; aber ich kann nicht wissen, ob Euer Hafer die Eigenschaft besitzt, dass er das Pferd auf der Stelle mästet."

So geschah's auch. — Hans schleppte den Pferdetrog voll mit dem guten Hafer, von dem das Pferd so guter Laune wurde wie der Mensch von gutem Wein, und dann kümmerte er sich nicht weiter darum.

Nun kam der Müller heim aus der Kirche. Sein erstes war, dass er schnurstracks in den Stall stürzte, wo auch sein erstes Wort war: „Komm her, Hans! hast du gethan, was ich dir befohlen habe? Sind die Pferde fett geworden?"

„Was ich thun konnte," antwortete Hans, „habe ich gethan; ich habe nicht geruht, bis ich den Trog bis zum Rande gefüllt hatte; aber ich kann nicht wissen, ob Euer Hafer die Eigenschaft besitzt, dass er das Pferd auf der Stelle mästet."

Der Müller sah sofort, mit wem er es zu thun hatte; ein Wort ist nicht viel, aber nicht einmal soviel sprach er, und auch das sagte er leise, sondern er ging geradewegs in die Mühle.

Nun kam auch der zweite Sonntag heran. Der Teufelsmüller rüstete sich wieder für die Kirche; aber ehe er fortging trat er zu Hans in den Stall und sprach zu ihm:

„Höre, mein lieber Knecht!"

„Was befiehlst du, mein lieber Herr?"

„Nichts anderes als dies: siehst du, dort auf dem Hof ist ein grosser Misthaufen von hundert Fuhren. Wenn du damit die beiden senkrückigen Pferde nicht so mästest, dass ihnen das Wasser auf dem Rücken steht, so wäre es dir besser, du

wärst nicht geboren; dann erwarte mich nicht zu Hause; denn es wird dir schlecht gehen!"

Damit ging der Müller in die Kirche; Hans aber legte sich wieder auf den Rücken des Schimmels und weinte so bitterlich, dass sogar der Mörtel von der Wand plumpste.

„Was weinst, was schluchzst du, mein lieber Herr", fragte das Tatoschpferd.

„Wie sollte ich nicht weinen, wie sollte ich nicht schluchzen, wenn doch dieser Hund von einem Herrn mir dies befohlen hat: Während er in der Kirche ist, soll ich euch mit den hundert Fuhren Mist, die auf dem Hofe sind, so mästen, dass euch das Wasser auf dem Rücken steht, sonst wäre es mir besser, ich wäre nicht geboren; dann soll ich ihn nicht zu Hause erwarten, denn mir wird's schlecht gehen!"

„Wenn nur das dein Kummer ist," sagte das Tatoschpferd, „so soll deine kleinste Sorge grösser sein als die! Aber geh gleich in des Teufelsmüllers Kammer! Schau, hier ist das dreiblättrige Kleeblatt und der kleine Finger eines ungeborenen Kindes; vor diesen springt der Eisenriegel ohne Schlüssel auf, und die Thür öffnet sich von selbst. Geh hinein! du findest dort drei Bütten mit Geld. — In der einen ist gemünztes Gold, in der zweiten gemünztes Silber und in der dritten Kupfergeld. Nimm, von welcher es dir gefällt, so viel, wie du nur schleppen kannst, und dann trage es heim zu deinen bettelarmen [1]) Eltern. Aber nur einmal kehre um, denn ein zweitesmal würde es zu spät werden. Von deinem Vater, deiner Mutter, deinen lieben Geschwistern jedoch nimm Abschied; denn ob du sie jemals, ob niemals wiedersiehst, wer weiss es?! Und wer weiss, wo das Ende unserer Reise sein wird, ob irgendwo, ob nirgendwo?! Wenn du das vollbracht hast, komm hierher zurück, geh in den Stall, thu den Pferdestriegel, eine Bürste und einen

[1]) im Ungarischen „deine vom Ast gefallenen Eltern."

Wischer in den Futterranzen, binde es zusammen, und dann wirst du mich schon auf dem Hof finden, gesattelt und gezäumt."

Hans vollführte alles, wie es sein Pferd befohlen hatte. — Nachdem er das dreiblättrige Kleeblatt und des ungeborenen Kindes kleinen Finger mit sich genommen, schritt er geradewegs auf die Kammer zu. An der grossen, eisernen Kammerthür waren drei ungefüge Eisenriegel, und alle drei sprangen wie auf Befehl von selbst vor ihm auf; von selbst öffnete sich die grosse, eiserne Thür. Hans trat hinein. Hier fand er drei Bütten mit Geld, wie sein gutes Pferd es gesagt hatte; in der einen war gemünztes Gold, in der zweiten gemünztes Silber und in der dritten Kupfergeld. Unser Hans nahm aus allen dreien so viel, wie er nur fortschleppen konnte; aber er war doch so vernünftig, dass er am meisten von dem gemünzten Gold in seine Tasche lud. Die drei Geldbütten bewachte ein verdammter, grosser, schwarzer Kettenhund. Der fletschte nur so seine Zähne und biss sie zusammen; doch aus Hans wurde noch kein Hundefrass. Aber hätte er nur den kleinen Finger des ungeborenen Kindes nicht bei sich gehabt, so weiss ich, hätte er nimmermehr von Gottes Brot gegessen! . . .

Als er seine Tasche aus den drei Bütten gefüllt hatte, ging er so wieder zurück, wie er gekommen war. Hinter ihm schloss sich die Eisenthür von selbst; der schwarze Kettenhund aber heulte in einem fort, wie die Hunde zu heulen pflegen, wenn sie jemandes Tod wittern.

Als Hans das viele Geld nach Hause gebracht hatte, nahm er unter bitterm Schluchzen Abschied von seinem Vater, seiner Mutter und seinen lieben Geschwistern. Als er auch das vollbracht, eilte er schleunigst zurück in den Stall, that den Pferdestriegel, die Bürste und das Handtuch in den Futterranzen und knotete es zusammen.

Als er damit auch fertig war, da erwartete ihn schon der Schimmel auf dem Hof; aber kein senkrückiger Schimmel

war's mehr, sondern das Glühasche fressende, goldmähnige Tatoschpferd. Ganz aufgezäumt war es auch: ein goldener Zaum in seinem Maule, ein Sammetsattel auf ihm, auf dem Sammetsattel eine Seidendecke, auf dem blauen Grund der Seidendecke ein goldener Stern, der goldene Stern mit Diamanten verziert, so dass der arme Hans es kaum wiedererkannte und kaum aufzusitzen wagte. Aber sein Pferd redete ihn an, und dann erst schwang er sich auf seinen Rücken.

Sie wanderten und wanderten dann auf der luftigen Strasse wie der schnellste Wirbelwind; plötzlich begann Hansens rechte Wange zu brennen.

Sie brannte, sie brannte; plötzlich konnte er es nicht mehr aushalten ohne ein Wort:

„Donnerwetter, mein liebes Pferd, wie brennt mir die rechte Wange!"

„Schau nur hinterwärts! Wen siehst du hinter dir herkommen?"

„Mit uns ist's aus! Der Teufelsmüller setzt uns nach; gleich holt er uns ein!"

„Ei, warum nicht gar! Nimm nur die Pferdebürste aus dem Ranzen und wirf sie weg!"

Wirft Hans die Pferdebürste weg; aus der wird auf der Stelle, im Augenblick ein so dichter Wald, wie die Pferdebürste dicht gewesen war.

Wirklich setzte ihnen der Teufelsmüller nach in hundemässiger Eile. — Ach, ein schlauer Ungar war dieser Müller! Sie hatten ihm gewiss, als er klein war, mit Teufelsschmer, mit Schlangenleber den Hintern eingeschmiert. Denn kaum war er aus der Kirche nach Hause gekommen, rannte er gleich in den Stall. Da war kein Schimmel, kein vom Wind gezeugtes, mit Drachenmilch gesäugtes, Glühasche fressendes Tatoschpferd! . . . er lief in die Kammer, da fehlte viel Geld! der schwarze Kettenhund heulte und winselte auch jetzt nur so.

Gleich wusste der Müller, was die Glocke geschlagen, steckte das Beil in den Ranzen und ihm nach, dem Pferdeknecht nach! Aber die waren jetzt schon weit über Hecken und Gräben.

Er rannte und rannte, schon hat er sie fast erreicht — er war ein Hexenmeister, viel stand in seiner Macht — wenn Hans nicht die Bürste weggeworfen hätte.

Aber was sollte er jetzt thun? Wie sollte er den dichten, wilden Wald durchqueren? Er fasste sich ein Herz, und was that er? Plötzlich zog er das Beil vor und hieb sich einen Weg; aber als er sich durchgeschlagen hatte, da war Hans schon wieder weit über Hecken und Gräben.

Wieder begann Hansens linke Wange zu brennen. Sie brannte, sie brannte; plötzlich konnte er es nicht mehr aushalten ohne ein Wort:

„Mein liebes Pferd, wie brennt mir die linke Wange!“

„Blicke nur hinterwärts, wen siehst du hinter dir herkommen?“

„Mit uns ist's aus; der Teufelsmüller ist uns auf den Fersen!“

„Ei, warum nicht gar! Wirf nur den Pferdewischer hin!“

Warf Hans den Pferdewischer hin, aus dem wurde ein Meer, so gross wie die Welt.

Aber obzwar der Müller Müller war, so war er doch auch mit dem Teufel im Bunde, viel stand in seiner Macht! Er fasste sich ein Herz, und was hat er gethan? Er sprang in das Meer, und bald war er drüben auf dem Trockenen.

Nun begann zum drittenmal Hansens Gesicht zu brennen, aber diesmal sein ganzes Antlitz.

Es brannte, es brannte; plötzlich konnte er es nicht mehr aushalten ohne ein Wort, drum fing er an:

„Mein liebes Pferd, ach, wie brennt mir das ganze Gesicht!“

„Blick nur hinterwärts! Wen siehst du hinter dir herkommen?“

„Mit uns ist's aus; der Teufelsmüller ist uns auf den Fersen!“

„Ei, warum nicht gar! Wirf nur den Pferdestriegel hin!“

Hans warf den Pferdestriegel hin, aus dem wurde ein eiserner Wald, so dicht, wie der Pferdestriegel dicht gewesen war.

Der Teufelsmüller langte beim Eisenwald an, hieb das Beil hinein, dass er sich gleich einen Weg bahne; aber jetzt plötzlich liess ihn sein gutes Beil in Stich, denn es brach entzwei. Was sollte er jetzt thun? Was sollte er anfangen? Durch konnte er nicht, zurück wollte er nicht; denn er wusste, dass zu Hause schon die Teufel auf ihn lauerten und Rechenschaft forderten über das verlorene Geld! Er fasste sich ein Herz, und was that er? Er erhenkte sich an einem Baum des Eisenwaldes. Der Eisenbaum aber begann mit ihm fortzurennen, als wäre er aus einer Flinte geschossen worden, und stand nicht still bis zum Höllenthor.

So war Hans von dem Teufelsmüller erlöst, und nun konnten sie schön gemächlich ihre Reise fortsetzen.

Sie wanderten und wanderten durch siebenmal sieben Königreiche, auch noch über das Operenzmeer, auch noch über die Glasberge; einstmals kamen sie zu dem Goldgitter eines herrlichen, schönen Gartens. Dies war aber der Garten der Morgenröte, der Wohnsitz der Gerechten, der Lustort der Feen-Prinzen und -Prinzessinnen.

Beim Goldgehege des Gartens der Morgenröte blieb das Tatoschpferd stehen und sprach zu seinem Herrn:

„Höre, mein lieber Herr!“

„Was gebeutst du, mein liebes Pferd?“

„Nichts anderes als dies: geh hinein in diesen herrlichen, prächtigen Garten! Du findest dort allerlei merkwürdige Dinge,

die ein sterbliches Auge noch nicht erblickt hat. Inmitten des Gartens ist ein Apfelbaum, der hat demantene Blüten, silberne Blätter, goldene Äpfel. Brich von diesem Apfelbaum drei schöne Goldäpfel; aber rühre nichts anderes an! Aus der Wurzel des Apfelbaums sprudelt der siebenfarbige Sonnenquell. Schöpfe mit deiner Mütze aus diesem Quell und trinke davon! Wenn du das vollbracht hast, so bade in dem siebenfarbigen Sonnenquell und trockene dich mit dem Goldhandtuch. Wenn das geschehen ist, kehre zurück, wie du gekommen bist."

Da ging Hans in den Garten der Morgenröte. Was er hier alles sah, das kann die Menschensprache gar nicht ausdrücken! Wohin er nur ging, überall wanden sich mit Goldkies bestreute, gebahnte Pfade. Auf dem gebahnten Weg liefen Feenprinzen und Feenprinzessinnen umher. Den Feen vertrieben schönsingende, silberweisse Vöglein die Zeit, die so zahm waren, dass etwa drei sich auch auf unseren Hans niederliessen und ihm dort die allerschönsten Lieder ins Ohr sangen, dass ihm das Herz vor Freude zitterte und fast davon geflogen wäre, fast wären ihm Flügel gewachsen. Die schönsingenden, silberweissen Vöglein hüpften umher auf Edelsteinbirn- und Goldäpfelbäumen. Unter diesen breitete sich die Seidenwiese aus. Auf der Seidenwiese war ein Blütenmeer, auf dem Blütenmeer summende, brummende Bienchen mit Goldflügeln. Die goldgeflügelten Bienchen sammelten auf Rosentellerchen den Blütenhonig, den Edelhonig, mit dem sie dann ungebeten die Lippen der Gerechten versüssten; aber damit auch ihr Durst gestillt werde, waren schönsingende, silbergeflügelte Falter angestellt, die in winzigen, goldenen Bütten den Himmelstrank herbeitrugen, den sie von Blütenstengeln gelesen hatten.

Auf die Lippen unseres Hans liess sich auch ungebeten ein goldgeflügeltes Bienchen nieder, das mit Blütenhonig, mit Edelhonig seinen Mund versüsste und gleich, im Augenblick war sein Hunger gestillt, wie wenn er entzweigeschnitten wäre.

Dann liess sich ein Silberfalter auf ihn nieder, der ihn in schöntönenden Silberklängen einlud, aus dem Maiglöckchenkelch zu trinken, in dem von Blütenstengeln gelesener Himmelstrank war. Hans, durstig wie er war, trank aus dem Maiglöckchenkelch, und gleich, im Augenblick war sein Durst gelöscht, wie wenn er entzweigeschnitten wäre, und er wurde so guter Laune, wie wenn er den besten Wein der Welt getrunken hätte, so dass er fast gesungen hätte, wenn er sich nicht vor den vielen Feenfräulein geschämt hätte, die auf der Seidenwiese das köstliche Spinnwebleinen bleichten, desgleichen kein Auge gesehen, keine Sprache schildern kann. Bis das Spinnwebleinen getrocknet war und sie es aufs Neue in den klaren Quell tauchen konnten, so lange tollten die Feenfräulein umher, tanzten und spielten Ball mit den goldenen Äpfeln.

Sie spielten und spielten. Aber ein Feenfräulein verlor ihren goldenen Apfel; als sie ihn ihrer Gespielin zuwerfen wollte, rollte er weit, weit fort; gerade bei Hansens Fuss hielt er an, und der hob ihn auf. Weinend suchte das schöne Feenfräulein den Goldapfel, suchte ihn im Seidengras, aber fand ihn nicht, suchte ihn auf dem gebahnten Pfad, aber fand ihn nicht.

Gar lange, gar lange suchte sie, bis sie einmal dann nach geraumer Zeit die Augen aufschlug, und da sah sie, dass ein schöner, fremder Jüngling aus der anderen Welt ihr zuwinkte, und bei dem war der Goldapfel. Als ob sie Flügel hätte, so flog das Feenfräulein zu unserem Hans, und unter grossen Danksagungen nahm sie ihm den Goldapfel ab, nachdem sie sich vorher schön bedankt hatte.

„Nun, schöner Jüngling," sagte das Feenfräulein, „für deine gute That erwarte Gutes, für deine Gefälligkeit eine Gefälligkeit! Was wünschst du dir von mir, der Königin der Feenfräulein?"

„Ich wünsche nichts anderes," erwiderte unser Hans; „nur dies: leite mich zu jenem Apfelbaum, der demantene Blüten, silberne Blätter, goldene Äpfel hat."

Da winkte das Feenfräulein nur einmal, und da erschien gleich der Windeswagen. Sie setzten sich beide hinein. Der Windeswagen trug sie mit sanftem Wiegen, in schnellem Galopp, wie wenn Tatoschpferde vorgespannt wären, davon, und schnell langten sie in der Mitte des Gartens an, wo das Kleinod im Garten der Morgenröte prangte, der demantblütige, silberblättrige, goldene Äpfel tragende Apfelbaum. Aus dessen Wurzel entsprang der siebenfarbige Sonnenquell.

Nun, hier stiegen sie aus dem Windeswagen, und jetzt dankte Hans dem Feenfräulein für ihre Güte, oder vielmehr er wollte ihr danken, aber wie ein Traumgesicht, wie Dunst war sie verschwunden, sprechend: „Nebel vor mir, Nebel hinter mir, dass niemand mich erblicke!"

Dann nahm unser Hans die Mütze vom Kopf, klopfte den Staub ab, und nachdem er sie in dem siebenfarbigen Sonnenquell vollgeschöpft, trank er daraus. Als er so seinen Durst gelöscht hatte, wusch er sich in dem Sonnenquell, trocknete sich mit dem Goldhandtuch, und siehe! sein Antlitz wurde strahlend schön, sein Haar zu Goldhaar, und sein Leib wurde so kräftig, dass er es ganz allein mit drei Männern hätte aufnehmen können. Er erkannte sich kaum, als er sich in der Demantrinde des Goldapfelbaums erblickte, und fragte sich: „Bin ich's, oder bin ich's nicht?" Als er damit fertig war, brach er drei schöne, goldene Äpfel vom Apfelbaum, die steckte er in sein Kleid, und dann schritt er aus dem Garten der Morgenröte, so wie er hineingekommen war.

„Nun, mein lieber Herr," sagte das Tatoschpferd zu ihm, „jetzt passen wir zu einander, du zu mir, ich zu dir! Aber nun setze dich auf meinen Rücken und lass uns dahin gehen, wohin wir schon längst wollten."

Da setzte sich Hans auf des Tatoschpferdes Rücken, und sie wanderten, wanderten durch siebenmal sieben Königreiche. Einstmals hielten sie wieder an unter einem grossen, breitästigen Lindenbaum.

„Hör, mein lieber Herr!“ begann das Tatoschpferd.

„Was gebeutst du, mein liebes Pferd?“

„Nichts anderes als dies: schau, dort ist die Residenz des spanischen Königs; hier sieht man schon ihr Kupferdach. Geh in die königliche Residenz und verdinge dich dort als irgend etwas und wenn es gleich auch als Kaminheizer wäre! Der König hat drei Töchter, eine immer schöner als die andere, aber die schönste ist die jüngste. — Es nutzt nichts, nicht einmal unsere Finger sind gleich! — Die drei Goldäpfel verkaufe der jüngsten Prinzessin, jeden für drei Küsse; denn wer Küsse säet, der erntet Liebe. Aber, dass man dich an deinem schönen Goldhaar, an deinem strahlenden Antlitz nicht erkenne, binde eine Socke um deinen Kopf; dein Antlitz jedoch beschmiere, dass es schmutzig werde wie dessen, der drei Tage Trauben gelesen hat. Aber wenn die Morgenröte am Himmel aufsteigt, dann sei schon bereit, löse dein schönes Goldhaar und kämme es im Sonnenschein mit diesem Muschelkamm. Doch gieb Acht, dass keine lebende Seele dich erblickt, damit du nicht verraten werdest. Ich aber werde unterdessen hier in diesem Lindenschloss bleiben; drum, wenn du irgend ein Begehr hast, komm nur hierher, schlage dreimal mit dem Halfter an den Lindenbaum, so bin ich gleich zu deiner Hilfe da.“

Da schied der mit der Sockenmütze unter bitteren Thränengüssen von seinem lieben Pferde und ging in die königliche Residenz. Er grüsste den König mit diesen Worten:

„Gott zum Gruss, Majestät!“

„Schönen Dank, Bursche, und was führt dich her?“ fragte ihn der König.

„Ich suche einen Dienst.“

„Da kommst du gerade zur rechten Zeit; mein Gärtner braucht einen Burschen. Wenn es dir recht ist, nehme ich dich an.“

So geschah's auch. — Der mit der Sockenmütze verdingte sich beim spanischen König als Gärtnersbursche. Als er seine Arbeit beendet hatte, am Sonntag Nachmittag, vertrieb er sich die Zeit damit, dass er mit einem Goldapfel spielte; er trudelte ihn auf dem Hügel, der mitten im Garten war; er warf ihn hinauf auf die Spitze, und wenn er heruntergerollt war, schleuderte er ihn wieder hinauf.

Da, Gott weiss, wie das kam, sehen die drei Fräulein den strahlenden Glanz des Goldapfels vom Fenster der Residenz, sie steigen Arm in Arm hinab in den Garten, als ob sie bloss so von ungefähr hätten spazieren gehen wollen.

„Wie bist du zu diesem Goldapfel gekommen?“ fragte ihn die älteste Prinzessin.

„Im Garten der Morgenröte pflückte ich ihn von jenem Apfelbaum, der demantene Blüten, silberne Blätter und goldene Äpfel hat.“

„Gieb ihn mir,“ sagte die älteste Prinzessin, „ich gebe dir dafür einen Ranzen voll Geld.“

„Was sollte ich mit dem Geld anfangen? Ich hätte nur Mühe damit!“ antwortete der mit der Sockenmütze.

„Gieb ihn mir,“ bat die mittelste, „ich gebe dir dafür vierundzwanzig der auserlesensten Kleider.“

„Zu was hätte ich das schöne Kleid? Das schickte sich nicht für einen sockenmützigen Gärtnersburschen!“

„Gieb ihn mir,“ bat die jüngste, „was du wünschst, das gebe ich dir.“

„Wenn ich der erlauchten Prinzessin damit nicht zu nahe träte, für drei Küsse gebe ich ihn hin.“

Die jüngste Prinzessin neigte sich ohne ein Wort zum

Gärtnersburschen, dass sie ihn dreimal küsse; aber weil sein Gesicht so schmutzig war wie dessen, der drei Wochen Trauben gelesen hat, so schob sie erst die Socke zurück, und da erblickte sie seine sonnenklare Stirn; die küsste sie dann auch dreimal.

Die jüngste Prinzessin bekam den Goldapfel; für drei Küsse, für drei Pfänder der Liebe hatte sie ihn eingetauscht; aber die älteste Prinzessin lockte ihn ihr ab mit schönen Worten, mit Bitten und mit Drohungen.

Nun kam auch der zweite Sonntag heran; wieder spielte der mit der Sockenmütze mit dem zweiten Goldapfel und trudelte ihn auf dem Hügel, der mitten im Garten stand.

Trudelte ihn und trudelte ihn, spielte so lange damit, bis die drei Prinzessinnen wieder im Garten erschienen, wie wenn sie bloss so von ungefähr hätten spazieren gehen wollen.

„Wo hast du den Goldapfel gekauft?“ fragte ihn die älteste.

„Wo ich ihn gekauft habe? Im Garten der Morgenröte pflückte ich ihn von jenem Apfelbaum, der demantene Blüten, silberne Blätter und goldene Äpfel hat.“

„Gieb ihn mir,“ bat die älteste Prinzessin, „ich gebe dir dafür ein goldmähniges Pferd.“

„Was sollte mir das goldmähnige Pferd, da ich weder einen Stall noch königlichen Hafer habe?“

„Gieb ihn mir,“ bat die mittelste, „ich gebe dir einen Sammetsattel mit einem Goldzaum.“

„Was sollte mir der Sammetsattel und der Goldzaum ohne Pferd?“ antwortete der mit der Sockenmütze.

„Gieb ihn mir,“ bat die jüngste, die schönste Prinzessin, „was du wünschst, das gebe ich dir.“

„Wenn ich der erlauchten Prinzessin nicht zu nahe träte, für drei Küsse gebe ich ihn hin.“

Ein Wort ist nicht viel, aber auch das sprach die jüngste

Prinzessin nicht, und auch das sagte sie noch dazu leise, sondern sie neigte sich und wollte den mit der Sockenmütze küssen. Aber weil sein Gesicht so schmutzig war wie dessen, der drei Wochen Trauben gelesen hat, so schob sie erst mit ihrer weissen Hand die Socke zurück, und da erblickte sie das Ende eines goldenen Haares. Doch davon sagte sie nichts, sondern küsste dreimal die sonnenklare Stirn des mit der Sockenmütze.

Die jüngste Prinzessin bekam den Goldapfel; für drei Küsse, für drei Saatkörner der Liebe hatte sie ihn eingetauscht; aber mit schönen Worten, mit Bitten und mit Drohungen lockte ihn ihr die mittelste Prinzessin ab.

Nun kam auch der dritte Sonntag heran; wieder spielte der mit der Sockenmütze mit dem Goldapfel und trudelte ihn auf dem Hügelabhang inmitten des Gartens.

Er spielte und spielte; plötzlich erschienen wieder die drei schmucken Blütenzweige, die drei Prinzessinnen im Garten, thaten, als ob sie nur so von ungefähr spazieren gehen wollten. Vor dem mit der Sockenmütze blieben sie stehen, und die älteste Prinzessin fragte ihn:

„Wo hast du diesen Goldapfel gekauft?“

„Wo ich ihn gekauft habe? Im Garten der Morgenröte pflückte ich ihn von jenem Apfelbaum, der demantene Blüten, silberne Blätter und goldene Äpfel hat.“

„Gieb ihn mir,“ bat die älteste, „ich gebe dir dafür ein goldenes Schwert, dessen Klinge aus Silber, dessen Heft aus Gold ist.“

„Was sollte mir das goldene Schwert? Das ziemt einem Helden!“

„Gieb ihn mir,“ bat die mittelste, „ich gebe dir dafür einen mit echten Perlen gestickten Beutel.“

„Was nützt der Beutel, wenn er leer ist?“

„Gieb ihn mir,“ bat die jüngste, die schönste, „was du wünschst, das gebe ich dir.“

„Wenn ich der erlauchten Prinzessin damit nicht zu nahe träte, für drei Küsse gebe ich ihn hin.“

Die jüngste Prinzessin sprach nichts, sondern neigte sich zum Gärtnersburschen, dass sie ihn gleich küsse; aber weil sein Gesicht so schmutzig war wie dessen, der drei Wochen Trauben gelesen, so schob sie erst die Socke zurück, und siehe! ein ganzes Goldhaar erblickte sie! Weiter brauchte sie nichts, sondern küsste dreimal die sonnenklare Stirn des mit der Sockenmütze.

Die jüngste Prinzessin bekam den Goldapfel; für drei Küsse hatte sie ihn eingetauscht. Diesen Goldapfel behielt sie, obgleich auch ihn ihre beiden Schwestern mit schönen Worten, mit Bitten und Drohungen begehrten; aber sie gab ihn nicht hin.

Der Tatosch hatte wahr gesprochen: „Wer Küsse säet, erntet Liebe;“ denn seit jener Zeit, wo die jüngste Prinzessin die drei Goldäpfel gegen dreimal drei Küsse eingetauscht hatte, fand sie Tag und Nacht keine Ruhe. Die ganze, lange Nacht hindurch träumte sie immer von dem Gärtnersburschen, von seinem schönen Goldhaar und von seiner leuchtenden Stirn; den ganzen, langen Tag dachte sie immer unablässig an ihn. Sie wurde ganz und gar der Liebe Sklavin, wie wenn sie bezaubert, verhext, mit den Augen gebannt worden wäre. Jenes Goldhaar hatte sie bezaubert; das fesselte sie ganz an den Gärtnersburschen, als wäre es eine starke Kette. Aber dem mit der Sockenmütze ging's auch nicht besser; auch ihn quälte die Liebe, und er machte im Garten alles verkehrt; er liess alles drüber und drunter gehen. Er wurde drum auch gescholten wie ein nasser Hund; aber alles das steckte er um der schönen Prinzessin willen ruhig ein.

Einstmals, im Morgengrauen, als die Liebe der Prinzessin keine Ruhe liess, was that sie da wohl? Sie kleidete sich an und ging hinunter in den Garten, zu lustwandeln. Sie wandelte

kreuz und quer, plötzlich gelangte sie an den Fuss des Hügels mitten im Garten, und da sah sie, dass auf seiner Spitze der mit der Sockenmütze sich kämmte.

Was sollte sie nun machen?

Sollte sie umkehren oder nicht, sollte sie davoneilen oder nicht, sollte sie hingehen oder nicht? Aber etwas zog sie wieder zu diesem Ort, wie der Magnet das Eisen. Schliesslich war das Ende vom Lied, dass sie hinging zu dem Gärtnersburschen mit der Sockenmütze, sich neben ihn setzte, ihm den Muschelkamm aus der Hand nahm und sein unsagbar schönes Goldhaar damit zu kämmen begann.

Der mit der Sockenmütze aber legte sein Haupt der Prinzessin auf den Schoss, und die kämmte es dann so mit dem Muschelkamm.

Als die Prinzessin mit dem Kämmen fertig war, sprachen sie zu einander: „Ich bin dein, du bist mein; auch das Grabscheit wird uns nicht scheiden.“ Damit umarmten und küssten sie sich, und so schieden sie von einander.

Von dem Tag an, sobald der Morgen zu dämmern, zu grauen begann, erhob sich die Prinzessin alsobald von ihrem Seidenbett, kleidete sich hurtig an, schlich heimlich in den Garten, eilte auf den Hügel inmitten des Gartens, und dort kämmte sie das Goldhaar des mit der Sockenmütze im Sonnenschein.

Nun kam es einstmals dem alten König in den Sinn, dass es gut wäre, seine Töchter zu vermählen, denn es war an der Zeit. Die drei schönen Blüten, die drei schmucken Königstöchter hatten sich schon entfaltet; es war nur niemand, der sie bräche. Ei, warum nicht gar niemand! Die älteste Prinzessin wollte ein Herzog pflücken; die mittelste hätte ein Graf sich zur Lebensgefährtin gewählt; nur für die jüngste hatte sich kein ebenbürtiger Genosse gefunden, und doch wurde sie am allermeisten geliebt, und doch war sie die allerschönste,

die allerliebste. Ich sage, es war dem alten König in den Sinn gekommen, dass es gut wäre, seine Töchter zu vermählen. Aus seinem ganzen Reich versammelte er die heiratslustigen Grafen, Herzöge, Barone, berühmte Helden, Herren, Herrensöhne, auserlesene Zigeunerburschen und langmützige Slowaken mit Hirtenstäben, dass derjenige der Ehegemahl der Prinzessinnen werde, dem sie den Goldapfel zuwürfen. Als alle beisammen waren, da warf die älteste Prinzessin den Goldapfel ihrem Herzerwählten, dem Herzoge, zu, der ihn auch glücklich auffing, und sein wurde der köstliche Blütenzweig. Die mittelste Prinzessin warf gleichfalls den Goldapfel ihrem Herzerwählten, dem Grafen, zu. Der fing ihn auch glücklich auf, und sein wurde der köstliche Blütenzweig. Nun kam die jüngste, die schönste an die Reihe. Wem wird sie ihn wohl zuwerfen? Sie schaute umher; ach, da war nirgends ihr Herzerwählter, nirgends der goldlockige Gärtnersbursche mit der sonnenklaren Stirn! Dreimal schon hatte sie den Goldapfel geschüttelt, dreimal ihn hin und her geschwenkt, dass sie ihn fortschleudere; aber sie konnte sich nicht entschliessen.

„Was bedeutet das?“ fragte sich der König, „vielleicht fehlt jemand?“ — Er schaute sich um; aber er hätte niemanden nennen können, der gefehlt hätte; denn alle waren dort.

Der Obergärtner erriet des alten Königs Gedanken; darum sprach er:

„Mein erlauchter Herr, wir sind alle hier; es fehlt kein einziger von uns, nur der nichtsnutzige Gärtnersbursche mit der Sockenmütze; aber der zählt doch nicht mit?!“

„Man soll ihn geschwind heraufrufen!“ befahl der alte König.

Sie riefen den Gärtnersburschen herauf, und siehe! kaum hatte er den Fuss auf die Schwelle gesetzt, so flog schon der Goldapfel auf ihn zu, so dass ihm kaum soviel Zeit blieb, den

Goldapfel aufzufangen und auch die Thür zuzumachen, aber er fing ihn glücklich auf. Sein wurde die jüngste, die schönste Prinzessin, er pflückte die schönste Blüte.

Die versammelten, vornehmen Leute schauten sich an; sie wussten nicht, sollten sie lachen? sie wussten nicht, sollten sie sich ärgern? Der alte König aber ergrimmte in solcher Wut, dass er sein eigenes Haar und seinen Bart zerraufte und so zupfte wie Hanf oder gar noch mehr. Er blickte nicht rechts, nicht links, sondern sprang von seinem goldenen Thron und jagte mit dem Königsstab in seiner Hand seine liebste, seine schönste Tochter aus dem Zimmer. Aber er jagte sie nicht nur hinaus, sondern zerrte und zog sie durch zwölf Zimmer an ihrem bis zur Ferse wallenden Goldhaar, das er um seine Hand gewickelt hatte; von der Treppe des dreizehnten Zimmers aber stiess er sie hinunter wie einen Hund. Dann sagte er sich los von ihr, dass sie nicht sein Kind sei, dass er sie nicht gezeugt habe, sondern sie sei eine Hundekreatur, dass er mit ihr keinen Bissen Brot essen, nicht unter einem Dache mehr wohnen würde!

Das arme junge Paar lief weinend und schluchzend in den Garten, und dort schlüpften sie in einen Busch, wie Gottes verlassener, nestloser Vogel. Sie liessen sie auch nicht zur Trauung ein; aber nicht nur zur Trauung, sondern auch zur Hochzeit durften sie nicht, und doch spielte der Zigeuner, erklang die Musik dem Glücklichen und dem Glücklosen, und sogar der Waisenknabe hatte ein so grosses Stück Kuchen in der Hand, dass er fast unter der Last zusammenbrach. — Das junge Paar begann Mut zu fassen; was war da zu machen? Hans sammelte eine Mütze voll reifer Früchte, schwarzes Brot hatten sie auch; so setzten sie sich nebeneinander auf den Hügel, auf dem die schöne Prinzessin früher in der Morgendämmerung das Goldhaar des mit der Sockenmütze gekämmt hatte, und dort hielten sie zu zweien die Hochzeit. Jeden

Bissen versüssten sie mit dem Honig der Liebe, mit Küssen. Nach jedem Bissen, den einer dem anderen in den Mund schob, küssten sie sich und sagten: „Nun, dies hier ist die Hühnersuppe mit feinen Nudeln, nun dies die schwarze Suppe, dies Pastete mit Pflaumenmus, nun, das Milchrahmkraut mit Klössen und hier der Truthahnbraten und dies hier schliesslich der Brautkuchen."

Dann flochten sie eine schlechte Hütte aus grünen Zweigen, streuten frisches Gras hinein und bedeckten es mit einem groben Bauernmantel; ihre beiden Arme waren das Kissen, ihr langes, goldenes Haar die Decke, und sie froren nicht. Das war ihre königliche Residenz, das war das aufgerichtete Brautbett.

Auf dem Hühnerboden war eine weggeworfene, rostige Flinte, nur Staub, nur Schmutz war an ihr, so dass es schade war, sie überhaupt anzusehen. Diese rostige Flinte reinigte der mit der Sockenmütze, wusch sie im Bach, putzte sie mit Eisenspänen und ging mit ihr auf die Jagd. Diese rostige Flinte hatte die Eigenschaft worauf man sie auch richtete, ob man gut zielte, ob nicht, das war gleich ein Sohn des Todes.

Wie des Königs beide liebe Schwiegersöhne, der Herzog und der Graf, hörten, dass der mit der Sockenmütze auf die Jagd gegangen war, wollten sie nicht hinter ihm zurückstehen, gingen sie auch auf die Jagd, mit grosser Ausrüstung und grosser Pracht, mit geputzten, glänzenden Flinten und Jagdtaschen. Ein Stück Wild ist nicht viel, aber selbst das schossen sie nicht, obgleich sie einen lieben, langen Tag umherstreiften. Der mit der Sockenmütze hingegen brach fast zusammen unter dem vielen Wild; so viel hatte er geschossen, dass seine Nase fast die Erde pflügte wie ein Pflugmesser.

Auf einer Lichtung trafen sich die drei Eidame, der Herzog, der Graf und der mit der Sockenmütze.

„Donnerwetter, Kamerad, du hast aber viel geschossen," sagte der Herzog, „wo brachtest du so viel zusammen?"

„Im Wald," antwortete der mit der Sockenmütze.

„Nun, auch wir schweiften dort umher; aber nicht so viel wie ein Stück Wild, das ist doch nicht viel, haben wir geschossen."

„Das ist's eben! Ihr schweiftet umher wie ein drehkrankes Schaf, aber ihr habt nicht gejagt!" antwortete der mit der Sockenmütze.

„Ich will dir was sagen," sprach der Graf, „du hast viel Wild, wir haben viel Geld; du brauchst das Geld, wir das Wild; drum überlasse es uns für gutes Geld! Es soll dein Schade nicht sein; wir machen dich zu einem Herrn."

„Was du wünschst, das geben wir dir," ergänzte der Herzog des Grafen Rede.

„Das ist eine weise Rede," erwiderte der mit der Sockenmütze. „Also ihr gebt mir, was ich wünsche. Geld brauche ich nicht, denn ich entbehre es nicht; aber ich gebe euch Wild, und zwar gebe ich alles hin, wenn ihr euch jeder auf euern Rücken einen Galgenstempel brennen lasst."

Was blieb den beiden Eidamen, dem Herzog und dem Grafen, übrig? Ohne Wild hätten sie sich geschämt, heimzukehren; was würden sie zu Hause sagen, dass sie nicht ein Stück Wild geschossen hatten, dieser Landstreicher hingegen so viel geschossen hatte, dass er fast darunter zusammenbrach? Für Geld giebt er es nicht, mit Gewalt aber konnten sie es ihm nicht nehmen. So liessen sie sich den Galgenstempel auf ihren Rücken brennen. Als das geschehen war, übergab ihnen der mit der Sockenmütze das unzählig viele Wild; er dagegen schoss irgendwo einen umherschweifenden Sperling, band ihn mit Zwirn an seine Flinte, schob die Mütze aufs Ohr, und pfeifend und singend schlenderte er heimwärts.

Als der mit der Sockenmütze vor der Residenz ankam,

da hatten die beiden lieben Eidame schon das viele Wild nach Hause geschafft. Der König war schier aus dem Häuschen, so freute er sich über das viele Wild; aber nicht nur über das viele Wild, auch über seine beiden Eidame, was das für wackere Männer seien, dass er seine zwei schönen Töchter so gut verheiratet habe. Ich sage, wie er so mitten im besten Freuen war, dass man mit ihm einen Vogel hätte fangen können, da erblickte er gerade jenen unglücklichen Gärtnersburschen mit der Sockenmütze, der just eben vor dem Fenster der Residenz vorüberging, auf dem Rücken die rostige Flinte, an der, mit Bindfaden angebunden, der Sperling vom Winde hin und her geschwenkt wurde. Da ergrimmte der alte König; er geriet in Wut und lief nach seiner Flinte, dass er ihn auf der Stelle niederschiesse wie einen tollen Hund. Er hätte ihn auch niedergeschossen, wenn seine Gemahlin, die so gut war wie ein Bissen Brot, ihn nicht händeringend, weinend und schluchzend gebeten, wenn sie seine Hand nicht ergriffen und die Flinte bei Seite geschoben hätte, als er abfeuerte.

Nun, dabei blieb's.

Einstmals nun erklärte der Preussenkönig dem spanischen König den Krieg. Er solle sich ihm stellen, Sapperlot! wenn er ein ehrlicher Mann sei! Denn sonst bliebe kein Stein auf dem andern und ohne Gnade und Barmherzigkeit liesse er Jung und Alt aufspiessen, und nicht einmal des unschuldigen Säuglings würde er schonen, der solle auch am Felsen zerschmettert werden; ihr Blut trinke die Erde, ihr Fleisch fressen die Hunde! Das war kein Spass für den spanischen König. Er liess seine ganze Heeresmacht zusammentrommeln und rückte mit seinen beiden Eidamen zur Schlacht aus. Doch wenn sie auch so viel waren, wenn sie auch noch sechsmal so viel gewesen wären, das wäre für den Preussenkönig selbst für ein Frühstück zu wenig gewesen; mit so grosser Macht war er gekommen, so zahllos viele Mannschaft hatte er. Nun wehe

über dich, spanischer König, wehe deinem grauen Haupt, deinen drei schönen Töchtern, deinem ganzen Volk, deiner Nation! Denn wenn du auch tausend Seelen hättest, der Preussenkönig würde jeder einzelnen ihr Lebenslicht auslöschen.

Der mit der Sockenmütze aber blieb auch nicht bei seiner Frau im Unterrockregiment, sondern frühe stand er auf, kleidete sich an, nahm den Halfter über die Schulter und machte sich auf, sein gutes Tatoschpferd aufzusuchen, dass er seinem Schwiegervater in der grossen Gefahr beistehe.

Wie er zum Lindenbaum kam, schlug er dreimal mit dem Halfter an den Baum. Bei jedem Schlag ertönte ein Wiehern aus dem Lindenschloss, dass fast die Welt davon erdröhnte; schliesslich sprang das goldmähnige, Glühasche fressende Tatoschpferd heraus und fragte:

„Was befiehlst du, mein lieber Herr?“

„Nichts anderes, mein liebes Pferd, als das: auf der Stelle, gleich im Augenblick schaffe mir ein Regiment Husaren, an denen selbst das Kupfer aus geschlagenem Golde sei und deren Pferde so strahlendes Fell haben, dass der Husar sie statt eines Spiegels gebrauchen kann.“

Kaum hatte der mit der Sockenmütze seinen Wunsch ausgesprochen, siehe! da stand vor ihm das herrliche, prächtige Regiment im Goldharnisch mit Goldhelmen, nur des Befehls gewärtig. Der mit der Sockenmütze aber wusch sich in Thauwasser, löste sein Goldhaar und schwang sich auf des Tatoschpferdes Rücken, und nun war er so schön wie der Abendstern oder vielleicht noch schöner als der. Darauf sprengte er fort zur Schlacht, das Regiment Soldaten aber überall ihm auf den Fersen.

Wie der goldene Ritter zur Schlacht kam, ritt ihm der spanische König mit seinen beiden Eidamen entgegen; auf der einen Seite war der Herzog, auf der anderen Seite der Graf.

„Wenn ich dem erlauchten Königssohn nicht zu nahe

träte," begann der spanische König seine Rede, denn aus seinem schmucken Aussehen, aus seinem stattlichen Wuchs schloss er, dass es kein anderer als ein Königssohn sein könne, „sagt an, kommt Ihr uns zum Heil oder zum Unheil?"

„Ich komme weder dir zum Heil, noch dir zum Unheil; ich kämpfe nur für die Wahrheit," entgegnete der goldene Ritter.

Jetzt stiessen die beiden Heere zusammen, massen ihre Kräfte, und gar bald war's fast aus mit dem Volke des spanischen Königs. Aber gerade jetzt liess der goldene Ritter die Goldtrompete blasen, und los auf das Volk des Preussenkönigs! Wie Rüben so zerschnitzelte er den Feind. Den alten König selbst hieb er inmitten des Feindes heraus, erlöste ihn vom sicheren Tode, dann los auf den Preussenkönig, forderte ihn auf, die Klingen zu messen. Alle liessen vom Kampf ab, alle schauten nur auf den goldenen Ritter und den Preussenkönig. Sie gerieten aneinander, sie stiessen zusammen; aber der Preussenkönig zog doch den kürzeren; denn der goldene Ritter spaltete ihm das Haupt. Wie der Preussenkönig fiel, wurde sein Volk zum Hasen und begann zu laufen; die goldenen Husaren ihnen nach, und sie zerstückelten alle, nur einer blieb übrig als Bote.

Als die Schlacht zu Ende war, bedankte sich der alte König mit vielen Komplimenten und Beteuerungen bei dem goldenen Ritter für die ihm erwiesene Güte. Doch der goldene Ritter kam zu Schaden; denn wie das so kam, als er sein Schwert in die Scheide stecken wollte, stach er sich in seinen Schenkel, und gleich sprudelte sein schönes, rotes Blut hervor. Der alte König eilte zu ihm, nahm sein eigenes, goldbefranztes Halstuch ab und verband damit die Wunde. Dann schieden sie unter grossen Danksagungen und Komplimenten. Der eine ging rechts, der andere links, und alle langten glücklich zu Hause an, der spanische König in seiner Residenz, der goldene

Ritter aber, nämlich unserer mit der Sockenmütze, ging erst zum Lindenschloss; dort liess er sein gutes Tatoschpferd mit den goldenen Rittern, und erst dann schlenderte er heimwärts. Er war dann wieder unser Gärtnersbursche mit der Sockenmütze, mit so schmutzigen Wangen wie der, der drei Wochen Trauben gelesen hat, nur mit dem kleinen Unterschied, dass er auf dem rechten Fuss hinkte; die Wunde durch den Schwertstich schmerzte ihn. Und zwar schmerzte sie, nicht nur so so, sondern so tüchtig, dass sie den grossen, starken Helden umwarf. Seine Frau erschrak, was ihm sei, was ihm fehle, und fragte ihn:

„Was fehlt dir, mein schönes Herzlieb?“

„Ach, frag nicht, meine Frau, meine Maiblume; ich bin im Wald gewesen, bin gestolpert und habe den Fuss an einem Stamm gestossen.“

„Zeige ihn her, meines Herzens Goldblume!“

„Ich zeige ihn nicht, mein sanftes Veilchen, meine liebe Frau. Wozu sollst du's anschauen? Es wird schon heilen.“

Aber die junge Frau gab sich nicht zufrieden und quälte so lange ihren Mann, redete ihm so lange zu, dass sie ihn dazu zwang. Da sah sie, dass ein Schwertstich an seinem Schenkel war, der mit ihres Herrn Vaters goldbefranztem, schwarzem Seidenhalstuch verbunden war; zur grösseren Beglaubigung war noch des Königs Name und Wappen mit Gold darauf gestickt. Sie sagte garnichts zu ihrem Gemahl, sondern nahm des Königs Halstuch von dem Schwertstich ab und verband die Wunde ihres Gemahls mit Tausendgüldenkraut, das sie am Bache gepflückt hatte. Des Königs Halstuch nahm sie mit sich und ging geradewegs vor ihres Vaters Angesicht. Sie lief zur ersten Thür, pochte an und ward nicht eingelassen; denn dort stand ein Soldat mit einem Bajonett, dem war unbarmherzig anbefohlen, dass wenn so und so eine Person (seine Tochter nannte er sie auch nicht mehr) sich des Königs

Antlitz nähern wolle, so solle er sie nicht einlassen bei Verlust seines Kopfes. Sie lief zur zweiten Thür; auch dort wurde sie nicht eingelassen. Sie lief zur dritten; auch dort wurde sie nicht eingelassen, obgleich sie den hartherzigen Soldaten so bat, dass sie ihr Herz fast auf den Handteller legte.

Da hörte ihre liebe Mutter, dass vor der Thür ihre liebste, schönste Tochter weinte und wimmerte; das drückte ihr das Herz ab, sie ging hinaus zu ihr und fragte sie, was sie wünsche. Sie wagte nicht, sie hineinzuführen, denn sie fürchtete sich vor ihrem Mann, dem alten König; aber es war doch ihre Tochter, ihre süsse Tochter, Blut von ihrem Blut, Fleisch von ihrem Fleisch, Bein von ihrem Bein, ihre leibliche, süsse Tochter.

Die jüngste Königstochter erzählte ihrer Mutter, warum sie gekommen, dass auf ihres Mannes Schenkel eine Wunde sei, die aber sei mit ihres leiblichen Vaters goldbefranztem, schwarzem Seidentuch verbunden. „Wenn meine liebe Mutter es nicht glaubt: seht, hier ist es in meinem Busen!“ — damit zog sie das goldbefranzte Halstuch aus dem Busen.

Auf das laute Weinen und Wimmern hin war auch der alte König herausgekommen, und da sah er sein eigenes, goldbefranztes, schwarzes, seidenes Tuch, das er dem goldenen Ritter gegeben, in der Hand seiner Tochter.

Er fragte sie, woher sie es genommen habe?

„Wo ich es hernahm? Mein erlauchter, königlicher Vater, was hülfe das Leugnen! Mein Mann fing heute Morgen zu jammern an; ich fragte ihn, was ihm fehle, aber er wollte nicht mit der Sprache heraus, bis ich mit Gewalt nachschaute, und da, mein Gott, was sehe ich da! Auf seinem Schenkel ist ein Schwertstich, der ist mit meines erlauchten Herrn Vaters eigenem Halstuch verbunden.“

Der alte König wartete gar nicht das Ende von seiner Tochter Erzählung ab; er liess sie dort stehen, wie St. Paul

die Wallachen und stürzte Hals über Kopf in den Garten, geradewegs auf die Hütte zu. Er stiess die Thür ein, und wen sah er da verwundet liegen? Niemand anderes als den Befreier seines Reiches, den Erretter seines Lebens, den Gemahl seiner eigenen, liebsten, schönsten Tochter, seinen viellieben Eidam. Der alte König erkannte in ihm gleich den goldenen Ritter, den Führer des Goldregiments. Er neigte sich zu ihm nieder, hob ihn auf, nahm ihn in seine Arme, trug ihn in sein schönstes Zimmer und pflegte sein Tag und Nacht, bis er ganz gesund war. Dann wurde der mit der Sockenmütze sein liebster Eidam, seines Reiches Erbe, nach seinem Tode aber König. Seine beiden anderen Eidame hingegen verstiess er, jagte er von dannen und verbannte sie aus seinem Reiche, weil sie sich einen Galgenstempel hatten auf den Rücken brennen lassen.

Als es dem mit der Sockenmütze wieder ganz gut ging und ihm nichts mehr fehlte, wurde Priester, Henker und Eisenhut gerufen; der Priester gab sie zusammen, der Henker stäupte sie, der Donner schlug neben ihnen ein, aber er traf sie nicht. Sie machten einen Hochzeitsschmaus, schlachteten eine Kuh, bohrten ein Fass an, holten Talg, läuteten mit einer Holzglocke, bimmelten mit einem Kürbis.

Nach des alten Königs Tode aber wurde Hans König. Da er ein gerechter Mann war, freute er sich nicht am Gute anderer; seine beiden Schwäger nahm er daher in Gnaden auf; er gab ihnen jedem ein Slovakenherzogtum.

Zu Ende war's; ein Märchen war's; vielleicht war's auch nicht wahr.

---

15 Eisenkopf.[1])

Es war einmal, der Himmel weiss wo, irgendwo war einmal ein armer Mann und der hatte auch ein kleines Bürschchen von einem Sohne. Einmal sagte der arme Mann zu seinem Sohne:

„Mein liebes Kind, ich habe dich bisher gross gezogen, so gut es eben ging; jetzt kann ich dich nicht länger mehr füttern; denn ich bin selbst arm. Geh hinaus in die Welt und dinge dich irgendwo ein; denn du kannst mir's glauben, wer treu dient, der hat es gar gut und bekommt sein Essen und seinen Lohn jeden lieben Tag. Gott sieht meine Seele: wenn es mir nur ein klein wenig besser ginge, wollte ich schon besser für dich sorgen; aber wie die Dinge nun eben stehen, thut man halt, so viel man gerade kann."

Der arme Peter, denn so hiess der Knabe, steckte also ein Stück Brot in sein Ränzel, warf sich's dann über den Rücken, nahm einen derben Knotenstock zur Hand und zog so in die Welt hinaus. Er ging nur immer seine Strasse über siebenmal sieben Lande, einen Dienst zu suchen. Eines Tages begegnet er einem alten Mann; er zieht also den Hut und grüsst:

„Gott gebe Euch einen guten Tag, altes Väterchen!"

„Auch dir, mein lieber Sohn, wohin des Weges?"

„Ich gehe, mir einen Dienst zu suchen."

„Dann stehe nur bei mir ein, ich nehme dich auf."

Gleich waren sie handelseins, und Peter schlug ein. Nun lebte er ohne Kummer und Sorge; seinen Dienst zu verrichten, fiel ihm nicht schwer, denn im Ganzen hatte er zwei Pferde und eine Kuh zu hüten. Das Jahr hatte drei Tage, und als

[1]) Die Übersetzung ist der Ungarischen Revue 1886 VI. Jahrg. S. 688 entnommen.

auch der letzte Abend gekommen war, gab ihm der Alte eine Nuss; er hätte den Knaben auch gerne noch länger in seinem Dienste behalten, aber dem Knaben war das Heimweh stark in die Beine gefahren, er wollte nicht bleiben. Als der Alte sah, dass Peter keine Lust habe, weiter zu dienen, nötigte er ihn nicht länger zum Bleiben, sondern liess ihn mit dem nächsten Tage seiner Wege ziehen.

Ganz betrübt ging nun Peter nach Hause; der Grund seines Kummers aber war der, dass er sich keinen höhern Lohn ausbedungen. Für die eine Nuss konnte er wirklich nicht viel Speck kaufen; er bringt sie am klügsten gar nicht nach Hause; mit oder ohne Nuss, das geht schon so ziemlich auf eins hinaus. Er setzte sich also an einen Graben hin, nahm die Nuss heraus und knackte sie auf. Da — ach du mein lieber Gott! — mögt ihr es nun glauben oder nicht, ich war selbst dabei, wie es erzählt wurde, kamen die vielen Pferde, Ochsen und Schafe nur so herausgeströmt, dass es schier kein Ende nehmen wollte. O weh, da begann der arme Peter zu weinen und zu klagen, was um Himmelswillen er denn mit dem vielen Vieh nur anfangen solle? Wie er es denn nur anstellen solle, das alles nach Hause zu treiben? Vor lauter Betrübnis hätte er sich beinahe Hände und Füsse abgebissen. Aber da kommt auf einmal Eisenkopf des Weges her.

„Junge, warum weinst du? was fehlt dir denn?“ frägt er Peter.

„Ach, mein Bruder, wie sollte ich nicht weinen und jammern. Da habe ich eine Nuss gehabt, und wie ich hergehe und sie aufknacke, kommt diese Menge Vieh nur so herausgeströmt; was soll ich jetzt damit anfangen, und wie soll ich das alles nach Hause treiben?“

„Also, mein Söhnchen, weisst du was, lass ein vernünftiges Wort mit dir reden. Wenn du mir versprichst, Zeit deines

Lebens nie zu heiraten, so treibe ich dir das Vieh alles bis zum letzten Stücke wieder in die Nuss hinein.“

In seiner Bedrängnis hätte Peter sich wohl auch zu Schwererem verstanden. Eisenkopf pfiff aber bloss einmal, und da drängte sich das viele Vieh nur so in die Nuss hinein, dass eines an das andere stiess, und kaum hatte das letzte Stück seinen Fuss hineingezogen, so schloss sich die Nuss von selbst; Peter steckte sie in die Tasche und ging so nach Hause. Vor dem Thore seines Vaters angelangt, knackte er die Nuss von Neuem auf, und das Vieh strömte wieder daraus hervor, dass es schier kein Ende nehmen wollte. Als der Vater die Menge Pferde, Ochsen und Schafe sah, riss er die Augen auf, wie die Kuh vor dem neuen Thore. Dann frug er seinen Sohn, wie er zu dem vielen Vieh gekommen sei, und dieser erzählte ihm die ganze Geschichte haarklein, wie er bei dem Alten eingestanden und wie es ihm mit der Nuss ergangen, die er als Lohn bekommen, wie dann Eisenkopf die ganze Herde wieder hineingetrieben und was er dafür als Entgelt gefordert habe; das alles erzählte er ihm, wie gesagt, Wort für Wort.

Ein Teil des Viehes wurde dann verkauft und für den Erlös ein Haus, Weingarten und Feld erworben; in kurzer Zeit hatte es der arme Mann mit Gottes Hilfe so weit gebracht, dass er der erste Landwirt wurde im ganzen Dorfe. So lebten sie eine Zeit lang, da sagt einmal der Vater zu Peter:

„Peter, mein Sohn, es wird über kurz oder lang Zeit für dich sein, an das Heiraten zu denken.“

„Ach, mein lieber Vater, ich kann nicht heiraten, denn ich habe dem Eisenkopf versprochen, ledig zu bleiben bis an mein Ende.“

„Ach was, Versprechen hin, Versprechen her, das thut nichts zur Sache, mein Sohn; wenn es ihm nicht gefällt, dass du ein Weib nimmst, so soll er sich's anders einrichten. Übrigens, gesetzt den Fall, dass er herkäme, so steht im Stalle

ein guter Grauschimmel gesattelt und gezäumt; wenn du dich auf den hinaufschwingst, giebt's den Menschen nicht auf Gottes Erdboden, der dich einholen könnte. Da wird er schon irgendwo deine Spur verlieren, du aber, mein Sohn, kehrst wieder zu uns zurück, und dann werden wir leben wie der Fisch im Wasser."

So geschah es denn auch. Der Knabe machte Hochzeit und nahm ein hübsches, braunes Mädchen zum Weibe, das war so schön, dass es eine Lust war. Als die Musik gerade im besten Spielen ist und der Tanz gerade den höchsten Jubel erreicht, — schreit Eisenkopf zum Fenster herein:

„Also, mein Bruder, weisst du noch, was du mir versprochen hast, dass du nie heiraten wirst?"

Kaum hat der Bräutigam, nämlich Peter, den Eisenkopf durch das Fenster erblickt, da springt er wie der Wind zur Thüre hinaus und in den Stall, führt den Schimmel heraus, springt in den Sattel und sprengt davon, dass er längst über alle Berge war, als ihm Eisenkopf — freilich nur mit Hundevorspann — nachrannte.

Peter aber sprengte weit über siebenmal sieben Lande, selbst über die gläsernen Berge hinaus, noch weit über die Stelle, wo das Ferkel mit dem kurzen Schwänzchen wühlt, über jede Grenze hinwärts, von jeder Grenze herwärts und kam dann an ein kleines, weisses Häuschen, in dem eine alte Frau wohnte. Er öffnet die Thüre und grüsst:

„Gott gebe Euch einen guten Tag, altes Mütterchen."

„Auch dir, mein Sohn; was suchst du hier, wo die Welt ein Ende hat?"

„Ich fliehe, altes Mütterchen, hinaus in die weite Welt."

„Mein Sohn, wenn du gefehlt hast, musst du noch einmal so weit fliehen, als du bis hierher gekommen."

„Ich bin unschuldig, altes Mütterchen, aber der Eisenkopf ist mir auf den Fersen."

„Ich habe ein kleines Hündchen, das beginnt zu bellen, wenn er noch sieben Meilen weit von hier ist.“

Dann ging die Alte hinaus, machte Feuer im Herde und kochte und briet für ihren Gast; als Peter sich satt gegessen, begann das kleine Hündchen zu bellen.

„Nun, mein Sohn, mein Hündchen bellt; mache, dass du fortkommst!“

Schnell sattelte Peter sein Pferd und sass auf. Wie er davonreiten will, sagt die Alte zu ihm:

„Warte nur ein wenig, mein lieber Sohn, hier ist ein Tuch und ein Kuchen; thue das in dein Ränzel, du wirst es noch brauchen können.“

Peter bedankte sich schön für die Freundlichkeit, steckte Tuch und Kuchen in sein Ränzel und sprengte davon. — Er ritt nur immer weiter über siebenmal sieben Lande, selbst bis über die gläsernen Berge hinaus, noch weit über die Stelle, wo das Ferkel mit dem kurzen Schwänzchen wühlt, über jede Grenze hinwärts, von jeder Grenze herwärts, auf einmal kommt er wieder an ein kleines, weisses Häuschen und auch dieses war nur von einer alten Frau bewohnt. Peter tritt ein und grüsst:

„Gott gebe Euch einen guten Tag, altes Mütterchen.“

„Auch dir, mein lieber Sohn; was suchst du hier, wo die Welt ein Ende hat?“

„Ich fliehe, altes Mütterchen, hinaus in die weite Welt.“

„Mein Sohn, wenn du gefehlt hast, musst du noch einmal so weit fliehen, als du bis hierher gekommen.“

„Ich bin unschuldig, altes Mütterchen, aber der Eisenkopf ist mir auf den Fersen.“

„Ich habe ein kleines Hündchen, das beginnt zu bellen, wenn er noch sieben Meilen weit von hier ist.“

Dann ging die Alte hinaus in die Küche und kochte und

briet, damit ihr Gast nicht hungrig weiter ziehen müsse; — als Peter sich satt gegessen, begann das Hündchen zu bellen.

„Nun, mein lieber Sohn, mein Hündchen bellt, mache, dass du fortkommst!“

Schnell sattelte Peter sein Pferd und sass auf. Wie er davonreiten will, sagt die Alte zu ihm:

„Warte nur ein wenig, mein lieber Sohn, hier hast du einen Kuchen und ein Tuch, thue es in dein Ränzel, du wirst es noch brauchen können.“

Peter bedankte sich schön für das Geschenk und steckte beides in sein Ränzel. Jetzt hatte er schon zwei Tücher und zwei Kuchen. Er gab seinem Pferde die Sporen und sprengte davon; wie der Wind flog er über siebenmal sieben Lande, über die gläsernen Berge, noch weit über die Stelle hinaus, wo das kleine Ferkel mit dem kurzen Schwänzchen wühlt, über jede Grenze hinwärts, von jeder Grenze herwärts, auf einmal kommt er wieder zu einem kleinen, weissen Häuschen. Wie er eintritt, da ist in dem ganzen Häuschen keine Seele, ausser einer runzligen, alten Frau; Peter tritt ein und grüsst:

„Gott gebe Euch einen guten Tag, altes Mütterchen.“

„Auch dir, mein lieber Sohn, was suchst du hier, wo die Welt ein Ende hat?“

„Ich fliehe, altes Mütterchen, hinaus in die weite Welt.“

„Mein Sohn, wenn du gefehlt hast, musst du noch einmal so weit fliehen, als du bis hierher gekommen.“

„Ich bin unschuldig, altes Mütterchen, aber der Eisenkopf ist mir auf den Fersen.“

„Oh, mein lieber Sohn, ich habe ein kleines Hündchen, das beginnt zu bellen, wenn er noch sieben Meilen weit von hier ist; bis dahin aber lege dich hierher auf das Bett und ruhe dich aus. Ich gehe unterdessen ein wenig in die Küche

und werde dir schon etwas zusammenrichten, damit du deinen Hunger stillen kannst."

Drauf ging sie auch gleich in die Küche hinaus, machte Feuer und kochte und briet so viel, dass Peter nicht im stande war, das alles aufzuessen. Als das reiche Mahl zu Ende war, begann das kleine Hündchen zu bellen.

„Nun, mein Sohn, das Hündchen bellt, jetzt kannst du dein Bündel schnüren; aber bevor du weiter ziehst, nimm hier diesen Kuchen und dieses Tuch. Jetzt hast du also schon drei Kuchen und drei Tücher, denn ich weiss, dass dir auch meine Schwestern je einen Kuchen und ein Tuch geschenkt haben. — Reite jetzt sieben Tage und sieben Nächte in einem fort, dann wirst du am achten Tage beim Morgengrauen zu einem grossen Feuer gelangen, in das musst du mit den drei Tüchern dreimal schlagen, dann wird es sich vor dir auseinander teilen; reite ohne Furcht durch die Öffnung, und wenn du mitten im Feuer bist, so wirf die drei Kuchen mit der linken Hand hinter deinen Rücken."

Peter bedankte sich bestens für den Kuchen und den guten Rat, setzte sich auf den Schimmel und sprengte davon. Er ritt sieben Tage und sieben Nächte in einem fort und gelangte am achten Tage beim Morgengrauen richtig an das grosse Feuer, welches sich, als er mit den drei Tüchern dreimal hineinschlug, alsobald auseinander teilte und zu beiden Seiten anzusehen war wie eine steinerne Wand; als er durch die entstandene Öffnung hindurch ritt, warf er die drei Kuchen mit der linken Hand hinter seinen Rücken und aus jedem Kuchen wurde je ein grosser Hund; diesen drei Hunden gab er nun die Namen: Schwerwieerde, Eisenstark und Höregut. — Kaum war Peter durch das Feuer geritten, da war auch Eisenkopf schon beim Feuer angelangt, aber hindurch konnte er nicht, weil das Feuer vor seiner Nase wieder zusammenschlug. Weil er nun nicht weiter konnte, biss er sich beinahe die Hände

und Füsse ab; allein was konnte das helfen, es wären ja doch nur seine eigenen Hände und Füsse gewesen; so schrie er halt Peter nach:

„Warte nur, Hundekerl, Teufelskerl, vom Wasser ans Land gespülter Bankert! das eine mal bist du meinen Händen entronnen, aber warte nur, warte! wenn ich dich noch einmal erwischen kann, dann weiss ich, dass du die Wehen deiner Mutter verfluchen wirst!“

So viel Verstand hatte aber Eisenkopf doch, dass er vom Feuer nicht wegging, sondern sich dort niederlegte und auf gut Glück wartete. — Als dann Peter sah, dass er nun nichts mehr von Eisenkopf zu fürchten habe, ritt er nicht mehr in einem so wahnsinnigen Galopp, sondern hübsch langsam. Wie er so seine Strasse zieht, kommt er auf einmal zu einem kleinen, weissen Hause; er steigt aus dem Sattel und klinkt die Thüre auf, da sitzt in der Mitte des Zimmers eine Frau in grauem Haare auf einem kleinen Schemel und spinnt; am Fenster aber sitzt ein wunderschönes Mädchen mit Wangen, rot wie Rosen, und Augen, glänzend schwarz wie zwei Käfer; das schöne Mädchen ist gerade daran, sein langes Goldhaar zu kämmen, das ihm bis zur Ferse reicht. Peter grüsst, und die beiden danken gar freundlich.

„Was führt dich hierher, mein lieber Sohn?“ frägt ihn sodann die Alte.

„Ich suche einen Dienst, liebes Mütterchen.“

„Gott hat dich gebracht! mein lieber Sohn, gelegener hättest du schon gar nimmer kommen können. Ich nehme dich auf, willst du bei mir einstehen?“

„Ach ja, mein Mütterchen, mit tausend Freuden.“

Die alte Frau nahm also Peter in ihren Dienst. Peters Leben war nun die reine Glückseligkeit; er ackerte und säete, hier und da aber ging er mit seinen Hunden auf die Jagd; brachte er irgend ein Wild nach Hause, so wusste es das

schöne Mädchen so schmackhaft zuzubereiten, dass sich Peter nach genossener Mahlzeit noch alle zehn Finger abschleckte.

Als einmal Peter und das Mädchen mutterseelenallein zu Hause geblieben waren, kam es so zwischen ihnen zur Sprache, wo seine Heimat sei; dann frug ihn das Mädchen, wie es ihm möglich gewesen, durch das Feuer zu kommen? Da erzählte Peter, wie er mit den drei Tüchern dreimal in das Feuer geschlagen habe, worauf sich dieses entzwei geteilt. Halb gläubig, halb ungläubig hörte ihm das Mädchen zu, und als Peter einmal von zu Hause wegging, schlich sie sich zu dem Feuer und schlug mit den drei Tüchern dreimal hinein, worauf sich dieses auseinander teilte wie auf Befehl. Kaum hat das Eisenkopf gesehen, der, seitdem Peter ihm vor der Nase verduftet, fortwährend vor dem Feuer herumgeschwenzelt, so frägt er nicht erst lange, ob es erlaubt sei oder nicht, sondern trollt sich geraden Weges durch die Öffnung hinüber; das Mädchen erschrak aber so sehr vor ihm, dass es nicht recht lebendig und nicht recht tot war; sie lief also aus allen Kräften nach Hause zu und Eisenkopf ihr nach; wie sie nach Hause kommen, da brach das Mädchen in der Thüre nieder, Eisenkopf aber ging in die Küche und versteckte sich unter dem Herde.

Es währte nicht lange, so kam Peter von der Jagd nach Hause, steckte die drei Tücher, welche das Mädchen, das auch jetzt noch in tiefer Ohnmacht in der Küche auf dem Boden lag, in der Hand hielt, zu sich, hob das wunderschöne Geschöpf in seine Arme und trug sie in das Haus; dort legte er sie auf das Bett, liebkoste und küsste sie und rief sie mit hundert süssen Namen, bis sie endlich wieder ins Leben zurückkehrte. Schwerwieerde aber legte sich, als er zu Hause angelangt war, auf den Herd und drückte Eisenkopf beinahe zu Tode.

Am folgenden Tage sperrte Peter seine Hunde in den Stall, er selbst aber ging hinaus in den Wald. Kaum hatte das Eisenkopf bemerkt, als er ihm auch gleich auf den Fersen

war. Peter versah sich dess erst spät, dass er verfolgt werde, und hatte kaum so viel Zeit, dass er auf einen hohen Baum hinaufklettern konnte; Eisenkopf blieb also nichts besseres übrig, als sich unter den Baum zu stellen.

„Komme nur herunter, du Galgenstrick!“ sagt Eisenkopf zu Peter, „komme nur herunter; weisst du noch, was du mir versprochen, dass du nie heiraten wirst?“

„Gott stehe mir bei,“ sagt Peter, „ich sehe schon, dass es aus ist mit mir; gestatte nur, dass ich noch dreimal eins rufe!“

„Meinetwegen, was mich anbetrifft, so magst du auch hundertmal rufen, so lange bis dir die Kehle platzt; aber das ist einmal sicher, dass ich dir gleich das Fell gerbe.“

Peter begann also zu rufen:

„Eisenstark, Schwerwieerde, Höregut! meine lieben Hunde, kommt mir zu Hilfe!“

Höregut vernahm den Ruf seines Herrn; er sagt daher zu den anderen zweien:

„Holla, hört ihr, unser Herr ruft uns.“

„Was du dir nicht einbildest, du Narr,“ sagt Schwerwieerde „weisst du nicht, dass er jetzt beim Essen sitzt?“ und damit gab er dem Höregut eine tüchtige Ohrfeige, weil er so gelogen habe.

Peter aber schrie wieder:

„Eisenstark, Schwerwieerde, Höregut! meine lieben Hunde, kommt mir zu Hilfe!“

Jetzt hatte auch Schwerwieerde das Rufen gehört; er sagt daher zu den anderen zweien:

„Holla, hört ihr, jetzt hat uns unser Herr aber wirklich gerufen.“

„Was dir nicht einfällt!“ sagt Eisenstark, „ihr wisst ja gut, dass er um diese Zeit mittagmahlt,“ und damit giebt er dem Schwerwieerde eine Ohrfeige, weil er die anderen nur zum Narren haben wollte.

Peter war beinahe schon ganz verzweifelt, dass seine Hunde selbst auf sein zweimaliges Rufen noch nicht zum Vorschein kommen wollten; er schrie also noch einmal aus voller Kehle und mit aller Kraft, die ihm nur zu Gebote stand:

„Eisenstark, Schwerwieerde, Höregut! meine lieben Hunde, kommt mir zu Hilfe!“

Jetzt hatte aber auch Eisenstark das Rufen gehört und sagt daher zu den anderen:

„He, es ist aber doch wahr, dass unser Herr uns ruft; darum sage ich, gehen wir!“ — Im Augenblicke hatte Eisenstark den Stall in Trümmer geschlagen, in den sie eingesperrt waren, und nun liefen alle drei in die Richtung, woher das Rufen gekommen war. Wie sie in den Wald und unter den Baum kamen, sagte Peter nur ein Wort, und alle drei fielen über Eisenkopf her und hatten ihn in einem Hui so zerrissen, dass jedes Stückchen, jedes Bröselchen, das von ihm übrig blieb, nicht grösser war als ein Mohnkörnchen. Seit dieser Stunde ist Mohn auf der Welt.

Als Peter seinen Verfolger los war, stieg er vom Baume herunter, ging nach Hause; daheim nahm er unter heissen Thränen Abschied von seiner Wirtin und ihrer schönen, goldblonden Tochter, die ihm einen schönen, goldenen Ring mit einem Diamanten zum Geschenke gab. Das war ein Zauberring, aber das wusste weder das Mädchen noch Peter.

Hierauf sattelte Peter seinen Schimmel, sass auf und machte sich auf den Weg. Aber ach, wie schwer fiel es ihm, sich von dem kleinen, weissen Häuschen zu trennen, das Herz im Leibe brach ihm beinahe, wenn er an das schöne, goldlockige Mädchen dachte. Aber was half's, er musste nun einmal fort, denn er hatte zu Hause Vater und Weib, die seitdem weiss Gott in wie grosser Betrübnis auf ihn warten und vielleicht in heisser Sehnsucht nach ihm seufzen.

Wie er an das Feuer gelangt war, nahm er die drei

Tücher heraus und schlug damit dreimal in die Flamme, worauf diese schön auseinander wich; als er hindurch gegangen, wurden die drei Hunde, die ihm auf Schritt und Tritt gefolgt waren, wieder zu drei Kuchen, welche Peter mitsamt den drei Tüchern in sein Ränzel steckte. Unterwegs kehrte er bei jeder der drei alten Frauen ein, gab jeder ihr Tuch und ihren Kuchen zurück und bedankte sich wieder gar schön für ihre Freundlichkeit.

Als Peter zu Hause ankam, war seine erste Frage:

„Wo ist meine Frau?“

„Ach, mein lieber Sohn, als du hinausgeflohen warst in die weite Welt, da wurde die Arme ganz kopfhängerisch, weder Speise noch Trank konnte ihr munden, sie wurde blass und blässer und welk wie das Laub im Herbste; es dauerte auch nicht lange, da konnte sie sich nicht mehr auf den Füssen erhalten, wurde bettlägerig, und als ein Monat verstrichen war, da hatte sie der viele Gram, das viele Weinen und Wehklagen und die Sehnsucht nach dir unter die Erde gebracht.“

Wie Peter das hörte, begann er zu weinen und weinte und schluchzte bitterlich wie ein Kind; zuletzt aber beruhigte er sich und fügte sich in sein Schicksal, weil er wusste, dass es nun einmal so sein muss, wie Gott in seiner Weisheit bestimmt.

Es mochte seitdem etwa ein halbes Jahr verflossen sein, da träumte Peter eines Nachts, er solle den goldenen Ring mit dem Diamanten, den er von dem schönen, goldlockigen Mädchen zum Andenken bekommen, von der rechten Hand, an der er ihn immer getragen, herunternehmen und an den Goldfinger der linken Hand stecken. Kaum war er erwacht, so zog er den Ring also richtig von der rechten Hand herunter und steckte ihn an den Goldfinger der linken Hand. Und in diesem Augenblicke, Herr in deinem Reiche! mögt ihr es nun glauben oder nicht, ich war selbst zugegen, wie es erzählt

wurde, steht das schöne Mädchen mit den goldenen Locken vor ihm. Hallo, Peter hat auch nicht mehr gebraucht, er umarmt sie, küsst sie, und sie ihn wieder; darauf haben sie zu einander gesagt:

„Nun, Herzensschatz, du mein, ich dein jetzt und in Ewigkeit; nicht Spaten und Grabscheit kann uns fürderhin trennen.“

Gleich wurde Priester, Henker und Eisenhut gebracht, der Priester traute sie, der Henker strich sie mit Ruten, der Blitz schlug fortwährend neben ihnen ein, konnte sie aber nie treffen. Dann wurde grosse Hochzeit gehalten; ich war selbst bei dem Gelage und habe Sporen aus Stroh mit Rädchen aus Hafer angehabt. Theiss und Donau waren hinter der Thüre in einen Sack gesperrt; wie ich da nun meine Possen treibe, reisse ich mit meinen Sporen von ungefähr ein Loch in den Sack: von dieser Stunde an fliesst die Theiss und die Donau.

Aus ist's, ein Märchen war's, vielleicht ist's gar nicht wahr gewesen!

---

16. Der wunderstarke Königssohn.

Wo war's, wo war's nicht, da war einmal ein König. Der liebte sehr den Wein; er konnte nicht einmal schlafen, wenn an seinem Bettpfosten nicht eine gefüllte Feldflasche aufgehängt war. Er that gar nichts, und alle seine Pflichten lud er anderen auf. Für ihn hätte es im Reich drunter und drüber gehen können. Er klatschte die Fliegen auf seinem Bein tot und brummte mit seiner Frau und seinem erwachsenen Sohn. Aber einstmals geschah es, dass der Schlag ihn besuchte, und dem beliebte es, ihn so auf den Schädel zu klopfen, dass er auf der Stelle umfiel und tot am Boden liegen blieb.

Seine Frau und sein Sohn grämten sich schrecklich darüber

und wussten vor Schimpf und Schande nicht, wohin. Sie wanderten also fort aus dem Land, wo ihr Vater König gewesen war.

Sie wanderten und wanderten, bis sie mitten in einem grossen Walde angelangt waren. Dort nahm der Königssohn das Brot aus seinem Ranzen heraus und bot es seiner Mutter an, und er ass auch. Als sie aber ihren Hunger gestillt hatten, sprach die Königin zu ihrem Sohn:

„Geh, mein Sohn, hole Wasser!"

Der ging auch fort und brachte es in seinem Hut. Dann ging er fort, um aus dem frischen Quell zu trinken. Aber als er hineinschaute in den glatten Spiegel des Quells, was erblickte er da? Über seinem Haupte im Baum war ein Säbel aufgehängt. Er darauf los, raffte sich auf, kletterte auf den Baum, schnitt den Säbel vom Baum und ging so zu seiner Mutter, der Königsgemahlin.

Die Königin staunte sehr, als sie den schönen, mit Gold beschlagenen Säbel erblickte. Aber wie sie schärfer hinschaute, was erblickte sie darauf? Auf seinem Band stand schön gestickt: wer diesen Säbel umschnalle, der werde sehr stark. Gross war nun ihre Freude, und sie sagte ihrem Sohn, er solle es probieren. Darum hing der Jüngling den Säbel um, und auf der Stelle fühlte er grosse Kraft in sich. Er spielte mit den dicksten Eichbäumen wie ich mit meiner grossen Peitsche.[1])

Dann brachen sie auf und begannen aus dem Wald hinauszugehen, und als sie hinausgelangt waren, merkten sie erst, dass die Dunkelheit so dicht war, dass man sie fast mit dem Messer hätte schneiden können. Im Walde wollten sie nicht übernachten, weil sie sich vor den Wölfen fürchteten. Wie sie so in der Dunkelheit gehen, da stolpert plötzlich der Königssohn über etwas. Er fasst es an und will es aufheben. Aber

[1]) Ein Schweinehirt erzählt es.

traun, das war schwer! Der Schweiss rann nur so an ihm herunter, fast wie das Wasser vom Rinnenden Brunnen.[1]) Und wisst ihr, lieben Leute, was er aufgehoben hatte? Nun, das war nichts anderes als ein grosser Fels. Aber wie sperrte er Augen und Mund auf, als er den grossen Glanz sah, der unter der Steinplatte hervordrang. Er dachte gleich, dass das ein Räubernest sei.

Er stützte also das Felsstück und ging mit seiner Mutter, des Königs Gemahlin, hinein in das Loch und löschte das Feuer aus, das so hell leuchtete. Dann aber sagte er seiner Mutter, des Königs Gemahlin, dass sie sich nicht mucksen solle. Er stellte sich dann an das Loch und stiess von dort die Treppe mit den Füssen fort. Aber er war müde geworden, und schon wollte er gerade einschlafen, als er hörte, dass die Räuber mit lautem Lärm heimwärts kamen. Der Königssohn spitzte die Ohren, was die Räuber wohl reden werden. Die aber ärgerten sich sehr, dass jemand ihr Haus betreten habe, während sie nicht daheim waren, und beratschlagten, was sie thun sollten. Der Hauptmann sagte, dass jeder, der hinabspringe „hopp, ich bin hier!“ rufen solle.

Nun sprang der erste hinab; aber wahrlich, der hatte keine Zeit, das zu rufen, was der Hauptmann befohlen hatte; denn der Königssohn liess sein Schwert ihm so aufs Genick fallen, dass sein Kopf hinrollte in den Winkel. Darauf rief dann er, der Königssohn: „hopp, ich bin hier!“ Kam der zweite; auch dem hieb er den Kopf ab und sagte wieder: „hopp, ich bin hier.“

Schon hatte der Königssohn allen elf Räubern den Kopf abgeschlagen; jetzt kam nun der Hauptmann. Aber der Hauptmann hatte um den Hals das Tuch von seiner verstorbenen

[1]) Der Name einer Quelle im südwestlichen Gran, die zwischen Bergen entspringt.

Frau gewunden, das hielt den Streich auf und schützte sein Haupt vor dem Abschlagen. An seinem Hals erprobte der Königssohn auch seine Kraft; doch des Hauptmanns Kopf fiel nicht herab, sondern der Hauptmann legte sich nur schön ruhig neben die anderen elf toten Räuber, als Toter. Wenigstens glaubte das der Königssohn. Aber der Hauptmann stellte sich nur wie der Stier, als ob er totgeschlagen worden wäre; denn wirklich war ihm kein Haar gekrümmt.

Der Königssohn schleppte jetzt die Räuber in ein Zimmer auf einen Haufen und schloss hinter ihnen die Thür zu. Seine Mutter kochte dann Abendbrot, und nachdem sie gegessen hatten, legten sie sich schlafen.

Als es Morgen wurde, sah der Königssohn, dass sie in einem grossen Schloss waren, das sehr viele schöne Zimmer hatte. Er schloss alles zu, und den Schlüssel gab er seiner Mutter, des Königs Gemahlin, dass sie Sorge dafür trage; er aber ging fort, zu jagen.

Doch des Königs Gemahlin, wie all dergleichen Weibsbilder, war neugierig zu erfahren, was in den vielen Zimmern sei, und öffnete alle, bis sie zu jenem Zimmer kam, wo die Räuber lagen. Aber da hat sie fast das Fieber bekommen, wie sie den blutigen Boden sah; doch noch mehr erschrak sie vor dem Hauptmann, der gemächlich im Zimmer auf und ab spazierte und seine Pfeife rauchte. Geschwind schloss sie die Thür und lief in ihr Zimmer. Ihr Sohn erwartete sie dort schon und hielt einen schrecklich grossen, toten Bären in der Hand, und als sie eintrat, sagte er zu des Königs Gemahlin:

„Nun, meine liebe Mutter, Ihr thätet gut, wenn Ihr diesen Meister Petz zum Abendbrot anrichtetet.“

Und so geschah's.

Anderntags streifte der Königssohn wieder im Schloss umher und fand einen Weg, der hinaus führte. Er verfolgte ihn und ging und ging, bis er bei einer Glasburg anlangte.

Er klopfte mit der Faust an das Thor und rief, dass jemand öffne. Aber der Riese, dem die Burg gehörte, rief von drinnen:

„Ich kenne euch schon; wenn ihr euch nicht gleich davon macht, werde ich's euch schon lehren! Mit Räuberleuten habe ich nichts zu schaffen."

„Ich bin weder ein Räuber noch ein Dieb! ich bin ein Königssohn, und die Räuber habe ich schon alle zusammen getötet. Aber jetzt öffne das Thor, sonst schlage ich es ein, und dann würde deinem Kopf das Aufstehen schwer fallen."

Nachdem er das gesagt hatte, wartete er noch ein Weilchen, aber das Thor wollte sich nicht aufthun. Da drückte er die Schulter dagegen, und das Thor begann zu knattern und zu krachen. Nun eilte der Riese mit Jammergeschrei herbei und sprach zu dem Jüngling:

„Ich sehe, dass du ein wackerer Bursche bist. Drum ist's nicht nötig, dass du dies Thor einschlägst; denn ich öffne es selbst. Zwischen uns sei Friede und Freundschaft."

Und von jenem Tage an kam der Königssohn oft zum Riesen, umso lieber, weil dieser eine zauberschöne Tochter hatte.

Aber des Königssohns Mutter ging in das Zimmer und redete mit dem Hauptmann; der sagte ihr, er wollte sie zur Frau nehmen. Die Frau ging freudig darauf ein und sagte dem Räuberhauptmann, wenn ihr Sohn ein Bad nehme, dann solle er kommen, seinen Säbel ihm wegnehmen und ihr Sohn würde wieder nur ein armseliger Wicht werden.

So geschah es. Der Königssohn badete und hatte unterdessen seinen Säbel an einen Nagel gehängt; wie das der Räuberhauptmann sah, stürzte er hinzu und umgürtete sich damit. Der badende Königssohn war schrecklich traurig darüber und bat den Hauptmann auf den Knieen um sein Leben. Aber der war nur um einen Messerrücken besser als der Teufel. Er stach dem Jüngling die beiden Augen aus, drückte sie ihm in die Hand und sprach mit lautem Lachen:

„Trag sie in deiner Hand; du siehst ja auch so.“

Traurig steckte der blinde Königssohn seine beiden Augen in die Tasche, und tastend ging er in die Glasburg zu seinem Freund, dem Riesen, dem er weinend sein Leid klagte.

Der Riese bedauerte erst den armen Königssohn sehr; dann aber fragte er ihn, wo er die beiden Augen habe. Darauf holte der Königssohn seine beiden Augen aus seiner Tasche vor und gab sie dem Riesen; der aber schloss den Königssohn in eine ganz dunkle Kammer ein; von den beiden Augen jedoch wusch er den Schmutz schön ab und setzte sie aufs Neue in des Königssohns Antlitz. Drei ganze Tage hielt er ihn so im dunklen Zimmer; dann machte er es nach und nach heller und heller, bis der Königssohn sich langsam an das Licht gewöhnt hatte.

„Meine Augen hätte ich nun wohl; aber mein Schwert ist noch dort bei dem Vagabunden.“

„Fürchte nichts, mein Freund; auch das schaffe ich dir wieder!“ sagte der Riese und rief seinem ersten Diener, dem Affen, und sprach zu ihm:

„Sage dem Fuchs und dem Eichhörnchen, dass sie mit dir gehen, und bringt auf der Stelle dieses Jünglings Säbel!“

Da machten sich die drei Diener auf den Weg, einer immer schön auf dem Rücken des andern; zu oberst sass der Affe. Als sie dort unterm Fenster anlangten, sprang der Affe vom Rücken des Eichhörnchens und des Fuchsen und kletterte am Fensterrahmen entlang. Dann ging er hinein ins Zimmer und stahl ganz leise das Schwert aus dem Zimmer, gürtete es sich selbst um und sprang hinab auf das Eichhörnchen und den Fuchs. In grossem Aufzug traten sie dann vor ihren Herrn, den Riesen, der den Säbel dem Königssohn überreichte. Der ging, nachdem er ihn umgeschnallt hatte, dort-

hin, wo die Räuber gewohnt hatten, und geradewegs in das Zimmer, wo der Räuberhauptmann mit des Königs Gemahlin in einem Bette schlief. Er stiess die Thür ein und blieb in der Mitte des Zimmers stehen.

„Nun, jetzt gnade dir Gott! Komm nur, du Hallunke! Du hast mich zum Krüppel gemacht, und jetzt schläfst du noch dazu mit meiner Mutter! Brauchst einen Säbel, nicht wahr? Hinaus auf den Rasen, dass ich dir zeige, wer Herr im Hause ist!“

Von diesem Lärm erwachte der Räuber und blickte sich nach seinem Schwert um; aber der Schlag hätte ihn fast gerührt, als er es dort in des Königssohns Händen sah. Er bettelte auch auf den Knieen um Gnade beim Königssohn, und der Königssohn begnadigte ihn; zur Vergeltung jedoch stach er ihm auch die beiden Augen aus und drückte sie ihm in die Hand. Als der Räuber aber längs der Wand ging und ging, kam er zum Rande einer steilen Treppe; die kugelte er hinunter, und da dampfte seine schlechte Seele in die Hölle ab, die so ist wie ein Tintenfass. Seine Mutter jedoch schloss der Königssohn so lange bei den Räubern ein, bis sie all deren Fleisch verzehrt und mit ihren Thränen die neben sie aufgestellte Bütte voll geweint habe.

Dann ging der Königssohn zu seinem Freund, dem Riesen, und sprach zu ihm:

„Mein Freund, du hast mir schon so viel Gutes gethan, erfülle mir auch dies noch, um was ich dich bitte. Gieb mir deine Tochter zur Gemahlin!“

Rasend schnell redete der Königssohn, damit er um so schneller das wichtigste hinter sich habe. Der Riese aber willigte ein und gab dem Königssohn seine Tochter. Und das Ende vom Lied war, dass sie eine Hochzeit hielten, von der man siebenmal sieben Königreiche weit hörte, und dann

lebten sie glücklich, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

---

17. Märchen von einem Zigeunerburschen.

Es war einmal eine Zigeunerin, die hatte einen einzigen, schönen Sohn. Der sagte einmal zu seiner Mutter:

„Meine liebe Mutter, geht zum König und bittet ihn für mich um seine Tochter!“

Seine Mutter sagte, es würde ihr gar nicht einfallen zu gehen; denn wie sollte der König seine Tochter einem Zigeunerburschen geben! Aber der Bursche liess sich nicht halten, ging selbst zum König und bat ihn um seine Tochter. Der König sagte:

„Packe dich von hinnen, du garstiger Zigeuner! Wie sollte ich meine Tochter einem Zigeuner geben?“

Aber der Bursche bat so lange, bis der König einst denn sagte:

„Nun gut, ich gebe sie dir, wenn du in der Frühe drei Bäume auf meinen Hof bringst; an dem einen sollen goldene Feigen hängen, am anderen goldene Äpfel und am dritten goldene Birnen.“

Darauf ging der Zigeuner in die Kirche und stahl alles. Als er schon fortgehen wollte, da sah er, dass er noch ein rostiges Schloss zurückgelassen hatte; er dachte bei sich:

„Ich nehme das auch mit; es kann sein, dass mir das noch am meisten nützen wird.“

Und er entschloss sich das Schloss mitzunehmen. Dreimal drehte er es um, und da kamen drei schöne Mädchen heraus und riefen:

„König, was befiehlst du?“

Da befahl er ihnen, dass sie in der Frühe in des Königs Hof drei Bäume aufstellen sollten und auch was für welche, und alle drei verschwanden.

Aber in der Frühe, als der König auf den Hof schaute, sah er, wie dort drei solche Bäume waren, wie er befohlen hatte. Was blieb da dem König übrig? Er gab dem Zigeuner seine Tochter und gab ihnen einen garstigen Schweinestall zur Wohnung. Die Zigeunersfrau grämte sich sehr, dass sie nun solch garstiges Haus hatten; aber ihr Mann redete ihr gut zu und sagte ihr:

„Gräm' dich nicht; es wird schon alles anders werden!"

Dann nahm er das Schloss, und wieder sprangen daraus drei Mädchen hervor, und der Zigeuner befahl ihnen, dass sie ihm in der Frühe vor des Königs Haus ein eben solches Schloss bauen sollten, und es wurde auch ein sehr schönes Schloss, und sie zogen dort ein.

Einmal geschah es, dass der Zigeuner von Hause fortging, und da kam zu seiner Frau ein Jude, der allerlei schöne Sachen feilbot, und die Zigeunersfrau nahm auch ein Paar sehr schöne Schuhe und fragte den Juden, wofür er sie geben würde. Da sagte der Jude:

„Anders gebe ich sie nicht, als wenn du mir das rostige Schloss giebst, das am Nagel hängt."

Na, da gab die Frau es hin. Aber wie der Jude das Schloss dreimal drehte, sprangen wieder drei Mädchen daraus hervor und fragten ihn:

„Meister Jude, was befiehlst du?"

Und er befahl ihnen, dass sie mit des Zigeuners Frau jenseit des siebenten Meerteils sein sollten, und da waren sie auch jenseits.

Nun kommt der Zigeuner nach Hause und sucht seine Frau, aber kann sie nirgends finden. Er fragt alle, ob sie nicht seine Frau gesehen haben. Ein Mann sagt ihm, dass er

sie mit einem Juden zum siebenten Meerteil habe gehen sehen. Da entschloss sich der Zigeuner und wanderte drei Nächte und drei Tage, und auf einmal kam er zum siebenten Meerteil und fand dort seine Frau und freute sich sehr. Gleich sagte der Zigeuner:

„Liebe Frau, wirf mir das Schloss herunter; da können wir gleich zu Hause sein.“

Sprach die Zigeunersfrau zum Juden:

„Meister Jude, schlaf ein wenig!“

Und da schlief der Jude ein, und die Frau warf das Schloss hinunter, und der Zigeuner befahl jenen drei Mädchen, dass sie auf einmal zu Hause sein sollten, und sie kamen auch nach Hause, und der Zigeuner wurde gleich König und sagte: „Jetzt ist die Königstochter mein,“ und sie lebten glücklich. Wenn sie noch nicht gestorben sind, leben sie jetzt noch.

---

18. Der kleine Ziberda.

Wo war's, wo war's nicht, siebenmal sieben Königreiche weit von hier, da war ein Mensch, der hiess Ziberda. Und zwar war sein lieber Vater ein Bürstenbinder, und er war ein kleines Kind. Dann starb allhier sein lieber Vater, und er war sehr ungezogen. Er warf die Fenster ein; das eine und andere Mal zahlte wohl seine liebe Mutter für ihn, aber dann wurde er doch wohl auch mal eingesperrt.

Also gut, er betrieb das Handwerk weiter; aber sie waren sehr arm.

Da kehrte mal ein fahrender Schüler in der Stadt ein und forschte nach, wo jener Ziberda genannte Bürstenbinder wohne. Sie sagten ihm: da und da wohnt er. Er ging zu ihnen und gab sich für einen Verwandten der Frau aus. Die

Frau wollte ihn nicht als Verwandten anerkennen; aber schliesslich that sie es doch. Er war dort etwa drei Tage, freundete sich mit Ziberda an und sagte zu ihm, „Wir wollen fortgehen, da und da hin.“ Da sagte der kleine Ziberda, „Ihr seid mir kein gutes Onkelchen,“ aber schliesslich ging das Kind doch mit ihm fort.

Sie gingen eine Strecke ausserhalb der Stadt; das Kind sagte, es wolle nicht weiter gehen, denn es käme sonst nicht zurück.

„Fürchte dich nicht! Wir kommen zurück.“

Wieder gingen sie und gelangten zu einem grossen Stein.

„Nein, mein liebes Onkelchen, nun gehen wir aber nicht weiter; denn wir sind schon weit genug draussen.“

Aber der fahrende Schüler sagte „hopp“ und zog ein grosses Messer. Vor dem Messer erschrak das Kind sehr; es ging weiter. Sie gelangten an einen schrecklich grossen Berg; noch jenseits von dem Berg, auf seiner anderen Seite, da war ein Fels, in dem Fels ein Keller. Hier sagte der fahrende Schüler:

„Geh hinein in den Keller! Im hinteren Winkel ist eine rostige Lampe; die bringe heraus! Wenn dir irgend etwas zustösst, nimm diesen Ring. Wenn du ihn drehst, bin ich dir zum Beistande da.“

Und dann befahl er ihm auch noch, dass er sich nicht aufhalten, sondern kommen solle. Doch darauf gab er nichts; in dem Keller waren sehr schöne Kostbarkeiten; das Kind blieb dort. Der fahrende Schüler musste von dem Keller weggehen, und der Keller schloss sich. Das Kind rang die Hände, als es hinaus wollte; es war unmöglich. Da auf einmal drehte es irgendwie den Ring an seinem Finger; siehe! da sprangen zwei Riesen heraus: „Was giebt's, lieber Herr?“

„Nichts, als dass ihr mich zu meiner lieben Mutter, nämlich zur Frau Ziberda, bringt!“

Da trugen sie ihn fort und setzten ihn bei seiner lieben Mutter nieder. Und die sagte: „Ach, wo warst du so lange?“

„Ich hatte gleich gesagt, dass der mir kein guter Onkel ist; er führte mich da und da hin.“

Dann assen sie; aber es ging sehr ärmlich zu. Das Kind drehte den Ring an seinem Finger; da sprangen die beiden Riesen heraus und sprachen:

„Was giebt's, lieber Herr?“

Der arme Knabe dachte nach, was es wohl zu thun gäbe, was er antworten könnte.

„Schafft etwas zu essen!“ sagte er.

Und da deckte einer sogleich auf, und der andere brachte die allerbesten Speisen. Sie beendeten das Abendessen oder Mittagessen oder was es war.

Diese Kunst trieben sie lange. Da kam es einmal dem Jüngling in den Sinn, dass es gut wäre, zu heiraten. In der Stadt wohnte ein König, der hatte eine Tochter. Er sandte seine liebe Mutter zu dem allerhöchsten König, dass sie bestelle, er möge ihm seine Tochter zur Gemahlin geben. Die arme Frau ging fort; aber sie erschrak vor den Wachen und ging nicht hinein. Der Sohn lauerte schon dort am Fenster.

„Nun, Mutter, wart Ihr beim König?“

„Gewiss war ich dort.“

„Keine Spur, dass Ihr dort wart, keine Spur! Aber jetzt geht auf der Stelle!“

Was war da zu thun? Die arme Frau ging zum König.

„Erlauchter König“, sagte sie, „mein Sohn würde gern Eure Tochter heiraten, wenn Ihr sie ihm geben würdet.“

„Aber was denkt sich denn dein Sohn! Meine Tochter kann ich nicht einem armen Burschen geben.“

Die Frau kehrte um, bestellte ihrem Sohn, was der König verfügt hatte. Gleich drehte der den Ring an seinem Finger, die beiden Riesen kamen herbei.

„Was giebt's, lieber Herr?“

„Geht, bringt mir viele Kostbarkeiten, Gerätschaften aus Demant!“

Sie brachten es, und er that es sogleich in einen Handkorb und gab ihn seiner lieben Mutter.

„Nun seid so gut und übergebt ihm das und fragt ihn, ob er mir seine Tochter giebt, und sagt, er solle morgen zu Tische zu mir kommen.“

Die Frau ging; sie kam hin zur Wache, und die fragte: „Wohin geht Ihr, liebe Mutter?“

„Zum König!“

Aber sie sagten, das ginge nicht, ehe sie sie angemeldet hätten. Sie melden sie an, und der König lässt sie ein. Dort kniet die Frau nieder.

„Hopp, steht auf!“ sagt der König, „was wollt Ihr?“

„Nichts anderes, erlauchter König, als dass mein Sohn Eure Tochter zur Gemahlin haben möchte, wenn Ihr sie ihm gebt, und dass Ihr morgen Mittag zu ihm zu Tisch kommen möchtet!“

„Ich werde kommen, wenn Ihr von meinem Schloss bis zu Euerm Haus einen goldenen Damm gebaut habt und zur einen Seite und auch zur anderen Obstbäume stehen und in den Wipfeln aller Obstbäume ein paar Vöglein sitzen, die mir singen, und ausserdem soll Euer Haus ein Schloss werden.“

Die Frau kam nach Hause; der Sohn forschte sie aus, was der König gesagt hatte. „Also er sagte das und das.“ „Na, das ist nicht schlimm!“ Er drehte den Ring an seinem Finger, da kamen die beiden Riesen.

„Was giebt's, lieber Herr?“

„Ich will nämlich des Königs Tochter zur Frau haben; aber das und das muss gemacht werden; also macht es, doch so, dass es seinesgleichen nicht hat im weiten Ungarlande, und

zwar sollen auf den Seiten des Dammes die Obstbäume in zwei Reihen stehen!"

„Ach, lieber Herr, dazu sind unserer zu wenig. Aber hole jenes rostige Lämpchen hervor; darin sind noch zwölf; rüttle es nur."

Da rüttelt er das Lämpchen, springen zwölf Riesen heraus und fragen: „Was giebt's, lieber Herr?" Also das und das.

Nun waren sie ihrer vierzehn und bauten solch einen Damm und solch ein Schloss, dass im weiten Ungarlande nicht ihresgleichen waren.

Nun machte sich der König fertig; aber zuerst sandte er hin und zwar Haiducken oder Husaren, dass sie nachschauten, ob das Mahl bereit sei. Und er kam zurück.

„Erlauchter König, sie haben noch nicht einmal Feuer."

Wieder schickte er einen zweiten, einen dritten aus; der sagte auch dasselbe.

Der König liess einspannen und machte sich auf den Weg auf dem goldenen Damm; denn so etwas war doch auf der ganzen Welt noch nicht dagewesen. Er kam hin und staunte; kein Feuer, nichts war da! Ziberda drehte den Ring an seinem Finger; da kamen die beiden Riesen hervor: „Was giebt's, lieber Herr?"

„Seht, hier ist der König; der wird mein Schwiegervater. Schafft die auserlesensten Gerichte herbei!"

„Ach, lieber Herr, dazu sind unserer zu wenig; aber hole jenes rostige Lämpchen hervor; rüttle es nur!"

Sogleich sprangen die zwölf Riesen heraus, deckten den Tisch und brachten Speisen herbei; ich sah es wie jetzt dieses. Dem König gefiel das sehr, und da gab er ihm seine Tochter und dazu noch sein halbes Königreich.

Aber kehren wir zu dem fahrenden Schüler zurück. Als er vernahm, dass Ziberda ein grosser Cavalier geworden war,

sammelte er neue Lampen und liess die vergolden; dann, als der kleine Ziberda nicht zu Hause war, ging er hin, sie bei ihm zu verkaufen gegen Tausch oder billiges Geld.

Das Stubenmädchen ging hinein zur gnädigen Frau, melden, dass ein Mann da sei und eine Lampe feilbiete. „Wir haben ein so schlechtes Lämpchen," sagte sie, „die dort beim Tisch in einem Winkel hängt; wir wollen ihm die geben."

Und sie gaben sie ihm auch, damit sie die Stube nicht verschimpfiere.

Der fahrende Schüler wartete nur ab, bis die liebe Sonne untergegangen war, dann rüttelte er das rostige Lämpchen, hervor kamen die zwölf Riesen: „Was giebt's, lieber Herr?"

„Tragt dieses Schloss, den goldenen Damm und alles, was hier ist, über siebenmal sieben Königreiche zum siebenten Meereswinkel."

Sie ergriffen es und trugen es fort; Ziberda liessen sie dort, wie er war, entkleidet auf der Erde zurück.

Die Stadt war von dem Schloss so hell erleuchtet gewesen wie bei Tage; aber als der König hinaussah, war es dunkel. Er schickte einen Haiducken; denn er sagte: „Ist unserer Tochter oder unserem Schwiegersohn was zugestossen?"

Und was erblickten sie? Etwas Weisses zusammengekauert. Gleich banden sie ihn und führten ihn vor den König. Der ergriff gleich die doppelläufige Pistole. Ziberda flehte, er möge ihm nichts anthun, denn er wisse nicht, was geschehen sei; „aber ich werde Eure Tochter schon zurückbringen."

Er wollte ihm kein Pardon geben, aber dann verzieh er ihm doch, gab ihm Soldaten, Panduren mit. Aber Ziberda brauchte niemanden. „Geht nur!" sagte er, „denn ich gehe doch nicht mit Euch!"

Er ging und ging immer zu, traf in einem Wald einen Fluss, fiel hinein, und der Fluss trug ihn weit fort. Und wie

er sich herausretten wollte, rang er so die Hände, dass der Ring sich drehte; da sprangen die beiden Riesen heraus: „Was giebt's, lieber Herr?“

„Zieht mich doch aus dem Wasser heraus und bringt mich zu dem fahrenden Schüler!“

Da trugen sie ihn fort zum siebenten Meereswinkel und nahmen dort das Lämpchen fort. Die vierzehn Riesen brachten das Schloss wieder an seinen Platz, von Neuem wurde Hochzeit gehalten, den fahrenden Schüler verbrannten sie auf vierundzwanzig Klafter Holz, und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch jetzt.

---

19. Die zwei Pfeffer-Öchschen.

Es war einmal, ich weiss nicht wo, noch jenseit des Operenzmeeres ein grosser See, in dessen Mitte eine grosse Insel; in der Mitte dieser Insel war ein grosser Berg und auf dem Gipfel des Berges ein Baum, der war tausend und ein Jahr alt. Der hatte neunundneunzig Äste; am neunundneunzigsten baumelte ein Tornister mit neunundneunzig Geheimfächern, in seinem neunundneunzigsten Fach war die neunundneunzigblättrige Bibel von meinem Onkel St. Ludwig, und auf deren neunundneunzigstem Blatt waren die folgenden Worte aufgeschrieben. Wer auf sie nicht hört, der erblicke niemals das Himmelreich; wer aber auf sie hört, dem krümme sich die Nase wie der Schlüssel des Thores!

Also: es war einmal ein sehr, sehr armer Mann; in seiner Nachbarschaft wohnte einer, der war noch ärmer als er. Der eine hatte einen Sohn, der andere eine Tochter. Da entschlossen sich die armen Leute und thaten die zwei jungen Leute zusammen, damit, wenn es doch schon so ist, aus einem Bettelsack zwei werden mögen.

Da sagte einmal die junge Frau zu ihrem Mann: „Hört einmal! Zwar ist's wahr, dass Ihr nicht katholisch seid; aber versucht einmal dies: fastet an einem Freitag; vielleicht schenkt uns dann Gott etwas."

Der junge Mann hörte auch auf diesen Rat, ass am Freitag keinen Bissen; aber Gott gab ihm nichts dafür. „Na, in Gottes Namen," dachte er bei sich, „es mag erst nach mehreren sein!" und fastete den zweiten, auch noch den dritten, und auf einmal ist er so ins Fasten hineingekommen, dass er an sieben nach einander kommenden Freitagen nichts ass, aber auch garnichts unter dem Himmel. Aber Gott gab ihm garnichts für das siebentägige Fasten.

„Bursche!" — denkt er bei sich, „nun ist's aber genug; wenn seine heilige Majestät hätte etwas geben wollen, so hätte sie es dafür geben können."

Der arme Mann überlegt es sich und sagt zu seiner Frau: „Hör, Frau! Backe mir einen Aschenkuchen; denn ich will zum Herrgott, dass ich sehe, wo der Fehler steckt!"

Die Frau bäckt auch, und der arme Mann macht sich auf den Weg.

Zur Mittagszeit gelangte er in den Hereczwald. Dort fand er einen alten Mann, der mit zwei Ochsen, die so gross wie ein Pfefferkorn waren, am Waldessaum ackerte. Er grüsste ihn, und der dankte auch. Er fragte ihn, wohin er wolle, was ihn herführe.

„Ich gehe zum Herrgott," antwortete der arme Mann. „Sieben Freitage habe ich gefastet, und er hat mir nichts dafür gegeben. Jetzt möchte ich erfahren, warum er mir nichts gegeben hat."

„Plag dich damit nicht ab," sagte der alte Mann, „ich gebe dir diese zwei Pfeffer-Öchschen; mit denen kannst du dein Fortkommen haben; nur verkaufe sie niemandem, so viel man dir auch dafür bieten möge."

Der arme Mann trieb die zwei geschenkten Tiere nach Hause, und am andern Tag ging er gleich mit ihnen in den Wald. Den Wagen klaubte er von hüben und drüben zusammen; einer gab Räder, der andere eine Deichsel, der dritte eine Achse, und so flickte er ihn zusammen. Kurz und gut: er war so, wie er war. Aber er wagte nicht mehr als zwei Baumstämme aufzuladen; denn er traute den Öchschen noch weniger zu. Aber die waren Taltosche, und als er sie antreiben wollte, begann das eine zu sprechen:

„Was fällt Euch ein, Herr, nur diese zwei Baumstämme aufzuladen? Bepackt den Wagen nur tüchtig, dass er kracht; denn wir schämen uns, mit zwei Baumstämmen ins Dorf zu fahren."

Der arme Mann schüttelte nur den Kopf; aber er entschloss sich und bepackte den Wagen tüchtig, so viel nur Platz darauf hatte.

Wie sie aus dem Wald kamen, begegneten sie dem Grafen und dem Amtmann. Die fielen fast auf den Rücken, wie sie sahen, dass diese zwei kleinwinzigen Ochsen einen so grossen Wagen Holz zogen. Fragte der Graf: „Für wieviel giebst du mir die zwei Ochsen, du armer Mann?"

„Sie sind nicht verkäuflich, hochgeborener Herr Graf," antwortete der arme Mann.

Da ward der Graf zornig und sagte dem armen Mann, dass, wenn er nicht in einem Tag den Hereczwald umackere und dort säe und egge, ihm seine Ochsen genommen würden.

Ach, grämte sich da der arme Mann! Was konnte er machen?

„Grämt Euch kein bischen, mein Herr," beginnt das eine Pfefferkorn-Öchschen zu sprechen, „verschafft uns nur Pfluggeräte; das weitere sei unsere Sache."

Na, die verschafft ihnen auch der arme Mann. Der eine giebt Karrenräder, der andere einen Pflugbaum, ein dritter

eine Schar, kurze Eisen, lange Eisen, und in einem Nu stellen sie den Pflug zusammen. Sie gehen hinaus in den Hereczwald, und dort sagt der eine Ochse: „Legt Euch nur dort nieder und schlaft, mein Herr; wir werden das weitere schon machen."

Der Herr folgte auch den Worten, legte sich nieder, schlief ein, und wie er erwachte, da war das Feld bereits schön geeggt.

Danach kehrten sie heim, und er liess dem Amtmann bestellen, dass er mit der Arbeit fertig sei. Der Amtmann und der Graf gingen, es in Augenschein zu nehmen; sie gingen den ganzen Platz ab bis ans Ende; ein Haar ist nicht viel, aber nicht einmal soviel Fehler konnten sie an der Saat entdecken.

„Nun, du armer Mann," sagte nun der Graf, „wenn du nicht an einem Tage mein ganzes Futter samt und sonders einbringst, werden dir deine Ochsen genommen. Das lass dir gesagt sein."

Der arme Mann wurde wieder traurig; aber das Pfeffer-Öchschen tröstete ihn wieder.

„Sorgt Euch darum kein bischen, mein Herr! Legt Euch nur in jene Furche und schlaft; das weitere sei unsere Sorge."

Und wirklich brachten sie auch in einem Tage das ungeheuer viele Futter ein. Sie luden das Ganze auf einen Wagen; aber sie luden so hoch auf, dass der arme Mann das oberste gar nicht sehen konnte. Wie sie beim Schloss anlangten, ging der arme Mann hinein zum Grafen und sagte:

„Hochgeborner Herr Graf, bis hierher habe ich das Futter gebracht; aber wenn Ihr das Schloss nicht von seiner Stelle schaffen lasst, so haben wir keinen Platz auf dem Hof."

Kaum hatte das der Graf gehört, so liess er den armen Mann hinauswerfen, dass der fast den Hals brach. Das sahen die Öchschen, zogen eins, zwei, drei den Wagen an, los aufs

Schloss, und das stürzte vom Grund aus zusammen. Den Grafen brachte der Zorn fast um.

„Hör, du armer Mann," sagte der Graf, „wenn du mich nicht mit dem Amtmann zusammen in die Hölle fährst, bleibst du ohne Ochsen und hast noch Schande obendrein. Ich will die Hölle sehen, wie's dort zugeht!"

Ach! Der arme Mann gab sich ganz seinem Jammer hin. Wie konnte er dorthin fahren, wenn er doch noch niemals in die Gegend der Hölle gekommen war. Da begann das eine Öchschen zu sprechen:

„Darum grämt Euch nicht, Herr! Die wünschen sich gerade an den rechten Ort; der passt für alle beide."

Da fuhr der arme Mann mit dem vollgeladenen Wagen vor; der Graf und der Amtmann stiegen auf, und die beiden Öchschen traten die Reise nach der Höllenprovinz an. Gegen Abend kamen sie bei ihrem Spundloch an. Die Pfeffer-Öchschen stürzten auf das Thor los und schlugen es mit den Köpfen ein; dann spazierte der Graf recht vornehm hinein und der Amtmann ihm nach.

„Nun jetzt, Herr, schlagt die Thür schnell zu," rief das eine.

Der arme Mann that das auch, und der Graf konnte niemals auf die Oberwelt zurückkehren und der Amtmann auch nicht. Der arme Mann aber lebt mit den beiden Pfefferkorn-Öchschen glücklich bis heute, wenn er nicht gestorben ist.

---

20. Märchen vom pfauenhaarigen Mädchen.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Einstmals ging der jüngste in den Lustgarten, um zu schlafen. Wie er dort lag, da kam zu ihm ein pfauenhaariges Mädchen. Die

wurde seine Liebste, und dann kam sie etwa dreimal zur Nachtzeit zu ihm.

Da geschah es, dass eine alte Frau dem König nachstellte. Wie die alte Frau nun sah, dass der Königssohn mit dem schönen, pfauenhaarigen Mädchen dort auf dem Beet ruhte, wie sie dann noch diese schönen Haare von ihr sah, da freute sie sich sehr und schnitt ihr eine Handvoll ab.

Als das pfauenhaarige Mädchen erwachte, sagte sie dem Königssohn, dass man ihr jetzt eben um seines Vaters willen ihre schönen Haare abgeschnitten habe. „Nun komme ich nicht mehr zu dir.“ Und damit verschwand sie.

Der Königssohn weinte sehr und ging aus dem Garten. Er sagte seinem Vater, dass er fortgehe zu dem pfauenhaarigen Mädchen; da gab ihm sein Vater einen Diener mit. Dann gingen sie fort.

Als sie wanderten, gelangten sie in ein schwarzes Reich. Dort war eine Herberge. Der Wirt gab dem Diener eine Pfeife, dass er auf ihr blase; dann werde der Königssohn gleich einschlafen; so könne er mit dem pfauenhaarigen Mädchen nicht reden. Das that auch der Diener; er blies auf der Pfeife für den Königssohn. Der Königssohn schlief ein; und nun kam das pfauenhaarige Mädchen hin und sah, dass der Königssohn schlief. Sie ging näher heran zu ihm und weckte ihn; aber er wachte nicht auf, denn er war sehr fest eingeschlafen, als der Diener geblasen hatte. Sie fragte, warum er so fest schlafe, und der Diener sagte, er wisse es nicht. Da sagte das pfauenhaarige Mädchen:

„Wenn ich morgen Mittag um zwölf Uhr hierher komme, und er schläft dann auch, so komme ich nicht mehr.“

Und da blies anderntags der Diener wieder für den Königssohn, und da ist er wieder so fest eingeschlafen. Jetzt merkte nun das pfauenhaarige Mädchen, dass der Diener schuld daran war, dass der Königssohn so verschlafen war,

und darauf erschoss der Königssohn den Diener. Dann sagte er: „Jetzt wandere ich fort, weil ich mit dem pfauenhaarigen Mädchen nicht sprechen konnte," und ging fort.

Wie er ging, kam er an einen See. Dort steckte er sein Bajonett in die Erde, dass er sich das Leben nähme. Und wie er nachsinnt, da steht plötzlich eine alte Frau vor ihm und fragt ihn, warum er sich das Leben nehmen will. Und die alte Frau sagt ihm, dass er sich nicht das Leben nehmen solle, sie werde ihn dorthin bringen, wohin er gehen will. Und dann brachte sie ihn nach einem Haus, dort stritten sich drei Teufelskinder um einen Bundschuh. Der Königssohn sprach zu ihnen: „Entfernt euch auf hundert Schritt; indessen teile ich diesen Bundschuh in drei Teile."

Jene gingen fort, und der Königssohn sprach:

„Hipp, hopp, dort sei ich, wo ich hin möchte!"

Und da war er gleich bei dem pfauenhaarigen Mädchen, und dann nahm der Königssohn sie mit sich und trug sie davon. Auf einmal waren sie dann zu Hause. Dann verheirateten sich auch die beiden Brüder des Königssohns. Aber keiner von ihnen hatte eine so schöne Frau wie der jüngste.

---

21. Der Ahornbaum.

Es war einmal ein König, der hatte drei Töchter. Einmal sagte er ihnen, sie sollten ins Gehölz gehen und Erdbeeren pflücken. Welche zuerst ihren Topf voll habe, die bekomme ein neues Kleid. So machten sie sich zu dritt auf den Weg, und ihrer jede trug einen Topf. Die jüngste machte am hurtigsten, und ihr Topf war zu allererst voll. Jene waren voller Neid, dass sie ihn zuerst gefüllt hatte. Da sagte die älteste zur mittelsten, dass sie den Kopf der jüngsten ab-

suchen wolle, und dann wolle sie ihr den Hals abschneiden. Die mittelste wollte erst nicht darauf eingehen; dann ging sie aber doch darauf ein. Da rief sie dem Kind, dass sie ihm den Kopf absuchen werde, und dann schnitt sie ihm den Kopf ab. Sie machten eine Grube, darin begruben sie es; dann teilten sie die Erdbeeren, füllten die Töpfe ganz damit und gingen heim.

Der König fragte, wo seine jüngste Tochter sei; sie sagten, das wüssten sie nicht, irgendwo im Wald sei sie verschollen, sie hätten sie gesucht, aber nicht gefunden.

Aber dort, wo sie sie eingegraben hatten, wuchs ein schöner Ahornbaum empor. Dahin ging ein Bettler, schnitt ihn ab und machte eine Fiedel daraus. Als er sie dann probierte, tönte sie also:

„Ich war eines Königs Tochter,
Aber jetzt bin ich aus Ahorn
Ein klein Geiglein."

Da ging der Bettler vor des Königs Fenster und geigte dort. Sie hörten ihn und riefen den Bettler hinauf. Wie der König die Geige zur Hand nahm, tönte sie bei ihm also:

„Geige, geige, lieber Vater,
Ich war einst auch deine Tochter,
Aber jetzt bin ich aus Ahorn
Ein klein Geiglein."

Darauf gab er sie seiner mittelsten Tochter, und bei ihr tönte sie also:

„Geige, geige, liebe Schwester,
Ich war eines Königs Tochter,
Aber jetzt bin ich aus Ahorn
Ein klein Geiglein."

Da gaben sie die Geige der ältesten; aber die wollte sie nicht in die Hand nehmen; schliesslich willigte sie ein, und bei ihr tönte sie also:

„Geige, geige, du mein Mörder,
Ich war eines Königs Tochter,
Aber jetzt bin ich aus Ahorn
Ein klein Geiglein."

Da erschrak das Mädchen sehr, und in ihrem Schrecken liess sie die Geige fallen. Die Geige stiess an das Tischbein; dort zerbrach sie. Wie sie zerbrach, siehe, da sprang die Königstochter aus ihr hervor. Nun war grosse Freude beim König; er umarmte und küsste seine liebe Tochter, und dem Bettler gab er eine gute Handvoll Goldstücke. Dann nagelten sie ein Fass aus; da hinein steckten sie die älteste Tochter, legten es oben auf einen Berg und liessen es von dort hinabrollen; so ist sie gestorben.

---

22. Zu Eurem Wohlsein.[1])

Es war einmal, der Himmel weiss wo, irgendwo war einmal ein König. Das war ein so mächtiger König, dass, wenn er nieste, das Volk im ganzen Lande dazu sagen musste: „Zu Eurem Wohlsein!" Manchmal, wenn er den Schnupfen hatte, konnte man im Lande auch gar kein anderes Wort hören, als: „Zu Eurem Wohlsein!" Jeder Mensch sagte das, nur der sternenäugige Schäfer wollte es nie sagen.

Das erfuhr der König, da war er sehr erzürnt und liess den Schäfer zu sich rufen.

---

[1]) Die Übersetzung ist der Ungarischen Revue 1885 V. Jahrg. S. 450 entnommen.

Der Schäfer geht hin und bleibt vor dem König stehen, der doch auf einem Throne sass, überaus mächtig war und schrecklich zornig dazu. Aber wie mächtig und wie zornig der König auch war, der sternenäugige Schäfer fürchtete sich doch nicht vor ihm.

„Sage augenblicklich: Zu meinem Wohlsein!“ fuhr ihn der König an.

„Zu meinem Wohlsein!“ sagte der Schäfer zur Antwort.

„Zu meinem, zu meinem, du Lump, du Landstreicher!“ lärmte der König.

„Zu meinem, zu meinem, Eure Majestät!“ antwortete jener.

„Aber zu meinem, zu meinem eigenen,“ brüllte der König und schlug sich wütend auf die Brust.

„Nun, zu meinem, freilich, zu meinem eigenen!“ sagte der Schäfer wieder und schlug sich dabei sanft auf die Brust.

Da wusste der König vor Wut schon nicht, was er thun solle; aber da mischte sich der Hoppmeister hinein.

„Wirst du jetzt gleich sagen, wirst du augenblicklich sagen: zu Eurem Wohlsein, Majestät! — denn wenn du es nicht sagst, bist du ein Kind des Todes.“

„Ich werde es nicht eher sagen, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme,“ antwortete der Schäfer.

Die Prinzessin war auch im Zimmer anwesend; sie sass auf einem kleinen Throne neben ihrem königlichen Vater und war so wunderschön, ganz wie eine goldene Taube; nun, aber wie wunderschön sie auch immerhin war, so musste sie doch lachen bei den Reden des Schäfers; denn der sternenäugige Schäfer hatte ihr gefallen, er hatte ihr besser gefallen als irgend ein Königssohn.

Der König aber befahl, den Schäfer augenblicklich in den Zwinger des weissen Bären zu werfen.

Die Trabanten führten ihn auch weg und warfen ihn in den Zwinger des weissen Bären, dem sie zwei Tage lang nichts

zu essen gegeben, damit er um so blutgieriger werde. Kaum hatten sie die Thüre zugemacht, so stürzte der Bär gleich auf den Schäfer los, um ihn zu zerreissen und aufzufressen; doch wie er sein Sternenauge gesehen, erschrak er so sehr, dass er beinahe sich selbst aufgefressen hätte, hockte sich in dem entferntesten Winkel nieder und sah ihn von dort an, getraute sich aber nicht, ihm etwas zu thun, da er doch so hungrig war; er leckte nur an seinen Tatzen vor grossem Hunger. Der Schäfer aber wandte kein Auge von ihm, und um sich wach zu erhalten, machte er Lieder, weil er wusste, dass ihn der Bär augenblicklich zerreissen würde, wenn er einschlafen sollte.

Aber er schlief nicht ein.

Am Morgen kommt der Hoppmeister, um nach den Knochen des Schäfers zu sehen, und da sieht er, dass diesem nicht das geringste fehlt. Er führte ihn hinauf zum König, der in fürchterlichen Zorn geriet und sagte: „Nun, jetzt warst du dem Tode nahe, wirst du jetzt schon sagen: zu meinem Wohlsein?“

Aber der Schäfer sagte nur: „Ich fürchte mich nicht einmal vor zehn Toden! ich werde es erst dann sagen, wenn ich die Prinzessin zum Weibe bekomme.“

„So gehe also in die zehn Tode!“

Und der König befahl, ihn in den Zwinger der Riesenstachelschweine zu werfen. Die Trabanten warfen ihn auch hinein und gaben den borstigen Stachelschweinen eine Woche lang nichts zu essen, damit sie um so wilder würden. Wie aber die Schweine auf ihn losrennen, um ihn in Stücke zu reissen, nahm der Schäfer eine kleine Flöte aus dem Ärmel seines Szür,[1]) die am Tage des heiligen Wendelin geschnitzt worden, und begann darauf das Lied des heiligen Wendelin zu blasen, worauf die Stachelschweine scheu zurücktraten, dann

[1]) ungarisches Kleidungsstück, eine Art Mantel.

aber sich die Tatzen gaben und zu Tanze sprangen. Der Schäfer hätte für sein Leben gern gelacht, wie er diese Tiere ohne Schnauzen so tanzen sah, aber er traute sich nicht, das Flötenblasen zu unterbrechen, weil er wusste, dass sie dann augenblicklich auf ihn losstürzen und ihn auffressen würden; denn für diese konnte er lange seine Sternenaugen haben, — zehn Schweinen konnte er nicht zu gleicher Zeit in die Augen sehen; deshalb blies er nur immer das Wendelinslied; erst langsam, so dass die Stachelschweine einen „Andalgo“ [1]) tanzten, aber dann immer schneller, bis er ihnen zuletzt einen solchen „Frischtanz“ [1]) aufspielte, dass sie die kleinen Verschnörkelungen schon gar nicht mehr zwingen konnten und ganz erschöpft auf einen Haufen fielen. Jetzt erst begann der Schäfer zu lachen, aber da lachte er so stark, dass ihm noch am Morgen, als der Hoppmeister kam, um nachzusehen, ob noch etwas von seinen Knochen übrig geblieben sei, die Thränen über die Backen liefen vom vielen Lachen.

Er führte ihn dann hinauf zum König, der noch mehr in Zorn geriet, dass sogar die Schweine den Schäfer nicht haben zerreissen können, und sagte: „Nun, jetzt warst du den zehn Toden nahe; also sagst du denn schon einmal: zu meinem Wohlsein?“

Aber der Schäfer unterbrach ihn mitten im Wort:

„Ich fürchte mich nicht vor hundert Toden; ich werde es erst dann sagen, wenn ich die Prinzessin zum Weibe bekomme.“

„So gehe also in die hundert Tode!“ schrie der König und befahl, den Schäfer in die Sensengrube zu werfen.

Die Trabanten schleppten ihn denn auch in den finsteren

[1]) Figur im Csardas, der langsam beginnt, um in immer rascherem Tempo, unter vielfachen, der Kunst des Tänzers überlassenen Verschnörkelungen im „Frisch“ zu endigen.

Kerker, in dessen Mitte ein tiefer Brunnen ist, rund herum mit scharfen Sensen besteckt; am Grunde des Brunnens aber brennt ein kleines Licht, dass man sehen könne, wenn jemand hineingeworfen wird, ob er bis auf den Grund hinuntergefallen sei.

Wie sie den Schäfer dorthin schleppten, bat er die Trabanten, sie mögen ein klein wenig hinausgehen, während er in die Sensengrube hinunterschaut; er wolle sich's vielleicht noch überlegen, vielleicht sagt er dem König doch: zu Eurem Wohlsein! Die Trabanten gingen hinaus, er stellte aber seinen Fokos[1]) neben die Grube, hängte seinen Szür daran und setzte seinen Hut auf das Ganze; aber vorher hängte er noch seinen Schnappsack auf, dass auch ein Körper im Szür sei, dann aber schrie er den Trabanten zu, dass er sich's schon überlegt habe und es trotz alledem doch nicht sagen werde. Die Trabanten gingen hinein und stiessen Szür, Hut und Schnappsack in die Grube; sie horchten, wie das von Sense zu Sense fiel, bis es hinunter gelangt war, und sahen ihm nach, wie es das Licht auslöschte; dann gingen sie weg, ganz beruhigt, dass es nun aber schon wirklich aus sei mit dem Schäfer; der aber lachte im dunklen Winkel.

Am anderen Tag kommt der Hoppmeister mit einer Lampe, der fiel aber beinahe zur Erde, so lang er war, als er den Schäfer erblickte. Er führte ihn dann hinauf zum König, der jetzt schon gar in noch viel grössere Wut geriet, aber ihn darum doch fragte:

„Nun, jetzt warst du in hundert Toden, wirst du jetzt schon sagen: zu Eurer Gesundheit?"

Aber der Schäfer sagte nur so viel:

„Ich sage es nicht eher, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme!"

[1]) Fokos, eine Art Waffe, die noch jetzt getragen wird. Sie besteht aus einem gewöhnlichen Stock, dessen Griff ein Beil en miniature ist.

„Vielleicht wirst du es auch billiger geben," sagte der König, als er sah, dass er den Schäfer auf keine Weise aus dem Wege räumen könne, und befahl, die königliche Kutsche anzuspannen; dann liess er ihn sich an seine Seite setzen und befahl, in den silbernen Wald hinauszufahren; dort aber sagte er zu ihm: „Siehst du diesen silbernen Wald? wenn du mir sagst: zu Eurem Wohlsein! gebe ich ihn dir."

Da wurde es dem Schäfer bald kalt, bald heiss, aber darum sagte er doch:

„Ich sage es nicht eher, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme!"

Der König aber ward gar betrübt; er liess weiter fahren, und sie kamen zum goldenen Schlosse; dort aber sagte er:

„Siehst du dieses goldene Schloss? auch das will ich dir geben, den silbernen Wald und das goldene Schloss, sage mir nur das eine: zu Eurem Wohlsein!"

Aber der Schäfer, ob er auch staunte und gaffte, sagte doch nur:

„Nein, ich sage es nicht eher, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme!"

Da gab sich der König einer grossen Trauer hin, er liess weiter fahren bis zum diamantenen Teich, und dort sagte er:

„Siehst du diesen diamantenen Teich? auch den will ich dir geben, den silbernen Wald, das goldene Schloss, den diamantenen Teich — alles, alles sollst du haben, sage mir nur das eine: zu Eurem Wohlsein!"

Da musste der Schäfer aber schon seine Sternenaugen schliessen, um nichts zu sehen, — aber er sagte doch: „Nein, ich sage es nicht eher, bis ich die Prinzessin zum Weibe bekomme!"

Da sah der König schon, dass er nicht anders mit ihm fertig werden könne; er ergab sich also.

„Nun, mir ist es alles eins, ich gebe dir also meine Tochter

zur Frau, aber dann musst du mir auch wirklich und wahrhaftig sagen: zu Eurem Wohlsein!"

„Freilich werde ich es sagen; wie sollt ich's denn nicht sagen; das ist ja natürlich, dass ich es dann sagen werde!"

Darob freute sich der König sehr; er liess verkündigen, dass sich das Volk im ganzen Lande freuen solle, denn die Prinzessin werde heiraten. Das Volk im ganzen Lande freute sich aber auch, dass die Prinzessin, die so vielen Prinzen einen Korb gegeben, sich doch in den sternenäugigen Schäfer verliebt habe.

Dann wurde eine solche Hochzeit gehalten, dass ein jeder im ganzen Lande ass und trank und tanzte, selbst die Totkranken und sogar die Kinder, die an diesem Tage geboren wurden.

Die grösste Lustigkeit war aber im Hause des Königs; hier spielten die besten Zigeuner auf, die besten Speisen wurden hier gekocht, ein Meer von Menschen sass an den Tischen, die gute Laune hob das Hausdach in die Höhe; doch wie der Brautführer den Schweinskopf mit Kren heraufbringt und mit gehörigem Anstand sagt:

„Die Suppe ist nun alle, das Krenfleisch bring ich euch,
Das riecht so gar gewaltig, dass wir uns küssen gleich —"

und der König die Schüssel vor sich nahm, um jedem seinen Teil vorzulegen, da musste er auf einmal entsetzlich niesen von dem starken Kren.

„Zu Eurem Wohlsein!" rief der Schäfer zu allererst, und der König freute sich darüber so sehr, dass er vor Freude augenblicklich mausetot war.

Da wurde der sternenäugige Schäfer König. Es wurde ein sehr guter König aus ihm, er hat seinem Volke nie auch nur die Last auferlegt, ihm gegen seinen Willen Gutes zu wünschen; und doch wünschte ihm ein jeder Gutes, auch ohne

jeden Befehl; denn er war ein sehr guter König, und so hatte ihn alles Volk denn sehr lieb.

---

23. Der närrische Bursche.

Es war einmal, ich weiss nicht wo, noch siebenmal sieben Königreiche weit von hier, auf der eingefallenen Seite eines ausgefallenen Ofens ein grosser Eichbaum. Im Wipfel dieses Eichbaums sind siebenundsiebzig Krähen, in seinem unteren Ende aber siebenundsiebzig Wasserratten. Wer meiner Geschichte nicht zuhört, dem sollen die siebenundsiebzig Wasserratten die Leber ausreissen, wer ihr aber zuhört, dem sollen die siebenundsiebzig Krähen die Augen aushacken.

Es war einmal ein armer Mann. Nach seinem Tode hinterliess er seinen drei Söhnen einen Stier. Die Söhne kamen überein, dass jeder von ihnen dreien eine Scheune baue, und in wessen Scheune der Stier hineinlaufe, dem gehöre er. Na, sie bauen also; die beiden ältesten eine so ausgezierte, dass der Pfarrer sogar darin hätte wohnen können, der dritte — ein bischen närrisch war der — flocht eine aus armseligen Birkenreisern. Dann liessen sie den Stier los, und der lief geradewegs in die Reisigscheune.

Die beiden älteren Burschen ärgerten sich ein gut Teil, aber sie hatten es so gewollt, sie mussten den Stier dem Narren überlassen. Der wirft ihm ohne Zögern einen Strick um den Kopf, und an dem führt er ihn zu Markte. Wie er auf der Landstrasse geht, erhebt sich ein grosser Sturm, und ein grosser, krummer Weidenbaum beginnt zu knarren wie ein csiker [1]) Karren. Hm! denkt der närrische Bursch bei sich, der will gewiss den Stier kaufen! Er ruft hinüber zum Weidenbaum:

[1]) Csik, Stadt in Ungarn.

„Was giebst du dafür, he?“

Der Weidenbaum knarrte nur, knarrte nur. „Aha!“ dachte der Bursche bei sich, „ich sehe, der will es so haben, dass ich seine beiden Hörner abschlage!“ Er machte sich daran, und schlug dem Stier in einem Augenblick alle beiden Hörner ab. Aber der Weidenbaum knarrte nur weiter. „Nun, hast du jetzt kein Geld? Schadet nichts, ist eher besser so! Ich werde in der nächsten Woche kommen.“

Damit band er den Stier an den Weidenbaum und machte sich auf den Heimweg.

Fragten ihn seine Brüder:

„Nun, Narr, hast du den Stier verkauft?“

„Das will ich meinen,“ antwortete der närrische Bursche.

„An wen hast du ihn verkauft, du Narr? Ich kann mir denken, dass man dich ordentlich betrogen hat,“ neckte ihn sein ältester Bruder.

„Keineswegs! Der ist gut versorgt! Ich verkaufte ihn für vierzig Gulden einem krummen Weidenbaum!“

„Nun, und wo ist das Geld?“

„Er wird es mir in der nächsten Woche geben, wenn ich dort vorbeikomme.“

Die beiden Burschen fingen laut zu lachen an.

„Na, du Allerweltsnarr! Das hast du wirklich schön verkauft! Das wirst du am Nimmermehrstage bekommen.“

Der närrische Bursche hörte nicht auf seine Brüder. Er ging in der anderen Woche zum Weidenbaum hinaus und verlangte das Geld; der aber sagte nicht einmal: Onkel Michel.

„So!“ sagt der Bursche, „ist das ehrenhaft?“ Nimmt das Beil und zieht dem Weidenbaum tüchtig eins über, und der fällt mit den Wurzeln aus der Erde. Er besieht die Stelle, und siehe, ein riesengrosser Topf mit Geld liegt unter ihm. Spricht der Bursche zum Weidenbaum:

„Nun höre, davon nehme ich, was du mir schuldest; das andere aber werde ich auf Zins austhun.“

So wie er da war, hob er den Topf heraus, hängte ihn an den Axtgriff, nahm ihn über die Schulter und blieb nicht stehen, bis er zu Hause war. Er kommt an; die anderen beiden Burschen sehen den Haufen Geld, stecken die Köpfe zusammen, dass sie das Geld besser brauchen könnten als dieser Narr.

„Wir wollen ihn nachts umbringen,“ flüsterte der eine.

„Dann wollen wir ihn ins Wasser werfen,“ flüsterte der andere.

Aber der närrische Bursche hatte gute Ohren und hörte, was seine Brüder vorhatten. Er entfloh nachts aus dem Hause, und frühmorgens ging er schnurstracks zum König, sie anzuklagen.

Dieser König hatte eine Tochter, die noch keine Menschenseele je zum Lachen bringen konnte, so sehr überliess sie sich der Trauer. Als der närrische Bursche seine Klage vorbrachte, schüttelte sie sich so vor Lachen, dass alles im Umkreis des Hauses dröhnte.

Da sagte der König: „Nun Bursche! ich habe gelobt, dass ich demjenigen meine Tochter gebe, der sie zum Lachen bringt; ich nehme mein Wort nicht zurück. Ich gebe dir meine Tochter und die Hälfte meines Königreiches; deine Brüder aber werde ich hängen lassen.“

„Erlauchter König! Lass die Armen nicht hängen; sie werden als Knechte auf dem Hofe gut thun.“

„Gut,“ sagte der König, „dein Wunsch sei gewährt.“ Dann hielten sie ein grosses Fest, aber ein so grosses, dass sieben Tage und sieben Nächte selbst die Pferde Wein tranken. Dann setzte sich das Liebespaar in eine Eierschale

und schwamm den Küküllö herunter; wenn sie landen, sollt ihr ihre Gäste sein.

---

24. Der Zigeuner im Himmel und in der Hölle.

Es war einmal, ich weiss nicht wo, noch jenseit des Operenzmeeres, da war ein Zigeuner auf der Welt und zwei arme Männer. Einstmals gingen die zu dritt in den Wald, Holz zu fällen. Sie hackten und hackten, da auf einmal begann einer von ihnen:

„Was würden wir uns jetzt wohl wünschen, wenn Gott jedem von uns seinen Wunsch erfüllen würde?“

„Ich,“ sagte der eine arme Mann, „würde mir wünschen, dass, wenn ich heimkomme, dort auf meinem Tisch eine Schüssel Bratwürste sei und ein Weissbrot,“

„Und ich,“ sagte der andere, „ich würde mir wünschen, dass eine Schüssel Quarkkuchen auf meinem Tisch sei.“

Der Zigeuner dachte, dass er sich doch vergebens irgendwas wünschte, es werde doch nicht in Erfüllung gehen, wollte drum ein bischen spassen:

„Und ich würde mir wünschen, dass — meine Frau ist gerade guter Hoffnung — sie zwölf Zigeunerjungen habe, wenn ich heimkomme.“

Nun, dabei blieb's.

Abends, wie sie das Holz heimtragen, tritt der eine arme Mann in sein Haus, da findet er dort die Schüssel Bratwürste und das Weissbrot; geht auch der zweite hinein, und da ist die Schüssel mit Quarkkuchen; geht auch der Zigeuner nach Hause, findet er dort gerade die Wehemutter, will er das Holz in einem Winkel niederlegen, schreit die Wehemutter: „Legt's dort nicht hin, da ist ein Kind“; will er's in die andere Ecke

thun: „Auch dort legt's nicht hin; da ist auch ein Kind", will er's in den Ofenwinkel legen: „Dort legt's erst recht nicht hin, denn da sind zwei Kinder", will's hierhin legen, will's dorthin legen, überall, das ganze Haus ist voll mit Kindern, nirgends kann er es ablegen; schliesslich wird der Zigeuner zornig:

„Zum Donnerwetter, wieviel Kinder sind denn hier?"

„Traun, es sind," antwortete die Wehemutter, „gerade rund zwölf."

Da erschrak der Zigeuner.

„Na, damit ich nicht der dreizehnte in einem Hause bin — denn das ist eine unglückliche Zahl! — gehe ich lieber fort in die Hölle als Kaminheizer."

Kaum hatte er das gesagt, so erschien dort gleich ein hinkender Teufel, packte ihn beim Kragen, trug ihn fort in die Hölle als Kaminheizer.

Die zwölf Zigeunerjungen wuchsen, wuchsen heran, so dass sie sämmtlich das Jünglingsalter erreicht hatten. Einstmals fragte der jüngste seine Mutter:

„Meine liebe Mutter, hatten wir denn niemals einen lieben Vater? Wenn wir einen hatten, was ist aus ihm geworden, dass ich niemals etwas von ihm gehört habe?"

„Gewiss hattet ihr einen, mein Sohn; aber als ihr geboren waret, sagte er, dass die dreizehn eine unglückliche Zahl sei, er werde nicht der dreizehnte unter einem Dach sein, ging fort von Hause. Seitdem hat ihn niemand gesehen."

„Nun, wenn's so steht, liebe Mutter, werde ich ihn schon suchen; ich bringe ihn heim."

Damit zog der Zigeunerbursche in die Welt hinaus, seinen Vater zu suchen. Er suchte ihn, suchte ihn. Das ganze Erdenrund hatte er schon umwandert nach ihm; aber er hatte ihn nicht aufgefunden.

Wie er ihn so in einem Wald suchte, traf er eine grosse

Pappel, deren Spitze in den Himmel ragte, deren Wurzel in die Hölle reichte. „Na," dachte er bei sich, „wenn mein Vater nirgends auf der Erde ist, muss er im Himmel sein; ich gehe hinauf; wenigstens schaue ich mich da auch ein bischen um."

Damit nahm er seine Axt und begann, sich Stufen in den Baum zu hauen. Immer höher, immer höher hieb er die Stufen vor sich; schliesslich langte er oben im Himmel an.

Wie er oben anlangte, um sich schaute, sah er die Unzahl Seelen vor dem Himmelsthor herumstehen; aber das war ihm alles eins; er stiess sie rechts und links beiseite, ging hin zum Thor, pochte an.

„Wer ist dort?" fragte St. Peter von innen.

„Ich bin's, der zwölfte Sohn vom Zigeuner Sigmund."

„Jetzt kann ich dich nicht einlassen; warte!"

„Ich warte ganz und gar nicht; das ist nicht meine Sache. Einlassen soll man mich; ich suche doch meinen Vater."

„Aber mein Sohn, ich kann dich jetzt nicht einlassen. Gott ist nicht zu Hause; wenn er heimkommt, sprich mit ihm."

Der Zigeuner sah, dass es so überhaupt nicht ginge; da entschloss er sich, schleuderte seine Mütze über das Thor.

„Ach, heiliger Herr Peter, der Wind hat meine Mütze hineingeweht; gebt sie mir heraus!"

„Ich würde sie dir schon hinausgeben, mein Sohn; aber sie ist weit fortgerollt, ich sehe sie nicht; bis ich ihr nachginge, bis ich sie suchte, würden all die verfluchten Seelen durch das Hundeloch unter dem Thore hereinkriechen."

„Na, lasst mich doch ein, ich werde sie schon suchen!"

„Ach, mein Sohn, aber wenn es doch nicht geht; ich habe es dir ja schon gesagt."

„Das ist wirklich gut! Ich werde mich schon bei Gott

beklagen, wenn er nur schon heimkäme! dass ihr da drin anderer Leute Hab und Gut zurückbehaltet."

Was blieb St. Peter übrig? Er fürchtete, dass Gott ihn schelten werde; also liess er den Zigeuner ein; aber er liess sich das Versprechen von ihm geben, dass er zurückkomme, sobald er die Mütze gefunden habe. Der versprach es auch, aber er dachte garnicht daran, dass er es halten werde; das war ihm alles ganz gleich, wenn er nur erst drinnen war. Er suchte seine Mütze, drückte sie aufs Haupt, dann machte er sich auf, seinen Vater zu suchen und sich ein bischen umzuschauen. Wie er so herumlungerte, kam er einmal an einen Hügel, auf dessen höchster Höhe ein grosser Strohlehnstuhl stand und um ihn herum viele Fussschemel. Der grosse Lehnstuhl war Gottes Sitz, von dem aus er die ganze Welt sehen konnte, Himmel, Erde, Meere; auf den Fussschemeln pflegten die Engel zu sitzen. Der Zigeuner machte sich auf zum Hügel; wie er bei Gottes Sitz anlangte, da fragte er nichts, hörte auf nichts, setzte sich hinein, begann zu staunen, wie weit man von da sehen konnte. Wie er so schaute, fiel ihm seines Vaters Hütte ins Auge. Gleich sah er schärfer hin, ob er wohl seine Mutter sehen könne; plötzlich merkte er, dass der Nachbar Zigeuner gerade jetzt seiner Mutter einziges mit Not und Mühe gestohlenes Ferkel stehlen will. „Na wart du nur", dachte er bei sich, „ich werde dir einen schönen Schreck einjagen!" Nahm einen Fussschemel, warf den nach ihm, aber der gelangte nicht einmal in dessen Nähe; nahm einen zweiten, auch der erreichte ihn nicht, so danach den dritten, den vierten, fünften ... begann nur so drauf los zu schleudern mit den kleinen Schemeln. Wie er im besten Schleudern war, kam Gott selbst nach Hause.

„Aber was schleuderst du denn hier, du Galgenstrick?"

„Wie sollte ich nicht schleudern, mein erhabener Herr, wenn ich sehe, dass unser Nachbar stehlen will und unter-

dessen auch schon meiner lieben Mutter Ferkel gestohlen hat. Ich wollte ihn damit in die Seite treffen; aber ich konnte nicht."

„Ach je," erwiderte Gott, „wenn ich jedem Menschen, der ein Ferkel stiehlt, einen Schemel nachwerfen wollte, so könnten mich alle Schreiner der Welt nicht mit Schemeln versorgen. Drum sage ich dir: pack dich aus dem Himmelreich, weil ich dich sonst hinausjagen lasse."

Erschrak der Zigeuner, drückte sich, als ob er nicht dort gewesen wäre. Als er draussen war vor der Himmelspforte, begann er nachzusinnen, wo sein Vater wohl sein könnte, wenn er nicht auf Erden, nicht im Himmel war? „Dann ist er gewiss in der Hölle; die Teufel haben ihn fortgetragen," dachte er bei sich, „aber mich werden sie nicht hinters Licht führen, ich gehe auch dorthin, ich werde sie schon lehren!"

Damit machte er sich auf den Weg und stand nicht still, bis er an die Grenze der Hölle gelangt war.

Wie er dort ging, herumspazierte, traf er ein Regiment Soldaten.

„Wohin gehst du, Zigeuner?" fragten ihn die Soldaten.

„Ich gehe in die Hölle; ich suche meinen Vater."

„Da gehst du aber ganz umsonst hin; wir sind auch dort gewesen, weil die Teufel unseres Königs einzige Tochter gestohlen haben, die wollten wir zurückholen; aber die haben sie uns natürlich nicht gegeben, obgleich unser König dem, der sie zurückbringt, die Tochter mitsamt der Hälfte seines Königreiches versprochen hat. Drum ist's besser, wenn du garnicht erst weiter gehst, sondern umkehrst."

„Traun, ich werde nicht umkehren, wenn ich schon bis hierher gekommen bin," antwortete der Zigeunerbursche und schritt seine Strasse fürbass. Plötzlich kam er zum Höllenthor. Er pochte an:

„Ist der Pluto zu Hause?"

„Nein."

„Na, so gebt meinen Vater heraus; ich weiss, dass er hier ist.“

„Wir geben ihn keineswegs; so dumm sind wir noch nicht.“

„Nun gut; ihr würdet ihn schon herausgeben, weiss Gott, wenn ihr dazu gezwungen würdet.“

Die Teufel lachten nur; der Zigeuner fragte nicht weiter, hörte auf kein Wort mehr, sondern nahm einen Spaten, begann den Platz vor dem Höllenthor abzuschreiten, vorwärts und rückwärts, mit dem Spaten die Grenzen abzumessen nach Länge und Breite. Ein Teufel sah das und ging zu ihm hin:

„Was machst du, Zigeunerbursche?“

„Nun, ich baue hier nur eine Kirche, damit ihr weder heraus noch hinein in die Hölle gehen könnt, bis ihr mir meinen Vater herausgebt.“

Der Teufel erschrak darüber, lief gleich hinein und brachte den alten Zigeuner heraus.

„Na, hier ist dein Vater; nun kannst du deiner Wege gehen.“

„Hoho! So weit sind wir noch lange nicht; nicht einen Schritt gehe ich fort, bis ihr auch die Königstochter herausgebt.“

„Ach Zigeuner, nur das verlange nicht; lieber geben wir dir Gold, Silber, so viel du tragen kannst.“

„Ich brauche weder euer Gold noch euer Silber, nur die Königstochter.“

„Ach, warte doch nur, bis Pluto nach Hause kommt.“

„Ich warte auch keinen Augenblick mehr. Gebt ihr sie, gebt ihr sie nicht? Auf der Stelle baue ich hier ein solches Muttergotteshaus, dass Pluto selbst aus der Hölle ausgeschlossen wird.“

Da erschraken die Teufel sehr, gaben die Prinzessin heraus; zu dritt machten sie sich dann auf den Weg zur Oberwelt.

Kommt Pluto heim zur Hölle, merkt gleich, dass was fehlt.

„Wo ist denn die Prinzessin?“

„Die haben wir einem Zigeuner übergeben; denn er sagte, wenn wir sie nicht gäben, würde er eine Kirche vor das Thor bauen, dass wir nicht aus noch ein gehen könnten.“

„O ihr Dummköpfe,“ sagt Pluto, „er konnte ja die Kirche garnicht bauen; er hatte ja nichts dazu da. Auf, gleich ihm nach, mein Läufer! Hole sie von ihm zurück!“

Der Läufer machte sich auf den Weg, erreichte auch bald den Zigeuner.

„Hoho, Zigeuner, gieb die Prinzessin zurück!“

„Ich gebe sie nicht solch einem Burschen, wie du bist. Ich messe mich mit dir in allem, was du nur willst.“

„Na, dann wollen wir wettlaufen,“ antwortete der Teufel.

Der Zigeuner sah, dass dort im Gebüsch ein Hase lag.

„Ach, armer Teufel,“ sagte er sehr stolz, „mit solch einem Burschen, wie du bist, laufe ich nicht selbst, da schicke ich nur meinen jüngern Bruder. Mach, rufe ihn; er hält dort im Gebüsch sein Mittagsschläfchen.“

Der Teufel ging zum Gebüsch hin; der Hase schrak auf, begann zu laufen; aber jener konnte ihm nicht auf der Spur bleiben. Da war er überzeugt, dass der Zigeuner ein anderer Kerl wäre als er, wagte auch nicht mehr, die Königstochter zu begehren, kehrte sehr beschämt in die Hölle zurück.

„Nun, wo ist die Prinzessin?“ fragt ihn Pluto.

„Die ist dort geblieben; denn so und so ist's mir ergangen.“ Hier erzählte er, wie es ihm ergangen war.

„O du Dummkopf, das war ja garnicht der Bruder, sondern ein Hase; der Zigeuner hätte garnicht so laufen können. Mach dich auf, ihm nach, du mein Sohn Keulenschwinger! Hole die Prinzessin von ihm zurück!“

Der Keulenschwinger machte sich auf den Weg und erreichte sie geschwind.

„Hoho, Zigeuner, gieb die Prinzessin zurück!“

„Solch einem Burschen, wie du bist, gebe ich sie nicht. Ich messe mich mit dir in allem, was du nur willst.“

„So wollen wir sehen, wer diese zwei Zentner schwere Keule höher schleudern kann.“

„Na schleudere zuerst.“

Der Teufel schleuderte sie so hoch, dass man sie kaum sah. Wie sie herunterfiel, fasste der Zigeuner den Griff an und begann zu schreien: „Bruder! Bruder!“

„Wen rufst du denn?“ fragt der Teufel.

„Nur meinen Bruder, der ist Schmied in der anderen Welt; ich werfe ihm die Keule hinauf; er kann das viele gute Eisen gebrauchen.“

„Ach, wirf lieber nicht; die Prinzessin bleibe dein, nur lass mir meine Keule nicht verloren gehen!“

Der kehrte auch ohne Prinzessin in die Hölle zurück. Auch ihn fragt Pluto:

„Nun, wo ist die Prinzessin?“

„Ich konnte sie nicht bringen; denn so und so ist mir's mit dem Zigeuner ergangen.“

„O du Dummkopf, er hätte deine Keule ja garnicht bewegen können. Mach du dich auf, ihm nach, mein Sohn Peitschenknaller, hole sie zurück von ihm!“

Der Teufel Peitschenknaller setzte ihm nach, erreichte ihn auch.

„Hoho, Zigeuner, gieb die Prinzessin zurück!“

„Auch einem besseren Burschen als du nicht! Ich stelle mich dir zu einem Wettspiel.“

„Kannst du mit dieser Peitsche besser knallen als ich?“

„Knalle nur, lass mich sehen, was du kannst.“

Der Teufel knallte wie eine Kanone.

„Na Zigeuner, knalle du das Gegenstück dazu.“

Der Zigeuner sprach nichts, sondern nahm drei Fassreifen,

umwand erst schön behutsam den Kopf der Prinzessin, dann den seines Vaters, zuletzt seinen eigenen.

„Aber was machst du da?“ fragte ihn der Teufel.

„Ich lege nur Reifen um unsere Köpfe, weil ich gleich so stark knallen werde, dass demjenigen der Kopf zerspringt, der keinen Reifen um hat.“

„Na, dann leg mir auch einen um.“

Der Zigeuner begann des Teufels Kopf zu umwinden, aber so fest, dass der Teufel sich schliesslich aufs Bitten verlegte:

„Ach schnür nur nicht noch mehr! lieber mag die Prinzessin dein sein.“

Darauf lockerte der Zigeuner den Reifen; der Teufel ging sehr beschämt zurück.

„Nun, wo ist das Fräulein?“ fragt Pluto auch den.

„Die konnte ich wirklich nicht zurückbringen; denn so und so ist mir's mit dem Fassreifen gegangen.“

„O du Dummkopf, der Zigeuner hätte ja gar keine Spur knallen können. Auf, ihm nach, du mein Kutscher; bring sie endlich mal zurück!“

Plutos Kutscher machte sich mit einer Eisengabel auf den Weg, erreichte auch den Zigeuner.

„Hoho, Zigeuner, gieb die Prinzessin zurück; denn ich steche dich gleich tot.“

„Ich fürchte mich nicht davor,“ antwortete der Zigeuner; „aber so auf ebener Erde ist das keine grosse Kunst, zu kämpfen. Wenn du ein rechter Bursche bist, so stell dich an die innere Seite der Hecke; ich werde mich draussen hinstellen; dann wollen wir sehen, wer durch die Hecke den anderen besser spiessen kann.“

Der Teufel hatte eine zweizinkige Eisengabel, der Zigeuner hingegen einen Spiess.

Damit fingen sie an, durch die Hecke zu stochern; aber natürlich konnte der Teufel mit seiner zweizinkigen Eisengabel

niemals durchstechen, weil sie immer im Gebüsch hängen blieb; der Zigeuner mit dem Spiess zerstach den Teufel so die Kreuz und Quer, dass es ihm schliesslich zu viel wurde; er nahm Reissaus, galoppierte in die Hölle zurück.

„Nun, du auch hast die Prinzessin nicht zurückgebracht?“ fragte ihn Pluto.

„Es war nicht möglich; denn so und so ist mir's ergangen; der Zigeuner hat mich tüchtig zerstochen.“

„Geschieht dir recht, Dummkopf; man kann ja mit einer zweizinkigen Gabel garnicht durch eine Hecke stechen. Setze ihm nach, du mein Sohn Schneider, versuche dein Glück bei ihm.“

Der Teufelsschneider machte sich auf die Beine und erreichte den Zigeuner bei einem kleinen Haus.

„Hoho, Zigeuner, wenn du die Königstochter haben willst, so stell dich mir zu einem Wettkampf!“

„Gern,“ antwortete der Zigeuner; „na, was ist dein Handwerk?“

„Meins ist das Nähen. Versuchen wir, wer besser nähen kann! Komm, wir wollen in dies kleine Haus gehen, einen Vers nähen.“

Sie gingen hinein, machten sich ans Nähen. Der Teufel hatte, um nicht so oft einfädeln zu müssen, einen so langen Zwirnsfaden eingefädelt, dass er bei jedem Stich zum Fenster hinausspringen musste; der Zigeuner jedoch stichelte so geschwind mit dem kurzen Zwirnsfaden, dass der Teufel kaum zehn bis zwanzig Stiche gemacht hatte, als er schon fertig war. So konnte also auch dieser Teufel die Königstochter nicht gewinnen; mit leeren Händen schlich er heim.

„Na, du kommst auch ohne Prinzessin zurück?“ fragt ihn Pluto.

„So ist's; kann doch der Zigeuner sehr gut nähen; ich hatte einen so langen Faden eingefädelt, dass ich bei jedem

Stich aus dem Fenster springen musste, er nur einen kurzen, dennoch war er früher fertig."

„O Dummkopf! gerade damit hast du soviel Zeit verloren, während du hinaus- und hereinsprangst. Eil ihm nach, du mein Sohn Schweinehirt; vielleicht kannst du sie ihm wegnehmen."

Drauf los! — der Teufelsschweinehirt sprang ihm nach, erreichte ihn gerade an der Höllengrenze.

„Hoho, Zigeuner, die Prinzessin ist nicht dein!"

„Wessen denn?"

„Dessen, der sich am besten aufs Schweinehüten versteht. Hier ist ein grosser Schweinestall, voll mit Schweinen; wenn du daraus in einer Stunde mehr Schweine treiben kannst als ich, so kannst du die Prinzessin nehmen."

„Mir ist's recht," antwortete der Zigeuner.

„Aber woran erkennen wir, wer welche Schweine herausgetrieben hat?" fragte der Teufel.

„Ich," sagte der Zigeuner, „werde nur die ringelschwänzigen heraustreiben; du treibe die geradschwänzigen heraus!"

Damit war der Teufel auch einverstanden; sie machten sich ans Schweineaustreiben. Der Zigeuner trieb zwanzig bis dreissig hinaus, dann legte er sich hin. Der Teufel hingegen suchte die ganze Stunde die geradschwänzigen Schweine; er störte die Schweine alle auf, alle liefen aus dem Stall. Als die Stunde um war, sagte der Zigeuner zum Teufel:

„Na Teufel, lass uns zählen, was mehr ist, ringelschwänzige oder geradschwänzige?"

Sie fingen zu suchen an; aber traun, sie fanden kein einziges geradschwänziges; wieder war der Zigeuner der Sieger. Der Teufel zog mit langer Nase zur Hölle ab; der Zigeuner aber gelangte mit der Prinzessin aus dem Höllenbereich. Weiter hinaus hatte Pluto keine Macht über sie.

Als sie oben auf dieser Welt angelangt waren, gingen sie

geradewegs zum lieben Vater der Prinzessin. Als der König seine einzige, liebe Tochter erblickte, als er erfuhr, mit wie grosser Mühe, unter welchen Gefahren der Zigeuner sie nur befreien konnte, löste er gleich sein Versprechen, gab ihm die Tochter mitsamt seinem halben Königreich; sie hielten eine grosse Hochzeit, assen, tranken, leben auch jetzt noch, wenn sie nicht gestorben sind.

Der alte Zigeuner aber ging heim zu seinen übrigen elf Zigeunerjungen.

---

25. Aschen-Jörge.

Es war einmal, ich weiss nicht wo, noch jenseits von siebenmal sieben Königreichen, eine arme Frau. Diese arme Frau hatte drei Söhne; der älteste betrieb das Schuster-, der zweite das Schneiderhandwerk, aber mit dem jüngsten war nichts anzufangen; immer lag er in der Asche; drum nannten sie ihn auch Aschen-Jörge.[1])

Die zwei älteren Burschen litten eine Weile, dass sie alles beschafften und ihr jüngerer Bruder nur ass und trank und sich in der Asche herumwälzte. Aber einstmals sagten sie ihrer Mutter, dass das nicht einmal der heilige Geist länger aushalten könnte, sie solle ihr Muttersöhnchen irgendwohin schaffen. Die arme Frau führte ihn auch in die Stadt, gab ihn bei einem Töpfer in die Lehre; aber schon anderntags war Jörge zu Hause und sagte, er wolle sich nicht mit dem Thon beschmieren und aus ihm würde, so lange die Welt steht, nimmermehr ein Töpfer. Dann brachten sie ihn zu einem Gerbermeister, aber auch von hier lief er fort, da er den Gestank nicht leiden mochte. Sie brachten ihn zum Schneider-

[1]) Gyurka.

handwerk; aber das konnte er deswegen nicht ertragen, weil man dabei sitzen muss.

Die arme Frau war schon so verzweifelt, dass sie gar nicht wusste, wo ihr der Kopf stand; die Burschen aber murrten so lange, bis sie wieder etwas versuchte und ihn nach der Stadt leitete. Wie sie gingen, trafen sie einen rotbärtigen Herrn auf der Landstrasse. Der fragte die Frau:

„Wohin wollt Ihr, Muhme, mit diesem Bürschchen?“

„Gnädiger Herr, ich bringe dies arme Bürschchen in einen Dienst, wenn ich ihn irgendwo unterbringen könnte; aber dass ich nur die Wahrheit sage, bisher konnte er in keiner Stelle bleiben, da er ein so fauler Strick ist.“

„Macht nichts,“ sagte der Herr erfreut, „gerade solchen Burschen suche ich. Bei mir wird er keinerlei Arbeit auf Gottes Erde haben, und dennoch gebe ich ihm so viel Lohn, dass er bei einem anderen nicht in zehn Jahren so viel verdienen würde.“

Freute sich die arme Frau, aber Jörg noch mehr, und sagte auch gleich seiner Mutter, dass er zu diesem Herrn in Dienst gehen wolle, wenn er ihn auch gar nicht bezahlte, ihm nur genug zu essen gäbe.

Der Herr schrieb den Vertrag, und als die arme Frau das Kreuz darunter setzte, fragte er sie:

„Na, arme Frau, weisst du, wer ich bin, und wohin ich deinen Sohn führe?“

„O bitte sehr,“ verwahrte sich die Frau schüchtern, „ich frage nicht danach.“

„So wisse, ich bin Durumo, der Höllenkönig, und führe deinen Sohn unter die Teufel.“

Ach, erschrak da die arme Frau! Sie begehrte, dass der Vertrag verbrannt werde, aber Durumo antwortete:

„Da kannst du lange warten!“ Er versprach aber, dass sie nach einem Jahr in die und die Wildnis kommen solle,

dort heisst eine Stelle „Durumos Winkel“, und dort werde er ihr dann ihren Sohn zurückgeben. Die arme Frau fand sich schweren Herzens darein; aber als sie heimging, da kam es ihr erst so recht zum Bewusstsein, in wessen Hände sie ihren Sohn gegeben hatte. Sie klagte ihren älteren Söhnen, wie unselig es ihr ergangen sei, aber die guckten sich nur an und sagten, die alte Frau habe wohl eins über den Durst getrunken oder habe ihren Verstand verloren.

Nun, das Jahr verging, und die arme Frau ging pünktlich zu Durumos Winkel hinaus, wartete, wartete bis zum finsteren Abend; aber Durumo brachte ihren Sohn nicht zurück. Wie sie sich dort abhärmte, kam ein grauer Mann hin. Er fragte sie:

„Warum grämst du dich, arme Frau?“

Da erzählte sie ihm, bei wem sie ihren Sohn in Dienst gegeben, und dass der versprochen hätte, gerade an diesem heutigen Tage ihn zurückzubringen, aber es fiele ihm garnicht ein.

„Na, auf den wartest du umsonst, arme Frau. Du musst selbst hingehen, und ob du ihn dann zurückbekommst?!“

Darauf blies er auf seiner Pfeife, und sogleich stand ein kleines Häschen neben ihm.

„Nun, arme Frau! Dies kleine Häschen führt dich bis zum Höllenthor; dort lassen sie dich schon ein; sag nur, du suchest Durumo. Aber deinen Sohn haben sie inzwischen so umgewandelt, dass nicht einmal du ihn wiedererkennen wirst. Ich gebe dir einen Rosmarinzweig; geh damit unter den Teufeln umher, und vor wem er aufblühen wird, der ist dein Sohn.“

Die arme Frau bedankte sich schön für die Gefälligkeit des grauen Mannes und machte sich auf, dem kleinen Häschen nach.

Drei Tage und drei Nächte gingen sie, dann gelangten sie ans Höllenthor; das Häschen kehrte von hier um, und die arme Frau rief zum Thor hinein.

Eilte ein Teufel heraus und fragte:

„Wen suchst du, arme Frau?“

„Ich suche Seine Majestät Durumo,“ antwortete die arme Frau.

„Na, komm nur herein; er exerziert gerade seine Burschen ein. Wenn er guter Laune ist, stellt er dich sogar zum Kesselheizen an.“

Ging die arme Frau hinein, ging schnurstracks zu Durumo.

„Na, Ihr habt mir meinen Sohn aber gut zurückgebracht, Herr Durumo!“

„Potztausend, das habe ich wahrhaftig vergessen,“ sagte Durumo, „aber wer ist denn nun Euer Sohn gewesen? Sucht ihn heraus; Ihr müsst ihn besser kennen.“

Die arme Frau fand ihn gleich heraus, auch ohne Rosmarin, obzwar ihr Sohn so schwarz war wie der Kessel.

„Ach,“ rief Durumo, „so ist's keine Kunst, ihn herauszufinden!“

Er rief ein Regiment Teufel herbei und befahl, dass sie hurtig das Regiment, zu dem Aschen-Jörge gehörte, niedermetzeln sollten, es dann zu Pulver verbrennen und mit guten Kräutern einsalben.

Sie metzelten sie im Nu nieder, verbrannten sie zu Pulver, salbten sie mit guten Kräutern ein, und aus dem Pulver wurde wieder ein Regiment Teufel; ein winziges Mohnkörnchen ist nicht viel, aber nicht einmal um so viel unterschied sich ein Teufel vom anderen.

„Na! Jetzt sucht Euern Sohn heraus!“ munterte Durumo sie auf.

Da nahm die arme Frau den Rosmarin zur Hand, schritt die Front ab, und als sie bei ihrem Sohn anlangte, da blühte der Rosmarin auf, und sie blieb vor ihm stehen.

„Dies ist mein Sohn!“ sprach sie zu Durumo.

Durumo schnaubte vor Wut; er wusste nicht mehr, was

er thun sollte; denn er wollte Jörge keinesfalls fortgeben, so lieb hatte er ihn gewonnen.

Aber Jörg hatte die Teufelschaft auch schon satt; er schoss einen Purzelbaum, und aus ihm wurde eine Dohle, und so flog er hinaus zum Höllenspundloch, dass Durumo Mund und Augen aufsperrte vor Staunen.

Da sagte die arme Frau:

„Nun, wahrhaftig, da mein Sohn fortgegangen ist, bleibe ich auch nicht hier," und damit liess sie Durumo dort stehen.

Durumo fluchte und lästerte, dass dieser Dieb ihm in einem Jahr seine Kunst so abgelauscht habe, dass er ihn selbst sogar übertreffe; aber das wolle er nicht zugeben, wenn er auch sein Leben dabei aufs Spiel setzen solle. Er schoss auch einen Purzelbaum, und aus ihm wurde ein Adler, und dann flog er dem Aschen-Jörge nach. Als er ihn schon fast erreicht hatte, liess sich Jörge auf einer schönen Wiese nieder, schoss einen Purzelbaum, und aus ihm wurde ein schönes Seidentuch. Die walachischen Burschen und Mädchen tanzten dort gerade; das eine Mädchen hob es auf und band es sich schön um den Hals. Darauf liess sich auch der Adler nieder, schoss einen Purzelbaum, und aus ihm wurde ein tüchtiger, dicker Knotenstock. Unter den Tänzern war auch ein fremder Bursche; der begehrte das schöne, seidene Tuch von dem Mädchen, aber die gab es nicht. Da sagte der Bursche: „du hast's ja selbst nur gefunden!" und wollte es ihr mit Gewalt fortnehmen. Da ergriff des Mädchens Schatz den Knotenstock und prügelte den fremden Burschen so durch, dass alle seine Knochen krachten. Mittlerweile war das seidene Tuch vom Halse des Mädchens hinabgeglitten und war wieder zu einer Dohle geworden, der Knotenstock hingegen zu einem Adler; aber jetzt setzte er ihm noch wütender nach; denn wie die Schläge den fremden Burschen geschmerzt hatten, so hatten sie auch ihn geschmerzt.

Als er sie schon fast erreicht hatte, flog die Dohle zu einem Fenster hinein, dort schoss sie einen Purzelbaum und wurde zu einem schönen Diamantring. Der Adler konnte nichts anderes ersinnen, er übersprang sich, und aus ihm wurde ein junger Herr. Im Hause waren sie gerade bei den Vorbereitungen zum Ball, und als das Fräulein den Ring auf ihrem kleinen Tisch erblickte, glaubte sie, ihr lieber Vater habe ihn ihr geschenkt und streifte ihn auf ihren Finger. Nun stellte sich auch Durumo ein, in der Gestalt eines reichen, jungen Mannes und machte sich im Hause so beliebt, dass sie ihn zum Ball einluden. Durumo machte sich nur um das Fräulein mit dem Ring zu schaffen; er sagte ihr viele Schmeicheleien, und schliesslich bat er das Fräulein um den Ring. Die lachte laut über Durumo, dass er schon am ersten Abend einen Ring von ihr begehre, und sagte: „ein andermal". Aber Durumo brauchte ihn auf der Stelle, und als sie sich im Tanze drehten, ergriff er den Ring, um ihn mit Gewalt ihr vom Finger zu ziehen. Das Fräulein fing zu schreien an, und die vielen jungen Herren erwischten Durumo und warfen ihn zum Fenster hinaus, dass er seine Glieder kaum wieder zusammenlesen konnte. Da fluchte Durumo und beschloss auch, diesem Hallunken nicht weiter nachzujagen, da er doch überall den kürzeren zog, und ging zurück in sein Reich.

Der Ball hatte unterdessen auch sein Ende genommen, und am nächsten Abend zog das Fräulein den Ring vom Finger, und aus ihm wurde eine Dohle; sie flog zum Fenster hinaus und stand nicht still, bis sie zu Hause war. Vor der Thür schoss sie einen Purzelbaum, und wieder wurde aus ihr der Aschen-Jörge.

„Ach mein Herzenssohn! Dass du nun heimgekehrt bist!" stammelte die arme Frau, „sieh nur, deine Brüder haben mich schon für närrisch gehalten; sie glaubten es nicht, dass du ein rundes Jahr in Durumos Dienst warst."

„Na und ob ich dort war, Donnerwetter!“ sagte Aschen-Jörge, „aber mir thut es auch garnicht leid; denn ich habe so viel Spitzbübereien bei ihm gelernt, dass wir jetzt ein Herrenleben führen können.“

Anderntags in der Frühe sagte Jörge zu seinen Brüdern: „Nun, Burschen, heute ist Jahrmarkt in der Stadt. Ich werde mich in ein rabenfarbenes Reitpferd verwandeln; ihr aber sollt mich hinführen und für gutes Geld verkaufen. Nur zweierlei bedinge ich mir aus: dass ihr mich nicht einem rotbärtigen Manne verkauft, und wenn ihr mich verkauft, nicht den Halfter an meinem Kopf lasst; denn das müsste ich büssen.“

Sie machten sich auch auf den Weg zur Stadt, und als sie ein Gebüsch durchquerten, schoss Jörg einen Purzelbaum, und aus ihm wurde ein schönes, rabenschwarzes Reitpferd. Seine Brüder legten ihm einen Halfter an und führten ihn so in die Stadt. Sie waren auch kaum angelangt, so erhandelte es ein Oberst für fünfhundert Gulden; aber die Burschen sprachen so lange dem Kauftrunk zu, dass sie sich mehr und mehr erhitzten, assen, tranken, die Musikanten aufspielen liessen und ihren jüngsten Bruder vergassen wie die schwarze Erde.

Der Oberst aber liess das schöne Fohlen am Halfter heimführen und liess es im Stall anbinden. Er liess ihm gleich gutes, zartes Grummet geben; aber das Fohlen schnaubte nur und biss nicht hinein. Kam des Obersten Tochter heraus, brachte ein rundes Hopfenbrot und eine gute Handvoll Zucker, und all das frass es bis zum letzten Krümchen auf. Das Fräulein neckte noch ihren Vater, dass er solch ein Fohlen gekauft habe, das von Hopfenbrot und Zucker lebe. Nun gut! Der Oberst liess es auf den Hof jagen; es sollte sich etwas tummeln. Aber als zur Mittagszeit alle Knechte zum Essen hineingingen, da schoss es einen Purzelbaum, wurde eine Dohle aus ihm und stand nicht still, bis sie zu Hause war.

Vor der Thür übersprang sie sich wieder, und aus ihr wurde der Aschen-Jörge.

Er ging ins Haus; dort schalt er seine Brüder tüchtig aus, dass sie ihn so vergessen hatten, und sagte ihnen, dass sie ihn auch morgen wieder fortführen sollten; aber wenn sie es wieder so trieben, so wolle er sich nicht weiter mit ihnen befassen, sondern dann möge jeder auf eigene Faust arbeiten.

Anderntags machten sie sich auch wieder auf den Weg zum Jahrmarkt, und als sie beim Gebüsch anlangten, schoss Jörg einen Purzelbaum, und ein so prächtiges Schimmelfohlen wurde aus ihm, wie es selbst unter dem türkischen Kaiser nicht einherschritt. Sie zogen ihm den Halfter über den Kopf, und als sie in die Stadt kamen, redete sie ein rotbärtiger Herr an:

„Was wollt ihr für dieses Fohlen, he?“

„Zweitausend Gulden“, antwortete der ältere Bursche.

Der rotbärtige Herr holte gleich seine Börse vor; aber den Burschen fiel ein, was ihr Bruder sich ausbedungen hatte, und sie nahmen ihr Wort zurück. Sie sagten, das Ganze sei nur ein Scherz gewesen; denn das Fohlen sei nicht käuflich, sie brächten es einem Grafen.

Der rotbärtige Herr jedoch war Durumo gewesen, und er gab sich auch damit nicht zufrieden, sondern spazierte gemächlich hinter ihnen her, damit er sehe, wem sie das Fohlen wohl verkauften. Wie sie es so auf der Gasse führten, schaute ein Graf zum Fenster hinaus und fragte, was sie für das Fohlen verlangten.

„Dreitausend Gulden,“ antwortete der ältere Bursche.

„Führt es herein!“ befahl der Graf und zahlte ihnen gleich die dreitausend Gulden aus. In ihrer grossen Freude vergassen die Burschen wieder den Halfter an dem Kopf des Fohlens, und der Graf liess es auch daran im Stall anbinden.

Kaum waren sie fortgegangen, so stellte sich auch Durumo

beim Grafen ein, begann das Fohlen zu loben und sagte, dass er es für so viel auch gekauft hätte.

„Was seid Ihr denn?“ fragte der Graf.

„Ich war Stallmeister bei einem Herzog, und jetzt suche ich einen Dienst, ob man mich irgendwo als Stallmeister annehmen würde,“ antwortete Durumo.

„Nun da kommt Ihr gerade an den rechten Ort; ich brauche einen geschickten Stallmeister.“

Sie schrieben den Vertrag, und Durumo trat als Stallmeister ein. Er ging gleich in den Stall.

„Nun du Dieb, du Galgenstrick! Ein paarmal hast du mich prügeln lassen; aber jetzt bist du mir in die Hände geraten!“

Das sagte Durumo zum Fohlen; dann ergriff er eine eiserne Zoberstange und prügelte das arme Fohlen so, dass es die Dielen einstiess vor Schmerz. Der Graf hörte das laute Getöse und lief hinunter in den Stall.

„Du Schurke! Fängst du so das Jahr an?!“

Er hiess seine Ochsenknechte ihn greifen, liess ihn auf die Pritsche legen und ihm fünfzig aufzählen, dass er ohnmächtig zusammenbrach.

Als er sich dann mit Müh und Not wieder aufrichten konnte, schoss er einen Purzelbaum, und aus ihm wurde ein Adler. Doch er beschloss, diesen ausgelernten Galgenstrick fürderhin nicht zu verfolgen, der sich so auf seine Kunst verstand, dass er sogar ihn selbst in Spott und Schande gebracht hatte.

Unterdessen hatte der Graf das Fohlen hinausgelassen, dass es sich auf dem Hof tummele. Alle Leute im Hause bedauerten das arme Fohlen und entschädigten es mit Zucker-Kuchen und dem auserlesensten Backwerk. Aber als sie es sich selbst überliessen, schoss es nur einen Purzelbaum und flog in Dohlengestalt heim so schnell wie der Gedanke. Vor der Thür wurde die Dohle wieder zum Aschen-Jörge. Als er zur

Thür hineintrat, rollten seine Brüder vor Schreck unter den Tisch.

„Nur vorwärts, heraus!“ fluchte und wetterte Jörge. „Fürderhin kündige ich euch die Verwandtschaft; denn ich sehe, ihr trinkt euch immer um euern Verstand.“

Was er an Geld hatte, teilte er in vier Teile und sagte:

„Ein Teil für meine Mutter, dass sie in ihren alten Tagen zu leben hat, zwei für euch, dass ihr euer Handwerk weiter betreiben könnt, der vierte Teil für mich, und damit gehe ich, mein Glück zu versuchen.“

Darauf schoss er einen Purzelbaum und flog in Dohlengestalt davon; niemals hat man etwas von ihm vernommen.

---

26. Der Tod und die Alte.[1])

Es war einmal, der Himmel weiss wo, irgendwo noch über dem operenzianischen Meere, weit über den gläsernen Bergen, dort wo der hinfällige und baufällige Kamin stand, daran weder Mauer noch Schlot mehr war, der noch aufrecht stand, wo er nicht schon zusammengefallen war, und zusammengefallen war, wo er nicht noch stand, ganz dicht neben dem kahlen Suchnicht- und Weissteufelsberge, da war einmal ein Fluss, am Ufer des Flusses eine alte, hohle Weide, an jedem Ast der Weide ein zerlumpter und zerfetzter Weiberrock und in jedem Winkelchen und Fältelchen jedes Weiberrockes je eine Herde von Flöhen — und wer mir nicht aufmerksam zuhört, soll der Hirt von dieser Herde Flöhe sein. Wenn er aber auch nur einen entspringen lässt, soll er dem schrecklichen Blutdurst der Flohherde preisgegeben und von ihr zu Tode gezwickt werden.

[1]) Die Übersetzung ist der Ungarischen Revue 1885 V. Jahrg. S. 733 entnommen.

Es war also einmal, der Himmel weiss wo, irgendwo auf der Welt war einmal eine ur-uralte Frau, die war älter als die Landstrasse und länger auf der Welt als der Gärtner von unserem alten Herrgott. Diese Alte war schon so alt, dass sie kaum mehr vernünftig reden konnte, und doch war es ihr noch gar nie in den Sinn gekommen, dass ja endlich einmal auch an das Sterben die Reihe kommen müsse; aber statt dessen arbeitete und hetzte sie sich den ganzen Tag ab und war immerfort in der Wirtschaft rührig und auf den Beinen, sprang und stolperte, kehrte und kramte immer herum und hätte am liebsten die ganze Welt in sich gepfropft und hatte doch niemanden auf der ganzen Welt, nicht so jemanden wie meine Faust. Es sah aber dann auch danach aus, denn zuletzt hatte sie sich so herausgemausert und herausstaffiert, dass es eine Pracht war; da war aber auch rein alles im Hause, da war eine kleine Axt, eine grosse Axt, alles, alles.

Einmal aber machte der Tod mit seiner Kreide auch durch ihren Namen einen Strich und ging auch richtig zu ihr hin, um sie mitzunehmen. Aber der Alten that es leid, die schöne Wirtschaft so stehen zu lassen, und so bat sie also den Tod und lamentierte gar sehr, er möge sie doch noch ein Weilchen leben lassen und ihr nur noch zehn Jahre zugeben und nicht mehr, oder wenigstens fünfe, oder zum allerwenigsten ein Jahr. Der Tod aber wollte durchaus nicht nachgeben und sagte:

„Mache dich schnell zusammen, und dann komme; kommst du nicht im guten, so schlepp' ich dich mit Gewalt fort."

Aber die Alte liess sich nicht herumkriegen, sie bat und flennte, er möge ihr nur noch ein wenig Zeit schenken und wenn es auch gleich nicht viel wäre. Der Tod aber wollte nichts davon hören. Doch zuletzt hatte ihm die Alte soviel vorlamentiert und vorgeflennt, dass er schliesslich sagte:

„Nun, meinetwegen, ich gebe dir also drei Stunden."

„Das ist viel zu wenig," sagt die Alte, „aber nimm mich nicht heute mit, sondern verschieb' es lieber auf morgen."

„Das geht nicht!"

„Vielleicht geht es doch!"

„Nein, das geht einmal nicht!"

„Geh, sei doch nicht so!"

„Na, wenn du schon deinen Narren an diesem Tag gefressen hast, also meinetwegen!"

„Dann möchte ich dich noch bitten, dass du . . . nun dingsda . . . dass du mir das also hier auf die Thüre schreibst, dass du erst morgen kommst . . . ich bin wenigstens beruhigt, wenn ich die Schrift auf der Thüre sehe."

Der Tod wollte nicht noch mehr Zeit vertrödeln und stritt sich daher nicht weiter herum, sondern nahm die Kreide aus dem Sacke und schrieb auf die Thüre oben hinauf „morgen", und damit ging er seinen Geschäften nach.

Am anderen Tage nach Sonnenaufgang kam der Tod zur alten Frau, fand sie aber noch in den Federn.

„Also folge mir jetzt!" — sagt der Tod.

„Sachte, sachte! schau nur erst nach, was auf der Thüre steht!"

Der Tod schaut hin und sieht dort nur das eine Wort: morgen.

„Nun gut! — morgen komme ich aber auch ganz gewiss!" damit machte er sich auf die Beine.

Richtig hielt er auch Wort und kam am folgenden Tage wieder zur alten Frau, die noch schön warm im Bette lag. — Doch auch dieses Mal konnte er nichts ausrichten, denn die Alte zeigte wieder nur auf die Thüre, wo nur das eine Wort stand: morgen.

So ging das eine Woche lang fort, aber endlich wurde dem Tode der Spass denn doch zu dick, und so sagte er also am siebenten Tage zur Alten:

„Jetzt wirst du mich aber nicht mehr drankriegen! — ich brauche meine Kreide und nehme sie jetzt mit!“ — und mit diesen Worten löschte er die Schrift auf der Thüre schön aus, — „morgen aber, passe gut auf, also morgen komme ich wieder und führe dich mit mir!“

Hierauf ging der Tod fort. Der Alten aber blieb der Mund nur so offen; denn jetzt sah sie, dass es morgen Ernst sein werde und dass sie dann sterben müsse, ob sie nun wolle, oder nicht; da wurde ihr angst und bange, dass sie zitterte wie ein Stück Sulze.

Als es nun gar erst Morgen wurde, da kannte sie sich vor lauter Furcht kaum mehr aus und hätte sich vor dem Tode mit Vergnügen auch in eine leere Flasche verkrochen, wenn das nur gegangen wäre. So aber zerbrach sie sich den Kopf darüber, wohin sie sich nur verstecken könnte, um sicher zu sein. In der Kammer hatte sie ein Fass mit Tropfhonig stehen, in das setzte sie sich also zuletzt hinein, so dass nur Mund, Nase und Augen herausschauten.

„Wie aber, wenn er mich auch hier findet? — Es wird am besten sein, ich krieche ins Bett zwischen die Flaumen.“

So kam sie denn wieder aus dem Honig heraus und kroch in das Bett zwischen die Flaumen; doch auch hier hielt sie's nicht lange aus, und so kroch sie auch hier wieder hervor, um sich ein besseres Versteck zu suchen. Gerade wie sie sich aus den Federn herausarbeitet, kommt der Tod, der sich nicht vorstellen konnte, was Gottes Wunder das Unding da sei, und einen so gewaltigen Schreck in die Glieder bekam, dass ihm beinahe das kalte Fieber in den Leib gefahren wäre. Er lief also in seiner Furcht auf und davon, so dass er sich vielleicht bis auf den heutigen Tag der Alten nicht wieder in die Nähe getraut hat.

27. Der gnädige Herr und der Kutscher Hans.[1])

Es war einmal, der Himmel weiss wo, irgendwo war einmal ein grausam reicher, alter Herr. Als der nun gestorben war, begrub man ihn denn auch mit aller Pracht; allein man hatte gut ihn begraben, er ging doch jede Nacht als Gespenst um. Alles Beten für ihn, das viele Messelesen war rein umsonst; das Gespenst kam doch immer wieder und machte ein solches Getöse und Geklapper, jagte allen einen solchen Schreck ein, dass die Hausbewohner vor lauter Furcht fast schon verrückt waren.

Besonders die verwitwete gnädige Frau nahm sich den Kummer und Gram gar sehr zu Herzen, und so sagte sie einmal in der Küche:

„Ach, warum kann doch mein armer Mann selig keine Ruhe finden, dass auch wir endlich zum Frieden kämen. Aber eine Nacht um die andere das ganze Haus in solchen Schreck zu stürzen — —! Seit er tot ist, habe ich mich ja auch nicht einmal ordentlich ausschlafen können."

„Hei, da wüsste ich schon Rat, wenn die gnädige Frau die Sache mir überlassen wollte," sagte da der Kutscher, der alte Hans. „Ich müsste nur für ein paar Tage hundert Gulden haben und einen Sarg. Da würde ich mich hineinlegen, und dann liesse mich die gnädige Frau hinuntertragen in die Gruft und schön neben den gnädigen Herrn hinstellen: so wahr mich Gott selig habe! ich wollt' es schon herauskriegen, weswegen mein armer gnädiger Herr immer noch als Gespenst umgeht."

Hans war ein alter Diener des Hauses, der mit dem Herrn

---

[1]) Die Übersetzung ist der Ungarischen Revue 1887 VII. Jahrg. S. 691 entnommen.

zusammen aufgewachsen war und das Vertrauen der gnädigen Frau besass. So gab sie ihm denn die hundert Gulden und sagte ihm, dass er dieselben nur immerhin ganz behalten möge, wenn es ihm gelinge, aus dieser Not zu helfen. Auch den Sarg liess sie machen, wie er gewünscht.

Das Geld vergrub Hans im Stalle und legte sich in den Sarg, der dann zugemacht und neben den Herrn in die Gruft hinuntergetragen wurde.

Wie er ruhig da liegt, schlägt es auf einmal zwölf. Hans hört, wie der Sargdeckel des gnädigen Herrn aufspringt, da besinnt er sich nicht lange und wirft auch er den Deckel von seinem Sarge herunter; dann setzt sich der gnädige Herr auf, Hans ebenfalls; dann steigt der Herr aus dem Sarge heraus, und so thut auch Hans.

„Ja, wie kommst denn du daher, Hans?“ frägt nun der Herr, denn sie standen sich jetzt gerade gegenüber.

„Gerade so, wie der gnädige Herr, unterthänigst zu dienen. Ich bin gestorben, und da hat man mich halt begraben.“

„Und wohin willst du denn jetzt?“

„Gerade dorthin, wohin der gnädige Herr, unterthänigst zu dienen.“

„Aber ich gehe hinauf ins Haus, denn ich habe dort noch etwas zu besorgen.“

„Das habe ich auch, gnädiger Herr, eben darum kann ich ja im Sarge keine Ruhe finden.“

„Aber was in aller Welt willst denn du zu besorgen haben, Hans?“

„Die Sache ist halt die, gnädiger Herr, dass ich, unterthänigst zu dienen, so ein kleines Sümmchen Geldes beisammen gehabt und das im Stalle vergraben habe, und da will ich nur mal nachsehen.“

„Na, ich habe auch so etwas vor, so wollen wir also miteinander gehen.“

Die beiden machten sich auf den Weg. Vor der Thüre der Gruft angelangt, schlüpft der Herr durch das Schlüsselloch und ruft hinter sich:

„So komm doch, Hans!“

„Ach, gnädiger Herr, ich kann nicht, das Schlüsselloch ist mir zu enge.“

Da legte der Herr nur seine Hand auf das Schloss, und dieses sprang auf. Hans kam nun hervor, aber der Herr schüttelte den Kopf und sagte:

„Hans, Hans, das will mir garnicht gefallen, du bist nicht tot!“

„Nicht tot, gnädiger Herr? Na und ob ich tot bin! Ei freilich bin ich tot, ich bin bloss noch nicht abgelegen und darum noch bei Fleisch.“

Wie sie über den Hof gehen, sagt der Herr:

„Lass uns zuerst in das Haus sehen und die Weiber erschrecken.“

Den Weg in die Küche nahm der Herr wieder durchs Schlüsselloch, aber dem Hans musste er eben auch hier wieder die Thüre öffnen, sonst hätte er nicht hereinkommen können.

„Hans, Hans,“ sprach der Herr mit Kopfschütteln, „das will mir garnicht gefallen, du bist nicht tot.“

Aber Hans gab wieder nur zur Antwort:

„Nicht tot, gnädiger Herr? Na und ob ich tot bin! Ei freilich bin ich tot, ich bin bloss noch nicht abgelegen und darum noch bei Fleisch.“

Und nun wurden die Töpfe und Pfannen, Schüsseln und Löffel aus dem Schranke und von der Wand genommen und zur Erde geschmissen, dass es krachte! Das war ein Getöse, ein Rumor, dass nicht eine Seele im ganzen Hause schlafen konnte. Doch was der Herr zur Erde warf, blieb alles fein ganz und ging wieder von selbst zurück auf seinen Platz. Nicht so bei Hans, denn was der hingeworfen, das blieb denn

auch in tausend Scherben liegen. Da schüttelte der Herr wieder mit dem Kopf.

„Hans, Hans, das will mir garnicht gefallen, du bist nicht tot!“

„Nicht tot, gnädiger Herr? Na und ob ich tot bin! Ei freilich bin ich tot, ich bin bloss noch nicht abgelegen und habe darum noch eine schwere Hand!“

Von hier gingen sie weiter in die Stube, wo sie wieder alles durcheinander warfen und Tische und Stühle umstürzten. Als nun die Hausbewohner vor lauter Entsetzen nicht mehr wussten, wo aus und wo ein, stiegen die beiden hinab in den Keller. Hier legte der Herr die Hand auf eins der Fässer, worauf dieses sich von seinem Platze forthob, darunter aber war ein grosser Topf voll Gold in die Erde vergraben.

„Ach, Hans!“ seufzte der Herr, „siehst du, von da kommt all mein Leiden; auf diesem Gelde liegt ein Fluch, denn es ist Waisengeld und unrecht Gut, und solange die Armen ihr Teil nicht wieder zurückbekommen, solange kann auch ich nicht Ruhe finden in meinem Sarg. Ach, und alles ist umsonst, denn von diesem Geld hier weiss kein Mensch.“

Hierauf winkte er, und der Topf Geldes versank wieder in die Erde; dann legte er die Hand auf das Fass, und dieses rollte wieder zurück auf seinen alten Platz.

„Nun lass uns mal nach deiner Sache sehen, Hans.“

Jetzt ging es in den Stall. Hans nahm ein Grabscheit und grub damit die hundert Gulden aus. Da schüttelte der Herr wieder mit dem Kopf.

„Hans, Hans, das will mir garnicht gefallen, du bist nicht tot; du brauchtest ja nur mit der Hand zu winken, und das Geld käme von selbst herauf.“

„Ich wäre nicht tot, gnädiger Herr? Na und ob ich tot bin! Ei freilich bin ich tot, ich bin bloss noch nicht abgelegen,

und da weiss ich halt noch nicht recht, wie ich's anstellen muss."

Damit legte Hans das Geld wieder zurück und scharrte Erde und Stroh darüber.

„Mach schnell, Hans, mach schnell" sagt der Herr „es schlägt gleich Eins, und dann müssen wir schon wieder im Sarge liegen."

„Ich beeile mich ja, gnädiger Herr, ich beeile mich ja, ich komme schon; will nur schnell noch mal ins Haus springen und die Weiber noch ein bischen erschrecken."

Damit ging Hans in das Haus, der Herr aber stellte sich vor die Thüre und wartete. Er wartet und wartet, doch endlich wird's ihm zu lange, und er ruft hinein:

„Komm doch, Hans, länger können wir nicht bleiben, gleich wird es Eins schlagen!"

„Ich komme schon, gnädiger Herr, nur noch einen Augenblick; will die Leute nur noch ein bischen erschrecken. Da sind noch ein paar Schüsseln, die ich erst entzwei schlagen muss."

Damit zerschlug und zerschmetterte Hans Schüsseln und Töpfe in der Küche und machte ein Geklapper und Getöse mit dem Kupfergeschirr, als wäre der jüngste Tag da. Und wieder ruft der Herr:

„Wenn du aber jetzt nicht kommst, Hans, so lasse ich dich da und gehe allein weg, denn es ist die höchste Zeit."

Aber Hans wünschte sich ja durchaus nichts besseres, als von seinem Herrn verlassen zu werden, und so rief er denn wieder zurück:

„Ich komme schon, gnädiger Herr, ich komme schon!"

Wer aber nicht kam, war Hans, bis es auf einmal Eins schlug und der Herr in seiner Gruft verschwunden war.

Nun weckte Hans das ganze Haus auf, was keine grosse Mühe war, denn es hatte ja doch niemand geschlafen, und

hierauf erzählte er der Reihe nach alles, so wie es sich zugetragen. Die gnädige Frau aber wartete gar nicht erst den Morgen ab, sondern ging gleich mit dem Gesinde in den Keller. Das Fass wurde mit viel Mühsal und Beschwerden von seiner Stelle geschoben und dann ein tiefes Loch gegraben, bis endlich der Topf Geldes zum Vorscheine kam, der nun sofort herausgehoben wurde, worauf die gnädige Frau gleich in aller Frühe den Waisen alles zurückgab, denn ihnen gehörte vor Gott der ganze Topf voll Geld. Hans jedoch bekam die hundert Gulden und noch ein Trinkgeld dazu.

Nachdem alles so geschehen war, trieb auch der gnädige Herr keinen Spuk mehr als Gespenst; nur den Hans besuchte er noch einmal und sprach zu ihm:

„Hans, Hans, du hast mich arg betrogen! Aber ich bin dir dennoch dankbar, mein wackerer Knecht, denn was du gethan hast, war zu meinem Besten; jetzt werde auch ich meine ewige Ruhe finden."

---

28. Der nächtliche Tanz.

Es war einmal, ich weiss nicht wo, auf der Welt ein armseliger Müller, der sich durch die Welt nur so durchprügelte; dies, dass er so arm war und sich durch die Welt prügeln musste, hatte siebenundsiebzig Gri-Gra-Gründe, vor allem den, dass er sehr das Gluck-Gluck liebte. Weil er den Wein so garnicht leiden mochte, konnte er nur mit Ach und Krach dahin kommen, dass er eine Wassermühle an der Theiss kaufte. Aber er sorgte sich um all das garnicht, sondern wenn er ein, zwei Kreuzer bekam, verthat er sie gleich; so sah er die Sonne selten nüchtern.

Einstmals, wie er in einer schönen, mondhellen Nacht

draussen am Theissufer lag, da schlug lauter Musikklang an sein Ohr. Er steht auf, blickt umher, und da sieht er, dass dort kaum einen Steinwurf weit, auf der Hügelspitze lustig drauf los getanzt wird. — Wer sind die? Was sind die? Was das auch sein mag, er will's anschauen; er tritt also näher, — sein Kopf war auch noch duselig von dem, was er gestern getrunken hatte —, und da sieht er, dass oben in den Zweigen der alten Weidenbäume die Musikanten sitzen, etwa vierundzwanzig, und da spielen sie die allerschönste Musik auf, dass einem fast die Füsse jucken; ein Teil der schönen Jugend aber dreht sich im Csardas auf der Hügelspitze, dass manch einem kleinen Weiblein der Zopf fliegt; der andere Teil lagert ringsumher in dem schönen, knöchelhohen Grase, isst und trinkt.

Der Müller lauert nur, wartet nur, dass das Stück zu Ende sei; plötzlich dann, wie er schon ganz müde vom Warten ist, sagt er zu den Tänzern:

„He! Gebt mir auch eine Tänzerin, dass auch ich die Fersen zusammenschlagen kann!“ [1])

Sogleich führten sie ihm von der Theiss her ein wunderschönes, braunes Mädchen zu. Dem Müller standen nicht nur Mund und Augen, sondern vielleicht auch der Verstand still vor Staunen; denn wahrlich! solch ein herrliches, engelhaftes Geschöpf hatte er noch niemals gesehen. Nachdem er sich satt gesehen, fasste er das schöne, braune Mädchen an, liess sie so tanzen, schwenkte sie so, dass der schöne, seidene Rock nur so flog. Wer war fröhlicher als unser Müller! Er sprang und tanzte in einem fort wie ein junger Hirsch.

Indess auf einmal begann es schon zu tagen; da erhob sich der ganze Haufen, Musikanten und alles mit einander und flog fort, flog fort weit über die Theiss hin. Der Müller merkte

[1]) beim Csárdástanzen schlagen die Burschen taktmässig die Fersen zusammen.

auf einmal, dass er selbst mit seiner Tänzerin zurückblieb; er rief also den Feen nach, die jetzt schon sehr weit fortgezogen waren, denn ich hatte nämlich vergessen zu sagen, dass jene alle samt und sonders Feen waren:

„Nehmt ihr denn diese eine nicht mit? He!“

Jene riefen kichernd zurück:

„Stosse sie von dir!“

Der Müller stösst sie fort; schau, da geht's entzwei, denn — — er hatte mit seinem Kahn getanzt!

Fertig war's; ein Märchen war's; vielleicht war's auch nicht wahr.

---

29. Die Kröte.

Es war einmal eine Köchin. Die ging früh morgens in den Garten nach grünem Gemüse. Dort kam zu ihr eine grosse Kröte; da jagte die Köchin sie von dannen. Aber die Kröte wollte durchaus nicht fortgehen, bis die Köchin ihr nicht gesagt hatte: „Wenn du ein Kind bekommst, werde ich Gevatter stehen.“ Da ging die Kröte von dannen.

Im Garten war ein ausgetrockneter Brunnen, und dort wohnte die Kröte; dort führte ein Steg hinunter.

Dann kam der Tag, wo bei der Kröte Taufe gehalten wurde, und sie schickten auch nach der Köchin, dass sie kommen solle, und jetzt bereute die Köchin, was sie der Kröte versprochen hatte. Aber ihre Frau redete ihr zu, dass, wenn sie es versprochen, sie auch gehen müsse, und die Köchin nahm alles mit.

Wie sie zum trocknen Brunnen hinkam, war da ein Eingang, und da ging die Köchin hinunter. Dort öffnete sich eine Thür; dort war die Küche, und dort brodelte tüchtig das Essen.

Die Köchin ging hin, hob den Deckel auf, und da sah sie denn, dass in den Töpfen graue, alte Männer kochten, und die riefen: „Ach, lass uns hinaus!“

Die Köchin that den Deckel wieder auf den Topf; nun war sie aber sehr erschrocken; sie ging in die Stube und setzte alles nieder, was sie mitgebracht hatte.

Als die Taufe war, ass die Köchin nur von dem, was sie gebracht hatte.

Nach der Taufe kehrte sie die Küche der Kröte aus und fand auf der Schwelle ein Goldstück. Da nahm sie geschwind den Kehricht in ihre Schürze und ging hinauf. Als sie auf der obersten Treppe war, rief ihr die Kröte nach:

„Danke deinem Schöpfer, Hund, dass du hinaufgegangen bist!“

Als die Köchin heimkam, erzählte sie die Sache, und ihre Frau sagte: „Du siehst, dass es nicht gut ist, mit Kröten anzubändeln.“

---

30. Der Fuchs, der Bär und der arme Mann.

Es war einmal, ich weiss nicht wo, da war einmal ein armer Mann. Dieser arme Mann machte sich eines Morgens mit seinen zwei Kühen auf, um zu ackern. Wie er an den Wald kommt, hört er plötzlich ein Brüllen und Quäken. Er geht in den Wald, nachzuschauen, was das wohl sein möge? Und da sieht er, dass ein grosser Bär mit einem kleinen Hasen rauft.

„Na, so was habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen,“ sagte der arme Mann und lachte darüber so aus vollem Halse, dass er fast platzte.

„Warte, du gottverlassener Kerl, wie kannst du wagen,

mich auszulachen?“ brüllte ihn der Bär an. „Nun, dafür sollst du büssen; ich fresse dich mitsamt den Kühen.“

Traun, jetzt lachte der arme Mann nicht mehr und bat den Bären sehr, dass er sie nicht fresse; oder, wenn es dennoch wirklich sein müsste, so möge er sie nicht vor dem Abend fressen; bis dahin würde er sein Feld beackern, damit seine arme Familie nicht ohne Brot zurückbleibe.

„Na, bis zum Abend werde ich dich in Frieden lassen; aber dann fresse ich dich.“

Damit ging der Bär seiner Wege. Der arme Mann aber pflügte traurig fort, und wie viel er auch nachsann, er konnte nichts ersinnen, womit er den Bären wohl versöhnen könnte.

Gegen Mittag kam ein Fuchs daher; er merkte, dass der arme Mann traurig war, und fragte ihn, was ihm fehle, vielleicht könne er ihm helfen.

Der arme Mann erzählte ihm, wie es ihm mit dem Bären ergangen sei.

„Wenn's das nur ist, da kann ich leicht helfen. Es wird dir kein Leid geschehen; du selbst wirst leben bleiben, deine Kühe auch, und auch noch die Haut des Bären wird dein sein. Doch was zahlst du, wenn ich dir helfe?“

Der arme Mann wusste nicht, was er versprechen sollte, denn er hatte nichts dafür übrig, und der Fuchs verlangte gar viel. Schliesslich einigten sie sich auf neun Hennen und einen Hahn. Der arme Mann versprach es schweren Herzens, denn er wusste nicht, woher er es schaffen sollte; aber schliesslich versprach er es.

„Nun, und jetzt, armer Mann, höre auf mich! Wenn der Bär zur Abendzeit kommt, verstecke ich mich im Gebüsch und blase, wie es die Jäger thun. Dann wird der Bär fragen: „Was ist das?“ Du sprichst: „Jäger kommen.“ Da erschrickt der Bär und bittet, dass du ihn versteckst. Du steckst ihn in diesen schmutzigen Sack und sagst ihm, dass er sich nicht

rühre. Ich komme dann aus dem Gebüsch hervor und frage: „Was ist in diesem Sack?“ Du sagst: „Holzklötze.“ Ich will es nicht glauben und sage: „Schlage mit deiner Axt hier in diesen Zipfel. Du nimmst die Axt und schlägst ihm die Axt so in den Kopf, dass der Bär auf der Stelle schrecklich stirbt.“

Der arme Mann freute sich des guten Rates und befolgte ihn auch. Alles geschah so, wie es der Fuchs gesagt hatte: der Bär kam zu Fall, und der arme Mann samt den Kühen war erlöst.

„Sagte ich es nicht, dass es so sein wird?“ sagte der Fuchs. „Lerne daraus, armer Mann, dass man mit Witz weiter kommt als mit Gewalt! Aber ich habe jetzt zu thun, ich gehe nach Hause; doch morgen komme ich zu dir wegen der neun Hennen und des einen Hahns. Dass sie schön fett sind! Sei zu Hause, denn sonst wirst du's bereuen!“

Der arme Mann lud den Bären auf seinen Wagen, kehrte fröhlich heim, bereitete zu Hause ein gutes Abendbrot, schlief darauf schön ein und fürchtete nicht viel vom Fuchs; denn er hatte von ihm gelernt: man kommt weiter mit Witz als mit Gewalt.

Frühmorgens hatte er kaum die Augen geöffnet, da klopfte der Fuchs schon an der Thür und begehrte die neun Hennen und den einen Hahn.

„Gleich, Gevatter, gleich, ich ziehe mich nur an,“ sagte der arme Mann. Geschwind zog er sich an; aber er öffnete nicht die Thür, sondern stellte sich mitten ins Haus und begann mit seinem Munde zu bellen.

„Du, armer Mann, was ist das? doch nicht etwa ein Jagdhund?“

„Wirklich, Gevatter, das ist ein Jagdhund, und zwar sind's zwei Jagdhunde. Sie schliefen hier unter dem Bett; weiss der Teufel, wie sie hierher geraten sind! Sie haben

deinen Geruch gewittert und wollen losstürzen, ich kann sie kaum noch halten."

„Halte sie nur so lange, bis ich fortgelaufen bin. Es macht nichts, die Hennen und auch den Hahn kannst du lieber behalten."

Als der arme Mann die Thür öffnete, war der Fuchs schon über alle Berge. Da lachte er ihn tüchtig aus, und vielleicht lacht er auch jetzt noch, wenn er nicht gestorben ist.

---

31. Der kleine Hahn hat den Zaun herausgescharrt.

Einstmals ging ein kleiner Hahn unter den Zaun scharren. So lange, so lange scharrte er, bis der Zaun umfiel. Lässt sich eine Elster auf dem umgefallenen Zaun nieder und fragt ihn:

„Aber Zaun, was fehlt dir? Wie schön standest du noch gestern hier!"

„Ach Gevatterin Elster," antwortet der Zaun, „der kleine Hahn kam heraus, unter mir zu scharren; ich bin vor Kummer umgefallen."

„Na, dann rupfe ich mir meinen schönen Schwanz aus," entgegnet die Elster, und wirklich rupfte sie sich auch ihren schönen Schwanz aus. Dann liess sie sich auf einem Nussbaum nieder. — Wundert sich der Nussbaum, dass der Schwanz der Elster so zerfledert ist, fragt sie:

„Was fehlt dir, Gevatterin Elster? Noch gestern hattest du einen so schönen Schwanz, und heute ist er ganz zerfledert!"

„Ach, lieber Gevatter," antwortet die Elster, „in der Frühe ging der kleine Hahn unter den Zaun scharren, Zaun

fiel um vor Kummer, ich rupfte mir meinen schönen Schwanz aus."

„Dann schneide ich meine schönen Zweige ab," entgegnet der Nussbaum, und wirklich schnitt er seine schönen Zweige ab.

Mittags in der grossen Hitze kommt ein Reh hin, unter dem Nussbaum zu ruhen. Es sieht, dass der Nussbaum ganz kahl ist, fragt ihn:

„Was fehlt dir, schöner Nussbaum? Noch gestern hattest du so schöne Zweige, und heute bist du ganz kahl!"

„Ach, mein liebes, kleines Reh," antwortet der Nussbaum, „in der Frühe ging der kleine Hahn unter den Zaun scharren, Zaun fiel um vor Kummer, Elster rupfte ihren schönen Schwanz aus, ich schnitt meine Zweige, meine Äste ab."

„Dann töte ich meine beiden schönen Söhne," antwortete das Rehlein und tötete auch alle beide. — Trauerte, trauerte dann Rehlein; einmal wurde es durstig, ging zum Brunnen, Wasser zu trinken. Wundert sich der Brunnen, dass das Rehlein allein kommt, denn sonst brachte es auch seine beiden schönen, kleinen Söhne mit. Er fragt es also:

„Wie geht's zu, dass du heute nur allein kommst, Gevatter Reh? Wo hast du deine beiden schönen, kleinen Söhne gelassen?"

„Ach Gevatter Brunnen," antwortet das Reh, „in der Frühe ging der kleine Hahn unter den Zaun scharren, Zaun fiel um vor Kummer, Elster rupfte ihren schönen Schwanz aus, Baum schnitt seine Äste, seine Zweige ab, ich aber tötete meine beiden kleinen Söhne."

„So werde ich auch mein klares Wasser in Blut verwandeln!" antwortet der Brunnen; und so geschah's auch.

Als Sarah, die Magd, mit einem Schaff zum Brunnen geht, um Wasser zu holen, sieht sie, dass der ganze Brunnen rot ist. Fragt sie den Brunnen:

„Aber mein lieber Brunnen, wie kommt's, dass heute statt klaren Wassers Blut in dir ist?"

„Ach Muhme Sarah," antwortete der Brunnen, „in der Frühe ging der kleine Hahn unter den Zaun scharren, Zaun fiel um vor Kummer, Elster rupfte ihren schönen Schwanz aus, Baum schnitt seine Äste, seine Zweige ab, Reh tötete seine beiden kleinen Söhne, und in mir wandelte sich das Wasser zu Blut."

„Und ich zerschlage das Schaff auf meinem Kopf."

Sie zerschlug es auch und ging so, mit angeschwollenem Kopf, zu ihrer Frau. Gleich fragte die Frau:

„Was fehlt dir, Sarah, mein Mädchen?"

„Ach, liebe Frau Muhme," antwortete Sarah, „in der Frühe ging der kleine Hahn unter den Zaun scharren, Zaun fiel um vor Kummer, Elster rupfte ihren schönen Schwanz aus, Baum schnitt seine Äste, seine Zweige ab, Reh tötete seine beiden kleinen Söhne, im Brunnen wandelte sich das Wasser all zu Blut, und ich zerschlug das Schaff auf meinem Kopf."

„Ich aber streiche meinen Sauerteig auf die Wand!"

Sie wollte gerade jetzt den Sauerteig kneten, aber dennoch strich sie ihn auf die Wand. Sieht ihr Mann, wie er abends heimkommt, dass all der Sauerteig auf die Wand gestrichen ist, fragt er seine Frau:

„Bist du denn toll geworden, liebe Frau, dass du den vielen schönen Sauerteig auf die Wand gestrichen hast?"

„Ach mein lieber Herr Gemahl! In der Frühe ging der kleine Hahn unter den Zaun scharren, Zaun fiel um vor Kummer, Elster rupfte ihren schönen Schwanz aus, Baum schnitt seine Äste, seine Zweige ab, Reh tötete seine beiden kleinen Söhne, im Brunnen wandelte sich das Wasser all zu Blut, mein Mädchen Sarah zerbrach das Schaff auf ihrem Kopf, und ich strich all den Sauerteig auf die Wand."

„So werde ich meinen schönen Bart abrasieren."

Und wirklich rasierte er ihn ab.

Nicht lange darauf kam auch ihr Sohn heim. Er sieht, dass sein Vater so abgerupft ist wie ein abgebrühtes Huhn. Er fragt ihn:

„Was ist mit Euch geschehen, mein lieber Herr Vater?“

„Mein lieber Sohn, ein grosses Unglück ist geschehen: In der Frühe ging der kleine Hahn unter den Zaun scharren, Zaun fiel um vor Kummer, Elster rupfte ihren schönen Schwanz aus, Baum schnitt seine Äste, seine Zweige ab, Reh tötete seine zwei kleinen Söhne, im Brunnen wandelte sich das Wasser all zu Blut, mein Mädchen Sarah zerschlug das Schaff auf ihrem Kopf, deine liebe Mutter strich den Sauerteig auf die Wand, ich aber rasierte meinen schönen Bart ab.“

„Gut!“ sagt der Bursche, „und ich haue unsern vier Ochsen die Füsse ab.“

Damit ergriff er das Beil, ging hinaus in den Stall und hieb gleich dem einen Ochsen den ersten Fuss ab. Schon wollte er auch den zweiten abhauen, aber da kam gerade ein Soldat daher, der rief ihm zu:

„Bist du von Sinnen, Bursche! Was machst du mit diesem Ochsen?“

„Ach, lieber Herr Soldat! In der Frühe ging der kleine Hahn unter den Zaun scharren, Zaun fiel um vor Kummer, Elster rupfte ihren schönen Schwanz aus, Baum schnitt seine Aste, seine Zweige ab, Reh tötete seine beiden kleinen Söhne, im Brunnen wandelte sich das Wasser all zu Blut, meine Muhme Sarah zerschlug das Schaff auf ihrem Kopf, meine Frau Mutter strich den Sauerteig auf die Wand, mein lieber Vater rasierte seinen schönen Bart ganz ab, ich aber haue unsern vier Ochsen die Füsse ab.“

„Ja, die Dummen werden nie alle!“ schrie der Soldat und schlug den Burschen so mit seinem Säbel, dass er kaum ins Haus gehen konnte. — Der Soldat aber trieb die vier

Ochsen zu Markte und verkaufte sie. Da er ausgedient hatte, verheiratete er sich; von dem Erlös hielten sie eine grosse Hochzeit. Wenn sie nicht gestorben sind, leben sie auch jetzt noch.

---

32. Der Hahn und das Hühnchen.

(Kindermärchen.)

Mitten im Walde waren ein Hahn und ein Hühnchen. Ihr Herr war gestorben; sie hatten nichts zu essen. Sie hungerten; da fanden sie eine Holzbirne, aber die Holzbirne war grösser als des Hühnchens Kehle. Aber da sagt es nur:

„Lauf geschwind, mein Hähnchen! hole ein wenig Wasser, denn sonst ersticke ich.“

Läuft das Hähnchen zum Brunnen: „Ach, ach, mein lieber Brunnen, du sollst Wasser geben! Das Wasser bringe ich meinem Hühnchen, weil es an der Holzbirne ersticken will.“

„Ich gebe nicht Wasser,“ sagt der Brunnen, „du bringst mir denn den Kranz vom schönen Mädchen.“

Geht der Hahn zum schönen Mädchen. „Schönes Mädchen, du sollst mir den Kranz geben.“

„Du bekommst ihn nicht eher,“ sagt das schöne Mädchen, „bis du nicht Milch von der Kuh bringst.“

Da ging er auch zur Kuh: „Kuh, du sollst mir Milch geben. Die Milch bringe ich dem schönen Mädchen, das schöne Mädchen macht einen Kranz, den Kranz bringe ich dem Brunnen, der Brunnen giebt Wasser, das Wasser bringe ich meinem Hühnchen, weil es an der Holzbirne ersticken will.“

„Nicht eher gebe ich Milch,“ sagt die Kuh zum armen Hähnchen, „als bis du Heu von der Wiese bringst.“

Da ging es zur Wiese. „Wiese, du sollst mir Heu geben;

das Heu bringe ich der Kuh, die Kuh giebt Milch, die Milch bringe ich dem schönen Mädchen, das schöne Mädchen macht einen Kranz, den Kranz bringe ich dem Brunnen, der Brunnen giebt Wasser, das Wasser bringe ich meinem Hühnchen, weil es an der Holzbirne ersticken will."

„Nicht eher gebe ich Heu," sagt die Wiese, „als bis du zum Laden nach der Sense gehst."

„Laden, du sollst die Sense geben. Die Sense bringe ich der Wiese, die Wiese giebt Heu, das Heu bringe ich der Kuh, die Kuh giebt Milch, die Milch bringe ich dem schönen Mädchen, das schöne Mädchen macht einen Kranz, den Kranz bringe ich dem Brunnen, der Brunnen giebt Wasser, das Wasser bringe ich meinem Hühnchen, weil es an einer Holzbirne ersticken will."

„Nicht eher gebe ich die Sense," sagt der Laden, „als bis du Geld bringst."

Jetzt grämte sich das arme Hähnchen. Es lief geschwind zum Misthaufen und scharrte; dort fand es einen Kreuzer, den trug es zum Laden, nun bekam es eine Sense, ging zur Wiese, die gab Heu, das legte es dem Kühchen vor, das gab Milch, die Milch brachte es dem schönen Mädchen, das machte einen Kranz, den Kranz gab es dem Brunnen, der Brunnen gab Wasser, das Wasser brachte es gleich dem Hühnchen; aber dieweil es das Wasser geholt hatte, war das arme Hühnchen erstickt.

Das arme Hähnchen that so, als wenn es sich nichts daraus machte; aber dennoch klagt es fortwährend sein Leid und weint auch jetzt noch, wenn andere Leute schlafen.

33. Die Wildtaube und die Elster.

Weisst du, warum die Wildtaube sich nicht aufs Nesterbauen versteht, warum sie so schlechte Nester baut, die nur aus ein paar dürren Reisern zusammengeflickt sind?

Ich erzähle es dir.

Die Wildtaube hatte die Elster gebeten, sie möge sie das Nestbauen lehren; denn darin ist die Elster ein sehr grosser Meister und weiss solch Nest zu bauen, dass der Habicht, der Heher nicht hinzu kann.

Die Elster übernahm gern den Unterricht, und beim Nestbau sagte sie immer in ihrer Weise, während sie einen Zweig zum anderen fügte:

„Nun dies, nun das! nun dies, nun das!"

Die Wildtaube erwiderte darauf immer:

„Weiss schon, weiss schon, weiss schon!"

Die Elster hörte das ein Weilchen an; aber schliesslich wurde sie böse. „Wenn du's weisst, so mach's!" Und dort liess sie das Nest halb fertig stehen.

Seitdem konnte die Wildtaube diese Kunst nicht weiter erlernen.

---

34. Das verstossene Mädchen.

Es war einmal in einer Stadt, wo Turm auf Turm getürmt war, ein sehr, sehr reicher Mann, der wohnte dort mit seinen drei schmucken Töchtern. Dieser Mann war sehr befreundet mit einem Grafen und brachte ihm oft viele Geschenke, und alsdann kam auch er beschenkt heim.

Einstmals nun kam der Mann gerade so beladen heim vom

Grafen und war sehr guter Laune. Da rief er seine drei Töchter zu sich und fragte zuerst die älteste:

„Wie liebst du mich, meine schmucke Tochter?“

Das Mädchen, das ein goldenes Kleid hatte, sagte:

„Ich liebe mein liebes Väterchen wie das reinste Gold.“

Da fragte er die mittelste, die ein köstliches, silbernes Hemd hatte:

„Und du, wie liebst du mich?“

„Ich liebe dich, mein liebes Väterchen, wie das reinste Silber.“

Schliesslich sagte er zur jüngsten und liebsten:

„Und du, meine süsse Tochter, wie liebst du mich?“

Er dachte, da er sie am meisten liebte, so würde sie ihn vielleicht auch am meisten lieben.

„Ich liebe meinen lieben Herrn Vater wie das reine, weisse Salz.“

Da gerieten des Mädchens Vater und ihre Schwestern in Zorn und drangen in sie, dass sie ihre Worte zurücknähme; denn nicht wahr, ein Pfund Salz kostet acht Kreuzer, also nur so hoch schätzte sie ihr liebes Väterchen?

Aber das Mädchen widerrief ihre Rede nicht. Da wurden sie sehr zornig auf sie und sagten ihr, wenn sie ihr Wort nicht zurücknähme, so möge sie gehen, wohin sie wolle; sie würden sie nicht weiter bei sich behalten.

Was sollte das arme Mädchen machen? Sie schnürte ihr Bündel und zog in die Welt hinaus. Drei Nächte und drei Tage war sie in einem grossen Walde umhergewandert und hatte im Freien, auf moosigen Plätzen, übernachtet, als ein alter Mann vor sie trat und zu ihr sprach:

„Meine liebe Tochter, ich weiss, was dich herführt. Deine Geschwister haben dich verstossen, weil du deine Worte nicht zurückgenommen hast. Aber folge meinem Rat und gehe diesen geschlängelten Weg entlang; der führt dich zu einer Grafen-

burg; dort setze dich vor den Garten, und die Wachen werden dich sehen und verhaften. Jener Graf hat einen Sohn; der gewinnt dich lieb, und du wirst seine Frau."

Das Mädchen machte es auch so; sie ging dorthin zum Garten und brachte eine Nacht dort zu. Frühmorgens gewahrten sie die Wachen und brachten sie in das Grafenschloss. Und wie des Grafen Sohn das Mädchen nur erblickte, rührte ihre Lieblichkeit ihn also, dass er sogleich seinem Vater und seiner Mutter erklärte, sie gefalle ihm so, dass er keine andere als diese zur Gemahlin nehmen werde. Aber die wollten nicht, dass er eine schamlose Herumtreiberin heirate, da er doch eine viel Feinere haben konnte.

Doch der Grafensohn achtete nicht auf ihre Reden und liebte das Mädchen nur noch mehr.

Der Graf und die Gräfin sahen nun ein, dass ihr Reden müssig war. Da fragten sie das Mädchen, warum es so umherstreiche. Das Mädchen erzählte, dass sei, weil sie gesagt hatte, sie liebe ihr liebes Väterchen wie das schöne, weisse Salz; darum sei sie verstossen worden, und ihr Herz sei jetzt übervoll von Leid.

Da war grosse Freude, als sie erfuhren, dass sie die Tochter des Mannes sei, der bei ihnen verkehrte. Sie bereiteten nun die Hochzeit und versammelten viel Volk; auch den Vater des Mädchens beehrten sie mit einer Einladung. Aber er bekam seine Tochter nicht zu Gesicht. Und als die Speisen aufgetragen wurden, bekam jeder beim Grafen einen besonderen Teller; das Väterchen des Mädchens wurde auch mit einem Teller beehrt, aber sie hatten an sein Essen wenig Salz gethan. Der reiche Mann suchte überall umher, doch nirgends fand er Salz. Da kam ihm der Gedanke, dass er ohne Salz nicht einen Tag leben könnte. Die Thränen traten dem reichen Mann ins Auge, und Schmerz ergriff sein Herz. Die Küchenmeister fragten ihn, warum er die Speisen nicht esse, ob sie

vielleicht nicht gut seien. Da erzählte er, wie es ihm mit seiner Tochter ergangen sei, und dass er sie aus dem Hause gewiesen, und jetzt deswegen weine und klage. Er traure um seine Tochter; er wisse nichts von ihr, vielleicht sei die Arme schon tot.

Da liess der Graf den Jüngling und das Mädchen rufen.

„Kennst du sie, mein Freund?“ sagte der Graf.

„Wie sollte ich sie nicht kennen?“ sagte der reiche Mann; „dies ist meine süsse Tochter“. Und dann umarmten sie sich und freuten sich, dass sie sich wieder gefunden hatten, und von da an lebten sie glücklich mit einander.

---

35. Das Glück und der Reichtum.

Es war einmal ein Mann, der war so arm wie eine Kirchenmaus. Täglich band er eine Hucke Besen, die trug er zur Stadt, und so lebte er schlecht und recht von einem Tag zum anderen mit seiner Frau.

Dicht bei der Stadt streiften das Glück und der Reichtum umher. Sie stritten sich, wer der mächtigere sei, wer mehr Gutes thun könne. Als sie gerade im heftigsten Streit waren, langte der arme Mann mit einer guten Hucke Besen dort an.

Da sprach der Reichtum: „Wir wollen die Probe machen; hier kommt ein armer Besenbinder; du wirst sehen, dass er nicht mehr Besen zu Markte tragen wird, wenn ich es wünsche.“

„Gut,“ sagte das Glück, „ich werde dann auch etwas versuchen, und der soll der mächtigere sein, der den armen Mann am reichsten macht. Du wirst's sehen, dass ich darum gewinnen werde, weil der arme Mann nach deinem Angebinde wieder Besen binden wird, nach meinem jedoch mit sechs

Ochsen Weizen zur Stadt schicken wird, und er selbst wird hinter dem Wagen auf einem Pferde einherstolzieren."

Der Reichtum redete den armen Mann an und sprach zu ihm: „Nun armer Mann! Du hast lange genug Besen geschleppt; dein elendes Leben dauert mich, darum gebe ich dir hundert Gulden. Aber dass ich dich fürderhin dann auch nicht mit Besen sehe!"

Der arme Mann dankte schön für das Geschenk, machte sich hurtig von den Besen los und machte sich dann auf den Heimweg, voller Freude über die grosse Summe; soviel hatte noch nicht einmal sein Grossvater je gehabt. Er traf aber seine Frau nicht, und da er keinen einzigen gut verschliessbaren Ort hatte, steckte er das Geld in den Kleietopf; er selbst aber lief in den Wald, um Holz zu holen, damit etwas da sei, womit seine Frau wenigstens Wasser heiss machen könne.

Unterdessen kehrte seine Frau heim; aber weil sie nichts hatte, wovon sie Essen bereiten konnte, so mass sie geschwind die Kleie aus, lief in die Nachbarschaft zu einem Kürschnermeister und tauschte die Kleie gegen Maismehl ein. Als ihr Mann heimkehrte, war der Maisbrei schon fertig, und nachdem er sich davon gut vollgegessen hatte, ging er zum Kleietopf, dass er die hundert klingenden Gulden herausnehme. Nun da war weder Kleie noch Geld.

„Nanu, Frau, wo ist die Kleie?"

„Dafür habe ich ja das Maismehl beim Kürschner eingetauscht," antwortete die Frau.

„Aber wo hast du denn die hundert Gulden hingethan?"

„Als ob Ihr je hundert Gulden gehabt hättet," gab's die Frau ihm zurück, „weder Ihr noch auch Eure ganze Sippschaft!"

Ein Wort gab das andere, den armen Mann packte die Wut, er holte die Peitsche vor und führte seine Frau unter Peitschenklang zum Kürschner.

„Ist bei euch eine Schraube losgegangen?“ fragte der Kürschner, als sie die hundert Gulden verlangten. „Du hast ja selbst die Kleie in die Beize geschüttet.“

Was war da zu machen? ohne Geld schlichen sie traurig heim, und der arme Mann ging wieder in den Wald hinaus, band eine Hucke Besen und machte sich damit auf in die Stadt. Das Glück erblickte ihn schon von weitem und hänselte den Reichtum.

„Sieh nur, Reichtum, sieh, Reichtum! Da kommt der arme Mann mit einer Hucke Besen.“

Der Reichtum wurde sehr zornig; er ging dem armen Manne entgegen.

„Wie darfst du es wagen, Besen zu tragen?“

Der erzählte, wie schlecht es ihm mit den hundert Gulden ergangen war.

„Na,“ sagte der Reichtum, „ich gebe dir noch hundert; aber dass ich dich nicht noch einmal mit Besen erblicke!“

Der arme Mann eilte in grosser Freude heim; aber seine Frau fand er auch jetzt nicht daheim; in aller Eile steckte er das Geld in den Aschentopf. Er ging nach Holz in den Wald hinaus; unterdessen kehrte seine Frau auch von ihrem Dorfgang zurück. Ein Krümelchen Mehl ist wahrlich nicht viel, aber nicht einmal so viel war im Hause. Darum nahm sie den Aschentopf und lief damit zum Gerber und tauschte Maismehl dafür ein.

Als der Hausherr sich am Maisbrei gütlich gethan hatte, dachte er bei sich, er wolle das Geld vorholen, damit seine Frau in ihrem Leben auch einmal eine grosse Summe sehe. Aber Gott steh mir bei, keine Asche, kein Geld, nichts zu hören, nichts zu sehen davon!

„He, Frau, wo ist die Asche?“

„Wo?“ zeterte die Frau los, „da in Eurem Bauch!“

„Und die hundert Gulden?“

Davon hatte die arme Frau traun keine Spur gesehen.

Holte der arme Mann die Peitsche vor und prügelte damit seine Frau so lange, bis sie beim Gerber angelangt waren. Sie forderten die hundert Gulden zurück. Da nahm der Gerber das Schabemesser, und so jagte er den armen Mann mitsamt seiner Frau aus seinem Hause, dass das ganze Dorf zusammenlief.

Was war da zu machen? Der arme Mann holte seinen Werg vor, ging in den Wald hinaus, band eine Hucke voll Besen und machte sich noch am selben Tag auf in die Stadt. Das Glück erkannte ihn schon ganz von weitem und hänselte den Reichtum jetzt noch mehr.

„Na siehst du! Hier ist der arme Mann und trägt Besen."

Der Reichtum sagte:

„Ich gebe ihm nun nichts weiter; denn ich sehe, das ist kein zum Leben tauglicher Mensch. Mach mit ihm, was du willst."

Als der arme Mann hinkam, sagte ihm das Glück:

„Na, armer Mann! Ich gebe dir einen Kreuzer, denn ich sehe, dass du schwer dein tägliches Brot erwirbst."

Der arme Mann dankte schön, dann ging er in die Stadt, verkaufte dort seine Besen und kaufte mit dem Erlös Mehl, Salz und Eier; für den Kreuzer aber kaufte er drei Nüsse, und so machte er sich auf den Heimweg.

Auf seinem Wege traf er drei Kinder; die kratzten einander fast die Augen aus, so zankten sie sich über etwas. Fragte sie der arme Mann:

„Aber weswegen zankt ihr euch denn, meine Söhne?"

„Seht nur, Herr Oheim," antwortete der eine, „dies funkelnde Ding haben wir zusammen gefunden, und jetzt können wir es nicht teilen."

Das funkelnde Ding jedoch war ein Stück Demant, was aber weder die Kinder noch der arme Mann wussten.

„Zankt euch nicht," sagte der arme Mann, „gebt es mir, ich gebe dafür jedem von euch eine Nuss."

Die Kinder gingen voller Freude darauf ein; der arme Mann aber trug das Kleinod heim und legte es auf das Gesims.

Nun, der Abend brach an. Da auf einmal wurde es so hell im Haus, wie wenn ein Pfund Kerzen auf einmal angezündet wären! Da freut sich der arme Mann, denkt bei sich, dass er jetzt auch nachts Besen binden kann, braucht sich nicht mehr um die Kerzen zu sorgen, und so kann er etwas mehr verdienen. Wie er sich so freut, hört er, dass ein Wagen vor seinem Haus hält. Ein armenischer Kaufmann spricht bei ihm vor um Feuer für seine Pfeife; denn in einem anderen Hause hatte er nicht mehr Licht gesehen. Der Armenier sieht den strahlenden Diamanten und erkennt ihn gleich. Er fragt den armen Mann, für wieviel er ihn verkaufen würde, denn er habe so ein Feuerzeug nötig bei seinem vielen Umherwandern.

„Ach, mein Herr, das ist eine kostbare Sache!" antwortete der arme Mann.

„Ich gebe dir dafür einen Scheffel Silberbatzen," sagte der Armenier.

„Ach Herr, das ist eine sehr kostbare Sache," beharrte der arme Mann.

„Nun, dann gebe ich dir zwei Scheffel."

„Nicht unter drei Scheffeln, mein Herr; so viel ist es unter Brüdern wert."

Sie schlugen ein; der Armenier wusste, was er kaufte und gab gern drei Scheffel Batzen dafür. Er liess sie gleich von seinem Wagen ausmessen und das Geld hineintragen. Der arme Mann freute sich auch über den Handel, weil er nicht wusste, was er verkauft hatte. Er dachte, das würde für Kerzen und auch noch für anderes langen.

Am anderen Tag kaufte er ein Gehöft, einen Acker, eine Wiese, und schon im Herbst hatte er so viel Weizen gedroschen,

dass er sich vor Freude gar nicht zu lassen wusste. Er kaufte sechs schöne Ochsen, zwei Pferde vor seinen Wagen, ein Reitpferd, und zum Markt am St. Martinstag liess er solch einen Wagen mit Weizen in die Stadt bringen, dass auch noch sechs Ochsen auf einer Halde dran zu ziehen hatten. Er selbst sass zu Pferde und begleitete hoffärtig den Weizenwagen.

Das Glück und der Reichtum standen schon unten an der Stadt, als er hinkam. Da fragte das Glück den Reichtum:

„Kennst du diesen vornehmen Herrn, Reichtum?“

„Ich nicht,“ antwortete der Reichtum; „ich entsinne mich nicht.“

„Aber du könntest ihn kennen,“ sagte das Glück, „denn das ist dein ehemaliger Besenbinder. Nun, siehst du wohl, dass ich mit einem Kreuzer ihn zu einem reichen Mann gemacht habe.“

Da schämte sich der Reichtum und sprach:

„Du hast recht; jetzt sehe ich, dass der Reichtum ohne Glück wenig taugt.“

---

36. Von einem einjährigen Sohn.

Ein Jüngling nahm ein zwanzigjähriges Mädchen zum Weibe. Da sprach der Jüngling:

„Ich werde nicht daheim bleiben, ich sterbe, denn die Stunde meines Sterbens ist gekommen; aber begrabt mich nur dort, wo die Wege sich kreuzen.“

Der Jüngling starb und wurde auch begraben. Da kam der Schäfer; der Sarg sprang aus der Erde, die Erde spaltete sich, der Sargdeckel öffnete sich, der Jüngling sprang heraus. Er sprach zum Schäfer:

„Sagt meinem lieben Vater, dass er zu mir komme und abends Wache halte.“

Da ging sein Vater abends zu ihm, um Wache zu halten; da öffnete sich die Erde, der Sarg sprang heraus, der Deckel öffnete sich, eine Kerze entzündete sich und sprach: „Seid Ihr hier, mein lieber Vater?“

Der Vater erwiderte: „Hier bin ich, mein lieber Sohn!“

Und der Jüngling fragte: „Mein lieber Vater, kommt Ihr mit mir?“

„Ich gehe mit dir, mein lieber Sohn.“

Dann setzten sich alle beide auf den Sarg; sie stiegen auf in den Himmel und traten vor den Richter.

Da sprach der Richter: „Stirbst du für deinen Sohn oder nicht?“

Er erwiderte: „Ich sterbe für meinen Sohn.“

Da zog der Richter ein Messer vor; damit wollte er seinen lieben Vater durchstossen. Sein lieber Vater entsetzte sich und wich zurück. Der Richter sagte:

„Geh fort, du Mensch! Denn ich sehe, dass du für deinen Sohn nicht sterben willst.“

Dann setzten sie sich auf den Sarg, und dann ging sein lieber Vater nach Hause, und der Jüngling wurde mit dem Sarg hineingelegt in den Schoss der Erde. Er wurde hineingelegt; doch am anderen Abend sprang der Sarg wieder aus der Erde, und der Schäfer war wieder dort, und der Jüngling sprach zum Schäfer:

„Sagt meiner lieben Mutter, dass sie zu mir komme und Wache halte.“

Die Mutter kam zu ihm, der Sarg sprang aus der Erde, der Deckel öffnete sich, und eine Kerze entzündete sich und sprach: „Seid Ihr hier, meine liebe Mutter?“

„Ich bin hier,“ sagte sie, „mein lieber Sohn!“

Er sagte: „Kommt Ihr mit mir, meine liebe Mutter?“

Sie sagte: „Wie sollte ich nicht mit dir gehen, mein lieber Sohn!“

Sie setzen sich auf den Sarg, steigen auf in den Himmel, vor den Richter. Spricht der Richter zur Frau: „Stirbst du für deinen Sohn?“

Spricht die Frau: „Ich sterbe für meinen Sohn.“

Damit nimmt er das Schlachtmesser, mit dem er der lieben Mutter Leib durchbohren will, aber seine liebe Mutter weicht schaudernd zurück.

„Nun,“ spricht der Richter, „du kannst nur wieder deiner Wege gehen; ich sehe, du stirbst nicht für deinen Sohn.“

Und sie setzten sich alle beide, die liebe Mutter mit ihrem Sohn, auf den Sarg und stiegen hinab, dorthin, wo die Grabstätte war. Die Mutter nahm Abschied von ihrem Sohn, wünschte ihm guten Abend und ging heim. Der Jüngling wurde in das Grab gelegt.

Als der Schäfer am dritten Abend wieder kam, sah er, wie die Erde sich öffnete, der Sarg heraussprang, und eine Kerze sich entzündete. Sie sprach zum Schäfer: „Seid so gut und sagt meiner Frau, dass sie am dritten Abend Wache halten komme!“

Auch seine Frau ging hin, und wie sie dort anlangte, wo er begraben war, da sah sie sogleich die Erde sich spalten. Sie sah, wie der Sarg aus der Erde sprang, der Deckel sich öffnete, eine Kerze sich entzündete, also sprach: „Bist du hier, Frau?“

Sagte die Frau: „Hier bin ich, meine liebe Seele!“

Sagte ihr Mann zu ihr: „Frau, kommst du mit mir?“

„Wie sollte ich nicht mit dir gehen,“ sagte sie, „meine liebe Seele! Ach, ich sah dich lange nicht,“ sagte sie.

Dann setzten sich alle beide auf den Sarg, stiegen auf in den Himmel, vor den Richter. Also sprach der Richter: „Frau, das frage ich dich: stirbst du für deinen Herrn?“

Sprach die Frau: „Ich bin bereit, für meinen Herrn zu sterben.“

Da ergriff der Richter das grosse Schlachtmesser, und plötzlich schlug er das grosse Schlachtmesser in ihren Leib; aber sie ist auch nicht ein Fünkchen zurückgewichen für ihren Herrn. Als er das Schlachtmesser wieder herausgezogen hatte, heilte er den Magen der Frau wieder so zusammen, dass sie danach ganz unversehrt war.

Der Richter sprach: „Nun sehe ich, dass ein Vater nicht für seinen Sohn sterben würde, auch nicht eine Mutter; aber die Gattin würde für ihren Gatten sterben. Ihr könnt gehen."

Ja, sie gingen ruhig fort, setzten sich auf den Sarg und dankten dem Richter, dass ihnen kein Leid geschehen war. Der Jüngling und seine Frau stiegen hinab vom Himmel und gingen heim. Danach lebten sie noch mehr als achtzig Jahre; sie leben noch heute, wenn sie nicht gestorben sind.

---

37. Das Herz der armen Frau.[1])

Es war einmal eine arme Frau, die fasste den Vorsatz, zur heiligen Jungfrau von Bistritz zu wallfahrten. Wie sie so darauf los geht, kommt sie auf einmal in einen dichten Wald zwischen den Bergen. In der Mitte des Waldes wurde sie von Räubern angehalten, die sie frugen, wohin sie wolle. Da sagte die arme Frau, dass sie nach Bistritz wolle, um zur heiligen Jungfrau von Bistritz zu wallfahrten.

Dann durchstöberten die Räuber alle Bündel und Sachen der Frau, und weil sie durchaus kein Geld bei ihr fanden, wurden sie sehr zornig.

---

[1]) Die Übersetzung ist der Ungarischen Revue 1885 V. Jahrg. S. 638 entnommen.

„Was willst du, Bettlerin, denn dann der Jungfrau Maria bringen, wenn du nicht einen Kreuzer bei dir hast?“ frug sie der Räuberhauptmann.

Da sagte die Frau: „Ich bringe der heiligen Jungfrau von Bistritz mein Herz zum Geschenk.“

„Nun gut, wenn du ihr dein Herz hinbringen willst, da können wir dir ja behilflich sein.“

Hierauf schlitzte der Hauptmann der armen Frau mit seinem grossen Messer die Brust auf, riss ihr das Herz heraus und warf es in die Schürze: „Da! jetzt trage dein Herz zur heiligen Jungfrau von Bistritz.“

Das arme Weib nahm ihre Schürze auf und ging weiter nach Bistritz; kaum war sie zur Stadt gelangt, da begannen die Glocken von selbst zu läuten, die ganze Stadt und die ganze Geistlichkeit zog ihr mit Fahnen entgegen und führte die arme Frau in die Kirche hinein. Die arme Frau aber war kaum in die Kirche gelangt, so kniete sie vor der heiligen Jungfrau nieder, nahm ihr Herz aus der Schürze und legte es der Mutter Gottes zu Füssen. — Aber bis sie ein „Gegrüsset seist du, Maria“ hergesagt, hatte sie die gebenedeite Jungfrau geheilt, dass nicht einmal eine Narbe auf ihrer Brust zu sehen war.

---

38. Der Pilger und der Engel Gottes.

Ein reicher Mann hatte sehr, sehr viele schöne Schafe. Er liess sie von seinem kleinen Knecht auf die Wiese treiben, dass er sie dort hüte, aber er schärfte ihm ein: mit seinem Kopf stehe er für die Schafe! . . . so solle er für sie Sorge tragen. Wie der kleine Knecht so für sich flötete, kam ein

Bürschchen daherstolziert und hänselte ihn so lange, bis der arme Hirtenjunge ihn mit seinem Knotenstock auf den Kopf schlug und der händelsüchtige Bursche auf der Stelle eines schrecklichen Todes starb. Da erschrak der kleine Schafhirt, schaute sich schnell um, ob ihn jemand gesehen habe, und begrub den Leichnam in einem Graben. Als er abends mit den Schafen heimkam, fehlte eins von ihnen.

Der reiche Mann schickte seinen Sohn mit dem Hirtenknaben aus, dass sie das verlorene Schaf suchen sollten, aber als sie seine Spur ganz und gar nicht entdeckten, beschuldigte ihn des Herrn Sohn, dass er es sicherlich aufgegessen habe, und schlug ihn so mit dem Stock, dass der Hirtenknabe nicht einmal einen Wehlaut ausstossen konnte: er starb eines schrecklichen Todes. Da dachte des Herrn Sohn: „Es sieht mich ja niemand unter dem Himmel, ich begrabe ihn in einem Graben," — und er begrub ihn just in demselben Graben, wo das andere Bürschchen lag.

Aber alle beide Mordthaten hatte ein Pilger gesehen; doch des Knaben Vater war ein reicher Mann, und er wagte nicht, das Gericht anzurufen; er dachte, es sei doch unnütz, der reiche Mann würde ihn zu Tode prozessieren. Er verlegte sich daher aufs Beten, und drei ganze Jahre hindurch betete er darum, Gott der Herr möge den reichen Mann demütigen, damit er ihn ohne Furcht anzeigen könne. Aber Gott erhörte nicht des Pilgers Gebet, und der reiche Mann wurde in den drei Jahren noch reicher. Da beschloss der Pilger, dass er wahrhaftig kein Sterbenswörtchen mehr vergeblich beten, sondern von nun an ein lustiges Leben führen wolle. Denn wozu sollte er noch weiter beten, wenn Gott die Bösen segnet und die frommen Menschen vergisst.

Er verliess sein kleines Hüttchen und zog in die weite Welt. Er war schon durch siebenmal sieben Königreiche gewandert, und eines Abends spät traf er einen Mann, der an einem grossen Feuer lagerte. Er liess sich auch beim Feuer

nieder, und dort erzählte er ihm, wie es mit ihm stünde. Da sagte der andere Mann:

„Ich habe ein gerade so heiliges Leben gelebt wie du; doch als ich der Bösen Gedeihen, der Guten kummervolles Leben sah, habe ich mich entschlossen, dass ich fürderhin keinen heiligen Wandel führen, sondern leben werde wie andere Geschöpfe Gottes."

Sie schlossen Freundschaft und beim Morgengrauen brachen sie selbander auf. Abends langten sie in einem Dorfe an, und im ersten anständigen Hause baten sie um eine Nachtherberge. Der Hausherr, der eine schöne Frau und ein einziges Söhnlein hatte, sagte: „Seid mir im Namen Gottes willkommen!" und lud seine Gäste sogar zum Abendessen ein. Dann wurde ihnen ein Lager bereitet, und nachdem sie sich gute Nacht gewünscht hatten, legten sie sich nieder und schliefen ein.

Als alle schon im ersten Schlummer lagen, erhob sich des Pilgers Reisegefährte und durchschnitt mit einem Messer den Hals des kleinen Kindes. Dann rüttelte er den Pilger wach, und sachte machten sie sich von dannen.

Am andern Abend kamen sie in ein anderes Dorf, und auch dort fanden sie einen gutherzigen Wirt, der ihnen nicht nur ein Obdach gab, sondern auch ein gutes Abendessen und so viel Wein, wie sie nur trinken konnten. Der Hausherr hatte einen schönen Silberbecher und bot daraus seinen Gästen abwechselnd immerfort an. Er redete ihnen zu, dass sie aus diesem Becher nur trinken sollten; er tränke auch immer daraus, und einen anderen Becher würde er nicht zum Munde führen. Nun, nach dem guten Essen und Trinken legten sie sich dann schlafen; aber des Pilgers Gefährte wartete nur darauf, dass der Wirt zu schnarchen anfing, dann hängte er den silbernen Becher vom Nagel ab und stiess den Pilger an: „Ein Haus weiter!"

Sie gingen, gingen, wanderten so lange, bis die Dunkelheit sie einst in einem sächsischen Dorfe überraschte. Da setzte nun solch ein Regenwetter ein, solch ein Platzregen stürzte herunter, und solche Finsternis brach an, dass man ein Beil dran hätte aufhängen können. Sie baten um Einlass in einem Hause; aber der Wirt rief hinaus: „Der Nachbar ist ein besserer Mensch als ich!“ Gehen sie zum Nachbar; der ruft dasselbe hinaus. Sie gehen ein Haus nach dem andern ab; aber überall werden sie damit abgespeist: „Der Nachbar ist ein besserer Mensch als ich!“ Beim allerletzten Haus aber bettelten sie so lange, dass der Wirt sie einliess, aber nicht ins Haus, sondern in den Schweinekober. Der alte Sachse dachte bei sich, dass diese bösen, wilden Schweine die beiden Männer zerstückeln würden, und am anderen Tag brauchte er ihnen dann wenigstens keinen Mais zu geben. Aber die Schweine thaten den Wanderern nichts zu leide, und sie schliefen ruhig bis zum Morgen; des Pilgers Gefährte dankte dann für das Obdach und gab dem alten Sachsen den silbernen Becher zum Geschenk für seine Gutherzigkeit.

Sie gingen weiter, und auf ihrem Wege gelangten sie an einen Steg, der war so schmal, dass nur ein Mensch auf einmal ihn überschreiten konnte. Da sprach der Pilger:

„Wir wollen uns hierher setzen; denn siehst du, gerade jetzt hat ein Mann den Steg betreten; wir wollen warten, bis er herüberkommt.“

Sein Gefährte aber hörte nicht darauf und ging dem Mann entgegen, und als ihm der einen schönen guten Tag wünschte, ergriff er ihn und stiess ihn ins Wasser, und der ertrank auf der Stelle.

Der Pilger war darüber voller Unwillen und beschloss, fürderhin nicht mehr eine Strasse mit seinem Gefährten zu ziehen. Jenseit des Steges kamen sie an einen Kreuzweg, und hier sagte er zu seinem Gefährten:

„Ich reise mit dir nicht weiter, hörst du! Wenn du nach Osten gehst, gehe ich nach Westen."

„Warum willst du denn mit mir nicht reisen?" fragte sein Gefährte.

„Darum, weil ich deine Übelthaten nicht länger mehr mit ansehen kann. Du hast den einzigen Sohn des gutherzigen Wirtes getötet, dem andern stahlst du seinen Lieblingsbecher und schenktest ihn jenem schlechten Mann, der uns bei den Schweinen übernachten liess, und jetzt hast du diesen ehrlichen Mann ins Wasser gestossen, obgleich er dir einen schönen guten Tag wünschte."

„Warte nur ein wenig," sagte der Reisegefährte, „du willst noch den Tugendrichter spielen! Was hast du denn gethan? Du, ein Pilger, hast zugesehen, wie ein menschliches Wesen das andere getötet hat, und hast nichts gesagt, weil du fürchtetest, dass du Schaden leiden könntest. Du, ein Pilger, hast die Sühne der Sünde nicht abwarten können, sondern hast dich einem weltlichen Lebenswandel ergeben. Wisse, dass ich der Engel Gottes bin; ich kenne der Menschen künftige Geschicke, und danach handle ich. Ich tötete den einzigen Sohn jenes gutherzigen Wirtes deshalb, weil seine Eltern ihm alles nachgesehen hätten und ein Galgenstrick aus ihm geworden wäre; mit seinem Leben hätte er tausendmal mehr Bitternis verursacht als mit seinem Tode. Jenem anderen stahl ich deswegen den silbernen Becher, weil er so gerne daraus trank, dass er sich dem Trunk ergeben hätte; aber so hat er beschlossen, fürderhin nicht zu trinken. Jenem alten Sachsen aber schenkte ich den silbernen Becher, damit er sich dem Trunk ergebe und er all das Seine vertrinke, weil solch ein Mensch, der sich der armen Wanderer nicht erbarmt, des Reichtums nicht würdig ist. Jenen anscheinend ehrlichen Mann aber stiess ich darum von dem Steg, weil er gerade im Sinne hatte, den Weg des Bösen zu betreten. Den habe ich wenigstens von der Ver-

dammnis gerettet. Du aber kehre zurück in dein kleines Häuschen, und wolle nicht den lieben Gott zur Eile anspornen, denn seine heilige Gnade säumt nicht, der Gerechtigkeit zu walten."

Nachdem der Engel das gesprochen hatte, stieg er in einem leuchtenden Flammenwagen gen Himmel.

---

39. Die Engel-Lämmer.[1])

Es war einmal eine alte Frau, die hatte drei Söhne, die beiden ältesten aber waren sehr faul.

Als die Mutter schon garnichts mehr zu beissen hatte, schickte sie ihren ältesten Sohn fort, er möge sich nach einem Dienste umsehen. — Der Knabe ging trotzig fort und begegnete unterwegs einem alten Manne.

„Wohin, mein Sohn?" fragte der Alte.

„Ich möchte mich nach einem Dienst umsehen, mein alter Vater; wüsste ich nur, wo ich einen finden könnte."

„Dann bleibe nur gleich bei mir!" sagte der gutherzige Alte. „Bei mir dauert das Jahr nur drei Tage lang. Da hast du sonst garnichts zu thun, als die Lämmerherde, die ich habe, tagtäglich auf die Weide hinauszutreiben; aber wie sie aufbrechen, musst du ihnen nur immer hübsch nachgehen, treibe sie nicht zurück, sondern gehe immer dorthin, wohin sie dich führen. Hier hast du ein kleines Kästchen, darin bringe mir eine Handvoll von dem Grase mit, das die Lämmer abweiden, und hier ein kleines Fläschchen, in dem bringe mir von dem Wasser, wovon sie getrunken. Ich pflege jeden Tag nachzu-

[1]) Die Übersetzung ist der Ungarischen Revue 1885 V. Jahrg. S. 640 entnommen.

sehen, was für ein Gras sie fressen und was für ein Wasser sie trinken."

Der Knabe versprach dem Alten, alles fein ordentlich zu machen, und trieb anderen Morgens die Schafe zur Weide, aber die Herde ging ganz von selbst hin. Ein zutrauliches, kleines Lämmchen ging dem Knaben fortwährend zur Seite und rieb sich zuweilen gegen ihn ab. Aber der rohe Schäfer stiess das Arme in die Seite und fluchte, dass ihm das Lämmchen alle seine Zechen anhängen wolle. Es währte nicht lange, da kamen sie an eine zerfallene Brücke, die weder Geländer noch Brett hatte, so dass nur ein, zwei Balken auf den Stützpfosten ruhten. Die Lämmer gingen eines nach dem anderen über die schlechte Brücke, das sanfte Lämmchen blieb als letztes und, wie um den Schäfer zu ermutigen, dass er sich nur an seiner Wolle festhalten möge, ging es ganz zu ihm hin und blickte ihn an, gleichsam als wollte es sagen: komm nur mit.

Aber der faule Bursche drehte sich brummend um: „Nur weiter, ihr dummen Tiere, wenn es Euer Gnaden so beliebt; ich für meinen Teil habe wirklich nicht die geringste Lust, von dieser schlechten Brücke hinunterzuplumpsen."

Nach einiger Zeit kommen die Lämmer in schöner Ordnung wieder zurück und schlagen den Weg nach Hause ein. „Oho, was mache ich jetzt?" dachte der Knabe bei sich, „was für ein Gras soll ich denn jetzt in das Kästchen geben, was für ein Wasser in das Fläschchen füllen, wo diese Lämmer doch keine Handvoll davon gefressen und keinen Löffel voll getrunken?" Kurz entschlossen gibt er irgend ein Gras in das Kästchen, füllt das Fläschchen aus der Quelle und geht damit der Herde nach. — Zu Hause frägt ihn der Alte:

„Nun, mein lieber Sohn, bist du also hier mit deiner Herde? — Zeige doch nur, was für ein Gras sie gefressen und was für Wasser sie getrunken?"

Der Knabe reichte das Kästchen und das Fläschchen hin.

Da schüttelte der Alte den Kopf.

„Ach, mein Sohn, du hast nicht von dem gebracht, was meine Lämmer gegessen und getrunken. Bringe du morgen ja von dem.“

Am zweiten Tage treibt der faule Junge seine Herde von Neuem zur Weide und that wieder ganz so wie am vorigen Tage. Wieder scheuchte er das sanfte, kleine Lämmchen von seiner Seite und folgte den Lämmern wieder nicht über die Brücke. Dort, am Anfange der Brücke wartete er auf sie, bis sie zurückkamen. Dann gab er wieder irgend ein Gras in sein Kästchen, schöpfte aus dem Flusse Wasser in das Fläschchen und trieb dann die Lämmer nach Hause; die brauchten ohnehin nicht eine Handvoll Gras und sahen das Wasser nicht einmal an.

Der Alte schüttelte nur wieder den Kopf.

Am dritten Tage machte es der faule Schäfer wieder gerade so wie an den zwei ersten. Wie er am Abend dieses Tages nach Hause kommt, sagt der Alte zu ihm:

„Nun, mein lieber Sohn, dein Dienst ist zu Ende, was willst du also zum Lohne dafür haben: eine Schüssel voll Gold oder dein Seelenheil?“

Der Knabe überlegte nicht lange:

„Wo ist die Schüssel voll Gold?“

Der Alte brachte eine Schüssel, die war voll von gleissendem Golde, und das schüttete er dem Knaben in den Armel seines Szür.[1])

Am anderen Tage machte sich der Junge auf den Heimweg; er konnte kaum erwarten, dass der Morgen graute. Unterwegs kehrte er in einer Schenke ein und ass und trank nach Herzenslust. Als er nun vollständig betrunken war, nahmen ihm seine Zechgenossen alles Gold aus dem Ärmel seines Szür

[1]) Mantel des ungarischen Bauern.

heraus, ihn aber liessen sie dort liegen. Mit leerer Hand, wie er gegangen, kam er auch wieder heim.

Auch den zweiten Sohn sandte die Mutter aus, sich einen Dienst zu suchen. Der war auch nicht besser als sein Bruder und that ebenso mit den Lämmern des Alten. Nach Ablauf der drei Tage bat auch er eine Schüssel Goldes von dem Alten als Lohn. Doch wie er nach Hause ging, verspielte er in der Schenke all sein schönes Geld.

Auch dieser kam mit leerer Hand heim in das Haus seiner Mutter.

Da zergrämte sich die arme Frau, von was sie wohl ihre Kinder erhalten solle, wenn ihr alles aufgezehrt sein werde, und da doch ihre zwei grössten keinen Groschen verdienen können. Ihr jüngster Sohn sprach ihr Trost ein:

„Weinen Sie nicht, liebe Mutter, so werde also ich dienen gehen, ich werde Ihnen schon Geld nach Hause bringen."

Das wollte die Mutter nicht und hielt ihn immer wieder zurück, er sei ja so noch viel zu klein. Aber eines Morgens, da war der kleine Knabe verschwunden. Wie er so vor sich hingeht, trifft er den alten Mann.

„Wohin, wohin, mein lieber Sohn?" frägt der Alte.

„Ich gehe einen Dienst suchen, mein lieber, alter Vater. Meine arme Mutter stirbt beinahe schon vor Hunger, sie hat kaum etwas zum Beissen. Ich möchte ihr helfen in ihrem erbärmlichen Leben."

„Nun, ich sehe, du bist ein gutes Kind," sagte der alte Mann, „und ich nehm' dich gerne in meinen Dienst; ist's dir recht, so bleibe bei mir, es wird dir nichts zu Leide geschehen."

Und der Knabe ging mit dem alten Manne; zu Hause angelangt, sagte der Alte zu ihm:

„Mein lieber Sohn, du wirst sonst nichts zu thun haben, als meine Lämmchen zur Weide zu treiben. Bei mir aber hat das Jahr nur drei Tage, so lang und nicht länger hast du bei

mir zu dienen. — Hier ist ein kleines Kästchen, stecke es in den Armel deines Szür, und hier nimm auch noch dieses kleine Fläschchen. Gieb täglich etwas von dem Grase, wovon meine kleinen Lämmchen essen, in das Kästchen, und etwas von dem Wasser, daraus sie trinken, in das Fläschchen. Hast du mich verstanden?"

„Ich verstehe," sagte der Kleine.

Als er anderen Tages die Lämmer zur Weide trieb, kam das sanfte, kleine Lämmchen, welches seine älteren Brüder immer von sich gestossen hatten, fortwährend zuthunlich auf ihn zugesprungen und schmiegte sich wie schmeichelnd immer wieder an seine Seite, so dass der kleine Schäfer das Lämmchen sehr lieb gewann, es streichelte und sein Fell glättete. Als sie zur alten, zerfallenen Brücke kamen, gingen die Lämmer schön eines nach dem anderen über die Balken hinüber, aber das Bübchen erschrak schon im voraus, wie es ihm nur möglich sein werde, hinüber zu kommen.

Das kleine Lämmchen sah ihn ermutigend an und begann zu sprechen:

„Fürchte dich nicht, fürchte dich nicht, lieber, kleiner Schäfer! halte dich nur fest an meiner Wolle, ich werde dich schon hinüberleiten."

Der kleine Knabe that, wie ihm das Lämmchen geheissen, hielt sich an seiner Wolle fest und kam so vorsichtig, Schritt vor Schritt, auch glücklich über die Brücke. Die Lämmchen aber gingen nur immer weiter und weiter, so dass der kleine Schäfer sich nicht genug über sie verwundern konnte, weil sie halt weder assen noch auch tranken. Nach einiger Zeit kamen sie an eine kleine Kapelle. Vor der Kapelle angelangt, schüttelten sich die Lämmchen, und im Augenblicke wurde jedes von ihnen zu je einem Engel. Der kleine Schäfer fand seines Staunens kein Ende, riss den Hut vom Kopfe und getraute sich kaum, sie anzuschauen. Die in Engel verwandelten

Lämmchen traten nun alle in die Kapelle ein, und ein schöner Engel — es war derselbe, der als Lämmchen dem kleinen Schäfer zur Seite gegangen — führte auch ihn hinein. Vor dem Altare knieten die Engel nieder; ein Priester spendete ihnen mit der Hostie und dem Kelche die heilige Kommunion und bedachte auch das Bübchen. Das Bübchen that nun auch in sein Kästchen eine Hostie und gab etwas von dem geheiligten Weine in sein Fläschchen. — Hierauf gingen sie wieder alle aus der Kapelle hinaus. Die Engel schüttelten sich wieder und wurden aufs Neue zu Lämmern, und das Bübchen folgte ihnen andächtig und mit dem Hute in der Hand. Bei der schlechten Brücke aber half ihm wieder jenes schöne, sanfte Lämmchen, der schöne Engel, hinüber. Zu Hause angelangt, frägt ihn der Alte:

„Nun, mein Söhnchen, hast du mir etwas von dem Gras und Wasser gebracht, das die Lämmer gefressen und getrunken?“

„Ach, mein lieber, alter Vater,“ sagt der Kleine, „das sind ja keine Lämmer, sondern wirkliche Engel!“

Hierauf erzählte er, was er gesehen, und gab dann dem Alten Kästchen und Fläschchen: „Hier ist, was meine Lämmchen gegessen und getrunken.“ Da lächelte der Alte.

„Nun, mein liebes Bübchen, ich sehe, dass du ein braves und ehrliches Kind bist, du hast deine Pflicht rechtschaffen gethan. Wähle jetzt, was willst du zum Lohne: eine Schüssel Goldes oder dein Seelenheil?“

„Gott sieht in mein Herz, liebes Grossväterchen, mir wäre auch die Schüssel Goldes recht, denn wir sind gar sehr arme Leute; aber mein Seelenheil ist mir doch noch lieber, und darum wähle ich das.“

„Gut gewählt, mein Kind!“ sagt der gute Alte. „Weil du dein Seelenheil höher gehalten als Erdengut, verdienst du, dass ich dir auch von diesem gebe; denn alles steht in meiner Gewalt: ich bin der liebe Gott.“

Das Bübchen fiel vor ihm auf die Knie, der gute Gott aber füllte den Ärmel seines Szür mit drei Schüsseln voll Gold an und liess ihn mit seinem Segen nach Hause ziehen.

Daheim aber wurde seiner guten Mutter nie mehr das Herz schwer; denn von dem vielen Reichtume konnten sie bis an ihr seliges Ende ein glückliches Leben führen.

---

40. Die drei Erzengel.[1])

Nachdem unser Herrgott beschlossen hatte, Adam und Eva aus dem Paradiese zu vertreiben, sandte er zuerst Gabriel, den ungarischen Engel, zu ihnen, seinen Befehl zu vollführen. Nun waren aber Adam und Eva von der Frucht des verbotenen Baumes schon überaus klug geworden und auf jede Weise bemüht, sich aus der Klemme zu ziehen. Sie rüsteten daher einen grossen Schmaus, empfingen den Engel Gabriel auf das herzlichste und suchten ihn mit Schmeicheleien und schönen Worten zu gewinnen, was ihnen auch so gut gelang, dass es dem Ärmsten leid that, die freundlichen Wirte aus ihrem Heim zu vertreiben, er nach Hause ging und den Herrgott bat, jemand anderen mit dieser unangenehmen Sache zu betrauen.

Nun sandte Gott den Florian, den rumänischen Engel, weil er von diesem wusste, dass er viel folgsamer und nicht so grossmütig sei. Adam und Eva sassen gerade beim Essen, als Florian in Opintschen[2]), mit abgenommenem Hute und einen grossmächtigen Stab in der Hand, eintrat. Er bot ihnen ganz unterthänig einen guten Tag und sagte, warum er gekommen.

---

[1]) Die Übersetzung ist der Ungarischen Revue 1887 VII. Jahrg. S. 690 entnommen.

[2]) Bundschuh der Rumänen.

„Hast du's schriftlich?“ schnauzte Adam ihn an. „Nein,“ stotterte Florian, erschrak und ging zurück in den Himmel.

Jetzt sandte Gott den Michael, den deutschen Engel. Auf das hin waren Adam und Eva nicht wenig bestürzt und bereiteten ein noch viel reicheres Mahl, um ihn weich zu stimmen. Die besten Sachen wurden hervorgeholt und besonders an Bier und guten Würsten war kein Mangel. Der Engel Michael liess sich's denn auch schmecken; aber als er nun so satt war, dass er kaum schnaufen konnte, zog er sein Schwert heraus und sagte: „So! und nun schert euch hinaus!“ — Adam und Eva verlegten sich zwar aufs Bitten und flehten ihn an, doch barmherzig zu sein und zu bedenken, wie gut sie ihn bewirtet hätten, aber der Engel Michael blieb fest, sagte nur: „Es muss sein!“ und jagte sie hinaus.

Seit dieser Stunde ist „Muss“ ein grosser Herr!

---

41. Christus und die drei Waisenburschen.

Es waren einmal drei verwaiste Burschen, die hatten gar kein Gewerbe; sie fischten nur Holz aus dem Meer, davon lebten sie. Einstmals sagte der älteste:

„Hört, Jungens! So werden wir niemals vorwärts kommen; wir wollen ausziehen, unser Glück zu versuchen.“

„Einverstanden,“ sagten die beiden anderen. Sie machten sich auch sogleich auf.

Sie wanderten und wanderten durch siebenmal sieben Königreiche; einstmals begegneten sie unserem Herrn Christus und St. Peter.

„Wohin des Wegs?“ fragte unser Herr Christus die Burschen.

„Wir sind ausgezogen,“ sagte der älteste, „unser Glück

zu versuchen, denn zu Hause konnten wir nicht vorwärts kommen."

„Nun, mein Sohn, was möchtest du denn werden?" fragte er den ältesten.

„Ich würde gern ein Landwirt sein," sagte der älteste.

„Nun, mein Sohn, wenn du das gern sein möchtest, mache ich dich dazu," sagte unser Herr Christus. „Geh in jenes Gehöft dort am Wegsaum. Es sei dein, aber vergiss dann der Armen nicht!"

„Und du, mein Sohn," wandte er sich zum zweiten, „was würdest du dir wünschen?"

„Ich möchte gern ein Schafhirt sein."

„Nun, wenn nur das dein Begehr ist, so geh auf jenen Berg hinaus! Dort ist eine Hürde, daneben Schafe genug; ich gebe dir alle, aber ich binde dir auf die Seele: vergiss nicht der Armen!"

Da gingen die zwei älteren in grosser Freude von dannen; nur der kleine blieb zurück.

„Und du, mein Sohn, was würdest du dir wünschen?" fragte ihn unser Herr Christus.

„Ich wünsche mir nicht viel; nur eins möchte ich gern, wenn ich irgendwo ein Fährmann sein könnte."

„Das ist wirklich nicht viel," sagte unser Herr Christus; „komm mit uns!"

Einstmals kamen sie an ein grosses Wasser. An dem Wasser stand ein kleines Häuschen, und davor war ein Nachen angebunden.

„Nun, mein Sohn, dies ist dein; nimm es hin! Aber ich binde dir auf die Seele, dass du nicht der Armen vergessest."

Damit zog unser Herr Christus mit Peter fürbass.

Die Zeit verging; einstmals sagte unser Herr Christus zu Peter:

„Komm, Peter; wir wollen nachschauen, was unsere Burschen machen.“

Sie gingen zum Landwirt hin. Da war aus dem ein so grosser Herr geworden, dass er aus drei Meerschaumpfeifen zu gleicher Zeit rauchte, in der Scheune aber droschen sechs Drescher den Weizen!“

„Geh hinein, Peter, bitte um etwas,“ sagte unser Herr Christus.

Ging Peter hinein, aber wahrhaftig, er bekam dort nichts.

„Geh doch und fordere wenigstens eine Handvoll ungedroschenen Weizens.“

Ging Peter wieder hinein und brachte eine Handvoll ungedroschenen Weizens.

„Nun, jetzt trage ihn dort drüben auf den Hof jener armen Frau,“ sagte unser Herr Christus, „und verbrenne ihn!“

Peter zündete ihn an, und in einer Minute war der Hof voll mit Weizen. Die arme Frau konnte sich garnicht genug thun mit Danksagungen.

Der gnädige Herr hatte das vom Hausflur aus mit angesehen und rief den Dreschern zu, sie sollten sich nicht weiter plagen, sondern das Ganze anzünden. Die zündeten es auch an, aber nicht nur, dass kein reiner Weizen daraus wurde, sondern auch die Scheune begann zu brennen. Jetzt erschrak der gnädige Herr und lief zum Brunnen, aber er ist so hineingepurzelt, als ob er niemals dort gewesen wäre. Das Haus aber samt allem verbrannte zu Staub.

„Na, mit dem sind wir fertig, Peter,“ sagte unser Herr Christus; „komm, wir wollen nach dem zweiten schauen.“

Sie gingen zur Hürde hin. Peter ging hinein, ob er wohl etwas bekomme, aber der Hirt trieb ihn noch mit Scheltworten von dannen.

„Geh, fordere wenigstens einen Topf Molke,“ sagte unser Herr Christus.

Ging Peter hin und brachte ein Töpfchen Molke.

Da nahm unser Herr Christus das Töpfchen und schleuderte es auf das Dach der Hürde. Und in der Minute begann die Hürde und der Hirt in ihr zu brennen.

„Na, Peter," sagte unser Herr Christus, „nun wollen wir auch nach dem dritten schauen."

Sie gingen hin zu dem Gewässer, und unser Herr Christus rief hinüber, er solle mit seinem Nachen herüber kommen. Der Bursche liess sich das nicht zweimal sagen. Auf der Stelle kam er und setzte sie über, voller Freude, dass er seinem Wohlthäter einen Dienst leisten konnte. Aber als sie übergesetzt waren, da wurde unser Herr Christus so grindig wie eine Kröte.

„Wie könntet Ihr wieder heil werden?" fragte ihn der Bursche.

„Du kannst mich nicht heilen, mein Sohn, denn ich würde nur durch das Blut deines Kindleins genesen," sagte unser Herr Christus.

Der Bursche kratzte sich nur ein wenig den Kopf, dann nahm er das Messer, nahm das Kind aus den Armen der Frau und liess sein Blut ausfliessen.

Mit diesem Blut bestrich Peter unsern Herrn Christus, und siehe! auf der Stelle schälte sich der Grind von seinem Leibe ab.

„Nun Peter, jetzt wirf das Kind in den Ofen, und zünde das Feuer an!"

Der Hausherr schaute nur, ohne ein Wort zu sagen, dem zu, was Peter machte.

Plötzlich begann unser Herr Christus wieder zu sprechen: „Gehe hin, mein Sohn, dein Kind wartet im Ofen."

Der Hausherr ging hin; da sass es dort auf dem Ofenrücken und spielte mit zwei goldenen Äpfeln. Voller Freude

holte er es und kniete nieder vor unserm Herrn Christus; aber unser Herr Christus sprach zu ihm:

„Danke mir mit nichten, mein Sohn; du hast die Wohlthat verdient. Geh hinaus vor deine Thüre! Dort ist eine grosse Wiese. Miss dir davon mit deinem Stock soviel aus, wie du willst! Lebe glücklich, aber vergiss auch fürderhin der Armen nicht!“

Der Hausherr wollte ihm danken; aber unser Herr Christus war schon verschwunden.

---

42. Christus und der Pope.

Vor altersgrauen Zeiten, als noch alle Menschen zu Fuss gingen, wenn sie kein Pferd hatten, machte sich auch unser Herr Christus auf mit dem heiligen Peter, dass sie zu Fuss das Erdenrund bereisten. Auf ihrer Wanderung trafen sie einen Popen. Christus fragte ihn:

„Wohin des Wegs, Herr Pope?“

„Ich, mein alter Vater,“ antwortete der Pope, „suche ein Land, wo ich etwas besseres als Weizenbrot zu essen bekomme.“

„Was?!“ dachte unser Herr Christus bei sich, „warte nur, ich werde dich schon in ein besseres Land führen, wenn dir Weizenbrot nicht gefällt!“

Zur Strafe verwandelte er den Popen gleich in ein Pferd.

Gerade in dem Augenblick kam ein armer Zimmermann des Wegs. Der arme Mann trug Speichen für drei Räder auf seinen zwei Schultern, und wie ein Regenguss, so rieselte der Schweiss an ihm herab.

Unser Herr Christus sprach ihn gleich an:

„Komm nur, komm, armer, braver Mann! Packe deine Last diesem Pferd auf. Packe ihm ein Jahr lang jeden Tag,

den Gott giebt, drei Karrenladungen Radspeichen auf, bring sie zu Markte, und am Ende des Jahres kannst du ihm einen Gefährten kaufen. Dann mach einen Wagen und lade soviel Radspeichen auf, wie sie nur ziehen können. Aber diesem Pferd gieb nichts anderes als Hobelspäne zu fressen!"

Es bedurfte nicht erst vielen Zuredens bei dem armen Zimmermann. Er ging gewissenhaft zu jedem Markt; jetzt schwirrten ihm nicht mehr die Sehnen unter der grossen Last, sondern seinem Pferde. Na, er hielt es aber auch gut; er gab ihm so viele Hobelspäne, wie es nur fressen konnte. Am Schluss des Jahres hatte er soviel Geld zusammengescharrt, dass er ihm einen Gefährten kaufen konnte. Als dann zwei Jahre um waren, trieb er sein Pferd auf die Wiese. Christus ging dort gerade mit dem heiligen Peter spazieren.

„Nun, mein Herr Vater," begrüsste ihn der arme Mann, „ich bringe das Pferd. Der Herrgott lohn' Euch Eure Güte; denn von dem Verdienst habe ich ein zweites Pferd angeschafft, und jetzt kann ich mich nun schon so durchschlagen."

„Es ist gern geschehen, mein Sohn", sagte Christus, „aber ich lasse dir das Pferd noch ein Jahr. Brauche es nur so, wie ich dir gesagt; aber halte es auch gut mit Hobelspänen!"

Der arme Mann brauchte das Pferd noch ein Jahr, und am Schluss des Jahres kaufte er wieder ein anderes. Dann trieb er es von Neuem hinaus auf die Wiese, und dort traf er wieder mit Christus zusammen.

„Nun, mein Herr Vater, ich bringe das Pferd zurück. Ich habe mir durch dies schon zwei erworben; der Herrgott segne Eure Schritte!"

Dann ergriff St. Peter die Zügel, führte das Pferd hinter sich her, und so begaben sie sich zur Frau des Popen zur Nachtherberge. Sie banden es dort in der Scheune an, und die Popenfrau legte ihm ein gutes Klafter Heu vor. Als das Pferd seine Frau erblickte, streckte es sein Maul hin, um sie

zu küssen; aber die Popenfrau gab ihm solch einen Streich, dass ihm gleich das eine Auge auslief.

Früh morgens, als Christus fortging, verwandelte er das Pferd wieder in den Popen. Aber das war eine schlimme Geschichte für den armen Popen! Seine Frau liess kein gutes Haar an ihm.

„Du! du Herumtreiber! du Landstreicher, du! wo kannst du dich nur die drei Jahre herumgetrieben haben! Und sieh nur! Dein Auge haben sie dir obendrein auch noch ausgeschlagen!"

„Aber das hast du mir ja ausgeschlagen, liebe Frau," antwortete der Pope sehr traurig.

„Ich?! Wahrhaftig, drei Jahre lang habe ich keine Spur von dir gesehen! Wie hätte ich das ausstechen können?"

„Das kam so, liebe Frau: ich war jenes Pferd, dem du gestern Abend zu fressen gabst. In meiner Freude wollte ich dich küssen, und dir beliebte, mir solch einen Streich zu versetzen, dass mir gleich das eine Auge ausgelaufen ist."

„Siehst du," zeterte die Popenfrau, „ich habe dich genug angefleht, du solltest dich nicht versündigen, denn etwas Besseres wie Weizenbrot findest du nicht zu essen, wenn du auch die weite Welt durchsuchst."

„Du hast recht," sagte der Pope; „aber Gott hat mich auch geschlagen. Drei Jahre lang war ich ein Pferd, und sogar Heu ass ich gestern Abend zum erstenmal."

„Herr Jesus! Wovon lebtest du denn, mein lieber, guter Mann?"

Da begann der Pope zu schluchzen wie ein kleines Kind und sagte:

„Von Hobelspänen!" . . .

43. Christus und der Schafhirt.

Als Jesus Christus noch auf Erden ging, da wurde er einstmals, wie er mit St. Peter umherwanderte, sehr müde und hungrig. In der weiten Einöde sahen sie kein Gehöft, wo sie hätten einkehren können. Einmal, wie St. Peter sich umschaute, sagte er zu Jesus Christus:

„Herr! dort sehe ich eine Hütte; wir wollen da einkehren. Wir werden dort schon eine Menschenseele finden."

Dann gingen und gingen sie; auf einmal langten sie bei der Hütte an. Aber nur ein armer Schafhirt wohnte dort; er hütete die Schafe seines Herrn. Sie grüssten ihn; der nahm sie sehr freundlich auf, hiess sie niedersitzen und kam ins Gespräch mit ihnen. Aber unser Herr war schon sehr hungrig und sprach zum Hirten:

„Armer Mann, gieb uns doch etwas zu essen, denn wir sind sehr hungrig."

Der arme Schafhirt sann nach, womit er seine Gäste wohl bewirten könnte; er hatte gar nichts zu eigen, nur ein Stück trockenes Brot und ein kleines Lamm. Sein Herr hatte zwar Schafe genug, doch er wagte nicht, eins davon zu schlachten. Er fürchtete, dass er darob zürnen würde, denn er wusste wohl: dem Hund gehört, was eines anderen ist, und sei es auch meines alten Herrn Vaters. Er sann also nach und sann:

„Herr Gott! Ob ich wohl dies mein einziges Lamm schlachten soll? oder soll ich's nicht schlachten? Wenn ich's schlachte, ist's nicht mehr; wenn ich's nicht schlachte, komme ich auch nicht viel weiter damit ... Ach was! Ich schlachte es!"

Damit zog er sein weissenburger Messer mit dem glänzenden Schaft aus seinem Stiefel, ergriff das kleine Lamm, schlachtete es und kochte es zu Paprikasch. [1])

[1]) Nationalspeise. Ein Fleischgericht mit Paprika, Kartoffeln, Knoblauch.

Als das Paprika-Fleisch gekocht war, setzten sich Jesus und der heilige Peter an den Eisentopf, assen und liessen sich's schmecken. Der arme Schafhirt lauerte nur, wartete nur, dass sie etwas drin liessen; denn er war doch auch hungrig. Aber sie liessen wirklich auch nicht einmal einen Kosthappen übrig, ein Bissen ist nicht viel, aber nicht einmal so viel; sie assen den ganzen Eisentopf voll Fleisch auf. Als sie dann gespeist hatten, sagte Jesus zum heiligen Peter:

„Nun, Peter, sammle die Knochen bis aufs letzte Stückchen!"

Peter gehorchte dem Wort und sammelte sie; Jesus aber steckte sie in den Ärmel seines Kittels. Abends, als der Hirt schlief, ging er zur Hürde und streute die Knochen zwischen die Schafe; siehe! da wurde aus jedem Stück ein Schaf, und eins wie das andere hatte des Schäfers Zeichen auf dem Hinterteil.

Als das geschehen war, verliessen Jesus und der heilige Peter die Hütte und zogen ohne ein Wort von dannen.

Anderntags, in der Frühe, als der Schafhirt aufgestanden war, sah er die Schafe in der Hürde. Da sah er, dass viele fremde Schafe unter den anderen waren, vielleicht dreimal so viel wie seines Herrn, und das war das Seltsamste, dass jedes sein Zeichen auf dem Hinterteil trug. Er konnte nicht verstehen, wie das möglich war, hatte er doch nicht einmal eine Klaue von einem Schaf; gestern Abend hatte er ja gerade das letzte für seine Gäste geschlachtet.

Er suchte die Gäste; aber er fand nichts mehr von ihnen. Nun merkte er, dass kein anderer als Gott allein ihm diese Schafe gegeben haben konnte. Er gelobte auch, dass er, so lange er auch nur einen kleinen Kreuzer habe, immer den Notleidenden helfen wolle, soviel er nur kann.

44. Christus und der Schuster.

Einstmals war Jesus Christus, als er mit dem heiligen Peter zusammen auf Erden wandelte, sehr hungrig. Sie kehrten drum bei einem alten Schuster ein und baten, dass er ihnen etwas zu essen gäbe.

Der Schuster ging in die Küche, und bald brachte er eine Schüssel Hirsebrei mit Gänseklein, schönes, frischgebackenes Weissbrot und eine Flasche Wein hinein. Jesus und der heilige Peter setzten sich an den Tisch, und da sie sehr hungrig waren, langten sie so fleissig zu, dass, als sie von Tisch aufstanden, nur hie und da ein Restchen auf dem Grunde der Schüssel blieb. Als sie dann weiterziehen wollten, sagte Jesus zum alten Schuster:

„Nun, du armer Mann, weil du mich so gut verpflegt hast, erfülle ich dir drei Bitten; erbitte, was du willst."

Da wünschte der Schuster zum ersten: der Hirsebrei mit Gänseklein und das weisse Brot möge niemals auf seinem Tische ausgehen; zum zweiten: in seiner Flasche gehe der Wein nicht aus. Da läuft der heilige Peter hin zum Schuster, zupft ihn am Kleid, flüstert ihm zu: „Die ewige Seligkeit! die ewige Seligkeit!" Aber der Schuster hörte nicht darauf, sondern als drittes wünschte er sich: dass er ewig leben bleibe.

Jesus Christus erfüllte ihm auch alle drei Wünsche.

Der alte Schuster brauchte nicht mehr zu arbeiten, denn der Hirsebrei mit Gänseklein, das weisse Brot auf seinem Tisch, der Wein in seiner Flasche ging niemals aus. Aber schliesslich wurde er so alt, hutzelte so zusammen, dass er nur noch so gross war wie eine Speckgriebe. Das Leben wurde ihm auf die Dauer sehr langweilig; er versuchte auf alle Weise zu sterben, er hängte sich auf, sprang in einen Brunnen, aber auch da starb er nicht.

Einstmals rafft er sich auf, geht ins Himmelreich, bittet dort am Thor den heiligen Peter, dass er ihn einlasse.

„Es geht nicht," sagt ihm der heilige Peter; „ich habe ja damals gesagt, du solltest die ewige Seligkeit erbitten; du hast nicht auf mich gehört, jetzt kannst du zur Hölle gehen."

Nun gut. Der alte Schuster ging zur Hölle, bat die Teufel, dass sie ihn einliessen; aber die nahmen ihn nicht nur nicht auf, sondern peitschten ihn noch vom Höllenthor fort, sagten, bei ihnen sei kein Platz für ihn, er möge gehen, wohin es ihm gefällt.

Was sollte der alte Schuster nun machen? Er verliess die Teufel, schlich sich von dannen. Neben dem Höllenzaun war ein sehr alter Eichbaum, auf den stieg er und setzte sich auf ein gelbes Blatt. Da es aber schon zum Herbst ging, kam ein kleiner Wind und wehte das gelbe Blatt vom Baum, und das fiel mit dem Schuster zusammen jenseit des Höllenzaunes nieder. So ist der alte Schuster schliesslich in die Hölle gelangt.

---

45. St. Peter und der Bienenschwarm.

Einstmals, während seines Erdenwallens ging, wanderte Jesus Christus mit dem heiligen Peter. Wie sie so dahinschreiten, spricht St. Peter zu Jesus Christus:

„Es muss doch ein schön Ding sein, Gott zu sein!"

„Warum, Peter?" fragt ihn Christus.

„Den Witwen, den Waisen helfen, der Guten Mühen belohnen, die Bösen strafen. Bei Gott! Wenn ich das könnte, so sollte es keinen bösen Menschen auf dem Erdenrund geben!"

Kaum hatte St. Peter seine Rede beendet, so schaut sich Jesus um, erblickt einen Bienenschwarm auf einem kleinen, jungen Sprossen; da spricht er zu Peter:

„Komm Peter! Nimm diesen Schwarm in deine Mütze, wir wollen sie mit uns nehmen. Wer weiss? Vielleicht können wir sie gebrauchen."

Peter geht hin unter den kleinen Baum, kehrt die Bienen in seine Mütze. Weil es aber viele waren, setzte sich ein Haufen auf seine Hand.

Dann trug er den Schwarm samt seiner Mütze.

Auf einmal senkt eine Biene ihren Stachel in seine Hand, Peter schreit schmerzlich auf und wirft das Ganze zu Boden.

„Was fehlt dir, Peter?" fragt ihn Jesus Christus, „was hast du gemacht?"

„Ach, dass der Teufel diesen Schwarm hole! Wie mich da eine Biene in die Hand gestochen hat!"

„Warum suchtest du denn nicht unter ihnen die heraus, die dich gestochen hat?"

„Ja, wenn ich das gekonnt hätte," sagt Peter; „gleichen sie einander doch wie die Linse der Linse!"

„Siehst du, Peter," sagt ihm Jesus Christus, „wenn du Gott wärst, würdest du es auch so machen; wenn unter den Menschen einer sündigte, wärst du bereit, für diesen einen die vielen Unschuldigen büssen zu lassen."

---

46. Legende vom Pferd und vom Esel.

Einstmals wollte Jesus Christus einen Fluss überschreiten; aber da keine Brücke über ihn führte, nicht einmal ein winziges Kähnlein dort in der Nähe war, wusste er nicht, wie er hinüber sollte. Wie er sich umschaute, sah er, dass dort am Ufer ein Pferd und ein Esel weideten; da bat er das Pferd, dass es ihn hinübertrage. Aber das sagte:

„Es fällt mir nicht ein, dich hinüberzutragen; ich bin ohnedies hungrig; ich fresse lieber unterdessen."

„Nun, so magst du in alle Ewigkeit fressen!" sagte Jesus Christus, „aber du sollst auch nimmer satt werden."

Dann bat er den Esel. Der kam auch sogleich herbei und trug ihn, ohne ein Wort, durch das Wasser.

„Nun, weil du gut zu mir warst, segne ich dich, dass du überall, auch sogar auf dem Misthaufen, satt werden sollst."

Daher kommt es, dass das Pferd — weil Jesus es verflucht, — zwar Tag und Nacht frisst, aber dennoch nicht satt wird; der Esel hingegen frisst das schlechteste Futter mit eben solchem Behagen wie das beste Heu und wird von den dürrsten Stengeln, sogar vom Kehricht, auch satt.

---

47. Legende von der Lerche, der Wachtel, dem Kiebitz und der Taube.

Als sie Jesum Christum fangen wollten, auf dass sie ihn ans Kreuz schlügen, da verbarg er sich vor seinen Verfolgern in einem Walde.

Wie ihn die Verfolger suchten, wollte sie die kleine Lerche auf eine andere Fährte weisen, dass sie Jesum Christum nicht fänden; aber die Wachtel begann zu schreien:

„Hier läuft er, hier läuft er, hier läuft er!"

Und darauf der Kiebitz:

„Birgt sich, birgt sich, birgt sich!"

Und schliesslich die Taube:

„Im Buschwerk da, im Buschwerk da, im Buschwerk da!"

So griffen die Verfolger Jesum.

Da verfluchte Jesus die drei Vögel. Die Wachtel, weil sie gerufen hatte „hier läuft er", verfluchte er dazu, dass sie

nicht hoch fliegen könne, nur immer zwischen der Saat umherlaufe; den Kiebitz, weil er ihn mit seinem „birgt sich“ verraten, verfluchte er dazu, dass er immer auf der Wiese unter Riedgras, unter Binsen sich berge; die Taube, weil sie den Verfolgern zugerufen hatte „im Buschwerk da“, verfluchte er dazu, dass sie niemals auf einem Baum nisten, sich nur im Buschwerk aufhalten solle.

Aber die kleine Lerche segnete er, weil sie die Verfolger auf eine andere Fährte weisen wollte, dass sie am höchsten fliegen und nur sie allein im Fluge singen könne.

---

48. Legende vom Schilfblatt.

Als Jesus in Betlehem einzog auf eines Esels Rücken, war der Esel sehr hungrig; er sah am Wege ein Schilfrohr, biss in das Blatt hinein. Doch Jesus hatte es sehr eilig, konnte nicht warten; der Esel konnte das Schilfrohrblatt nicht abbeissen. Aber seitdem sieht man auf jedem Schilfblatt die drei Spuren seiner Zähne.

Anmerkungen.

Vollständige Titel der für die Übersetzung benutzten Märchenquellen.

Magyar Népköltési Gyüjtemény. Uj folyam. A Kisfaludy-társaság megbizásából szerkesztik és kiadják Arany László és Gyulai Pál. I. II. kötet. Pest 1872. III. kötet. Pest 1882. (Sammlung ungarischer Volksdichtungen. Neue Folge. Im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft redigiert und herausgegeben von László Arany und Pál Gyulai. I. II. Bd. Pest 1872. III. Bd. Pest 1882.)

Magyar Nyelvőr. A magyar tudományos akadémia nyelvtudományi bizottságának megbizásából szerkeszti s kiadja Szarvas Gábor. Budapest I. kötet 1871. (Ungarischer Sprachwart. Im Auftrage der sprachwissenschaftlichen Abteilung der ungarischen Akademie der Wissenschaften redigiert und herausgegeben von Gábor Szarvas. Budapest I. Bd. 1871.) Seit 1895 herausgegeben von Zsigmond Simonyi.

Merényi, Eredeti Népmesék. I. II. Pest 1861. (Merényi, Original-Volksmärchen. I. II. Pest 1861.)

Verzeichnis der in den Anmerkungen häufiger angeführten Märchensammlungen.

Cosquin, E., Contes populaires de Lorraine. Paris 1887.

Dähnhardt, O., Naturgeschichtliche Volksmärchen. Leipzig 1898.

Godin, A., Polnische Volksmärchen. Leipzig o. J.

Goldschmidt, W., Russische Märchen. Leipzig 1883.

Gonzenbach, L., Sicilianische Märchen mit Anmerkungen R. Köhlers. Leipzig 1870.

Grimm, J. u. W., Kinder- und Hausmärchen. 29. Aufl. Berlin 1897. Dazu die Anmerkungen im 3. Bande. Berlin 1856.

Hahn, J. G. von, Griechische und albanesische Märchen. Leipzig 1864.
Haltrich, J., Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. Berlin 1856.
Köhler, R., Aufsätze über Märchen und Volkslieder. Berlin 1894.
—, Kleinere Schriften 1—3. Weimar und Berlin 1898—1900.
Krauss, Fr. S., Märchen und Sagen der Südslaven. Wien 1883. 1884.
Kremnitz, M., Rumänische Märchen. Leipzig 1883.
Leskien, A. und K. Brugman, Litauische Volkslieder und Märchen. Strassburg 1882.
Obert, F., Romänische Märchen. (Im „Ausland" 1856—1858.)
Schott, A. und A., Walachische Märchen. Stuttgart und Tübingen 1845.
Schreck, E., Finnische Märchen. Weimar 1887.
Strausz, A., Die Bulgaren. Leipzig 1898.
Vernaleken, Th., Österreichische Kinder- und Hausmärchen. Wien 1864.
Waldau, A., Böhmisches Märchenbuch. Prag 1860.
Wlislocki, H. von, Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger Armenier. Hamburg 1891.
—, Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner. Berlin 1886.
—, Volksdichtungen der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner. Hamburg 1890.
—, Volksglaube und religiöser Brauch der Magyaren. Münster i. W. 1893.
Wuk Stephanowitsch Karadschitsch, Volksmärchen der Serben. Berlin 1854.

---

1. Der Königssohn, der sich nach der Unsterblichkeit sehnte.

(A halhatatlanságra vágyó királyfi).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 361 (1872): von János Kriza im Háromszéker-szekler Dialekt aufgezeichnet.

Viele verwandte Dichtungen und Märchen bespricht R. Köhler, Kleinere Schriften II, 406—435: „Über den Trattato della superbia e morte di Senso." Das ungarische Märchen weicht von den meisten derselben darin ab, dass zum Schluss der Held der Macht des Todes entrinnt und mit der Königin der Unsterblichkeit vereint lebt; nur ein kleinrussisches Märchen (Köhler II, 425 f.) endet auf dieselbe Weise. — Rumänische Varianten verzeichnet Şainénu, Basmele rumîne S. 369 ff. — Das Aufsuchen eines Landes, wo man nicht stirbt, begegnet in rumänischen (Kremnitz No. 11) und armenischen Märchen (Wlislocki No. 58), die sonst keine Ähnlichkeit mit dem ungarischen zeigen. — Der König führt seinen Sohn in einen Saal, wo alle Prinzessinnen der Welt abgemalt sind: albanesisch (Hahn No. 114). — „Ach, wie

lange habe ich geschlafen": griechisch (Hahn No. 64: Wie schwer habe ich geschlafen und wie leicht bin ich erwacht. Variante zu No. 32: Ei wie lange habe ich geschlafen); litauisch (Leskien und Brugman S. 400. 430: Ach, wie gut habe ich geschlafen); polnisch (Godin S. 222. 254: O wie gut habe ich geschlafen); vgl. Köhler, Kleinere Schriften I, 555. — Schwert, das von selbst aus und in die Scheide springt: böhmisch (Waldau S. 445); polnisch (Godin S. 248).

2. Glückes Glück (Szerencsének szerencséje).

Magyar Népköltési Gyüjtemény III, 319 (1882): Aus dem Nachlass von János Kriza; Szeklerland.

a) Der treue Johannes; vgl. Grimm No. 6 und Köhler, Aufsätze, 1894, S. 24—35 und V. Auch rumänisch (Schott No. 11) und griechisch (Hahn No. 29); die rumänischen Varianten bei Şainénu, Basmele rumîne S. 591 ff.

b) Reise zum Schicksal (Köhler, Aufsätze S. 99) und unterwegs aufgetragene Fragen: vgl. No. 3 und Köhler zu Gonzenbach No. 47 (unter den drei Fragen auch eine, warum die drei Töchter nicht heiraten). Serbisch (Wuk No. 13: auf die Frage, warum in einem Fluss nichts lebe, erfolgt die gleiche Antwort wie hier, auch derselbe Rat, den Bescheid erst jenseit des Flusses zu geben. Das „Schicksal" wird dort befragt, und der Frager von einem Einsiedler angewiesen, immer das Gleiche zu thun, was das Schicksal thut, aber nicht zu sprechen, bis es ihn befragt); südslavisch (Krauss II, No. 82); transsilvanische Zigeuner (Wlislocki No. 10); böhmisch (Waldau S. 590); russisch (Goldschmidt S. 151); österreichisch (Vernaleken No. 21). — Über die Heilung des Aussatzes durch das Blut der neugeborenen Tochter vgl. Gonzenbach No. 90 und Köhler, Aufsätze S. 34; auch unten No. 41.

3. Die glücklichste Stunde (im Ungarischen ohne Titel).

Magyar Nyelvőr X, 40 (1881): aus Gyeryó-Szt.-Miklós; im Volksdialekt. Vgl. Bolte. Altpreuss. Monatsschrift 35, 145: Eine Märchendichtung von Cornelius Roose (1898). — Über eiserne Stäbe bei weiten Wanderungen vgl. Köhler, Kleinere Schriften I, 573. Eisenstab und Schuhe aus Eisen oft in rumänischen Märchen. Pop Reteganul, Povesti din popor S. 73. — Zu „Dein Glück, dass du mich deine liebe Mutter nanntest" (S. 31) vgl. ein griechisches Märchen (Hahn, Variante zu No. 32: „Hättest du mich nicht Frau Tante genannt, so wärest du des Todes gewesen"). Diese Antwort kehrt häufig in ungarischen Märchen wieder. auch unten in No. 5. In einem ungarischen Riesenmärchen: „Sei froh, dass du mich Herr Vater angeredet hast, sonst hätte ich dich am Feuer geröstet."

4. Die Schlangenhaut (A kigyóbör).

Merényi, Eredeti Népmesék I, 3 (1861).

Über verwandte Märchen vgl. Köhler, Kleinere Schriften I, 315 f. Cosquin, Contes populaires de Lorraine II, 224 f. Siebenb. Korresp.-Bl. 1899, S. 4. — Bräutigam in Tiergestalt: Grimm No. 88: „Das singende, springende Löweneckerchen", 108: „Hans mein Igel", 144: „Das Eselein"; Gonzenbach No. 42. 43. Griechisch (Hahn No. 31); albanesisch (Hahn No. 100. 102); serbisch (Wuk No. 9. 10); südslavisch (Krauss I, No. 43); rumänisch (Kremnitz No. 5. Obert No. 26, im Ausland 1857. Pop Reteganul, Povesti No. 12); bei den siebenbürger und südungarischen Zigeunern (Wlislocki No. 18. 57. 62. 67); bei den siebenbürger Deutschen (Haltrich No. 43); böhmisch (Waldau S. 160. 458); polnisch (Godin S. 119); litauisch (Leskien und Brugman S. 438). — Der Falter, der die Lippen der schlummernden Prinzessin mit Honig versüsst, erinnert an die antike Sage von Hesiod und ein armenisches Märchen (Wlislocki No. 32), in dem Bienen dem in der Wiege schlummernden Königsknaben Honig auf die Lippen legen. — Kleid in einer Nussschale: Grimm, No. 113 und 65. Griechisch (Hahn No. 7. 70); böhmisch (Waldau S. 640); siebenbürger Deutsche (Haltrich No. 43); siebenbürger und südungarische Zigeuner (Wlislocki No. 17). — Ein Schloss mit soviel Fenstern, wie das Jahr Tage hat: Köhler, Kleinere Schriften I, 586. — Eiserne Schuhe abnutzen: Köhler, Kleinere Schriften I, 573. Sicilianisch (Gonzenbach No. 42); serbisch (Wuk No. 10); südslavisch (Krauss II, No. 57); rumänisch (Kremnitz No. 5); griechisch (Hahn No. 25. 73); albanesisch (Hahn No. 102); böhmisch (Waldau S. 35); siebenbürger und südungarische Zigeuner (Wlislocki No. 40. 67).

5. Schön-Ilonka (Szép Ilonka).

Magyar Nyelvőr IV, 473 (1875): aus Orosháza; im Dialekt.

Wir finden hier die oft miteinander verbundenen Erzählungen von den drei Citronenjungfrauen und von der untergeschobenen Braut wieder; vgl. Köhler zu Gonzenbach No. 13 und Ztschr. für Volkskunde 6, 63; Arfert, Das Motiv von der unterschobenen Braut 1897 S. 27. Rumänische und türkische Varianten s. Siebenbürger Korresp.-Bl. 1898, S. 20. Die bei ihrem plötzlichen Erscheinen nach Wasser verlangenden Mädchen kehren in No. 6 wieder; das Motiv der am Brunnen zurückgelassenen und durch eine Fremde verdrängten Braut z. B. bei Arany (Eredeti Népmesék S. 128), walachisch (Schott No. 25), griechisch (Hahn No. 49). — Die rechte Braut erkauft sich von der zweiten Frau die Erlaubnis, drei Nächte bei ihrem Gatten zu schlafen, wie häufig im Märchen vom Tierbräutigam; vgl. Köhler, Kl. Schriften I, 187. 317.

Grimm No. 88. 113. 127. Gonzenbach No. 42; böhmisch (Waldau S. 171); siebenbürgisch (Haltrich No. 43); walachisch (Schott No. 23); serbisch (Wuk No. 10); albanesisch (Hahn No. 100). — Eine Alte ruft Tiere herbei, um dem Helden Auskunft über sein Reiseziel zu geben; erst das letzte Tier weiss Bescheid: walachisch (Schott No. 11: flügellahmer Geier); siebenbürgisch (Haltrich No. 23: lahme Biene); rumänisch (Obert No. 2 im Ausland 1856: die 30. Biene); böhmisch (Waldau S. 257: lahme Krähe); griechisch (Hahn No. 15: ein alter Schnapphahn, der so schlecht zu Fuss ist; No. 25: lahmer Habicht); österreichisch (Vernaleken No. 48: lahmer Hase; No. 47: hinkender Kobold). — „Du bist mein, ich bin Dein" (S. 70. 76); vgl. Hauffen, Gottschee 1895 S. 175 und im Archiv für neuere Sprachen 105, 10.

6. Das Waldfräulein (im Ungarischen ohne Titel).

Magyar Nyelvőr VII, 182 (1878): aus Orosháza; im Dialekt.

Eine Variante zu No. 5, in der die erste Frau nach der Geburt zweier Knaben verleumdet und verstossen wird; vgl. Grimm No. 31. — Die Formel „Nebel vor mir, Nebel hinter mir!" (S. 76) kehrt häufig in ungarischen Märchen, auch unten in No. 14 wieder; böhmisch bei Waldau S. 642: „Nebel sei über mir, Nebel sei hinter mir, der Herrgott selbst über mir! Engelchen mein, Schutzengelein, bewache indessen das Haus allein".

7. Die sieben Wildgänse (A hét vadlúd).

Magyar Nyelvőr III, 168 (1874): aus Görbö im Tolnaer Komitat; im Dialekt.

8. Die zehn Geschwister (A tiz egy-testvér).

Magyar Nyelvőr IV, 517 (1875): aus Orosháza; im Dialekt.

Vgl. zu diesen beiden Nummern 7 und 8 Grimm No. 9: „Die zwölf Brüder", 25: „Die sieben Raben", 49: „Die sechs Schwäne". Südslavisch (Krauss I, No. 45); österreichisch (Vernaleken No. 4. 5). — Vater oder Mutter verwünschen im Ärger ihre Kinder zu Tieren: siebenbürgisch (Haltrich No. 43: Königin ihren Sohn zu einem Schweinchen); böhmisch (Waldau S. 537: Vater seine fünf Söhne zu Nachtfaltern, die Schwester erlöst sie. Sonst abweichend). — Böswilliges Vertauschen des Wahrzeichens von der Geburt der Schwester: finnisch (Schreck No. 13).

9. Prinz Johann und Prinzessin Windhauch (János királyfi és Szélike).

Magyar Népköltési Gyüjtemény II, 389 (1872): aus Károly Töröks Sammlung; Csongrader Komitat.

Vgl. Grimm No. 71: „Sechse kommen durch die ganze Welt". Köhler zu Gonzenbach No. 74 und Zeitschr. f. Volksk. 6, 168, Leskien und Brugman S. 565, Cosquin I, 23 f. — Gefährten mit wunderbaren Eigenschaften: Grimm No. 134: „Die sechs Diener"; südslavisch (Krauss II, No. 129), böhmisch (Waldau S. 325); russisch (Goldschmidt S. 69); griechisch (Hahn No. 63); rumänisch (Obert No. 21 im Ausland 1857); litauisch (Leskien und Brugman S. 421).

10. Die zwei Brüder (A két testvér).

Magyar Nyelvőr IV, 231 (1875): aus Uj-Kigyós; im Dialekt.

Über verwandte Märchen vgl. Grimm III, 103, Köhler zu Gonzenbach No. 40, Hahn zu No. 22, Leskien und Brugman zu S. 385, Cosquin I, 70 f. — Verwandte Märchen: Grimm No. 60: „Die zwei Brüder"; südslavisch (Krauss I, No. 91 und 103, Wuk No. 29); walachisch (Schott No. 10: keine Brüder, nur einer der Held des M.); siebenbürger Deutsche (Haltrich No. 22. 24); litauisch (Leskien und Brugman S. 399. 385. 389); böhmisch (Waldau S. 468: Drachenkampf und Zungenprobe, sonst ganz anders); griechisch (Hahn No. 22); österreichisch (Vernaleken No. 35). — Über Wahrzeichen: Leskien und Brugman S. 547. — Drache hält Wasser zurück, wenn ihm nicht jährlich eine Jungfrau geopfert wird: Siebenbürger Zigeuner (Wlislocki No. 34). — Über ausgeschnittene Drachenzungen vgl. Köhler, Ztschr. f. Volkskunde 6, 75 und Kleinere Schriften I, 399. 430. — Kissen rollen unter dem Betrüger fort: rumänisch (Kremnitz No. 3). — Versteinerung durch Hexe: Grimm No. 85; siebenbürger Zigeuner (Wlislocki No. 54); rumänisch (Kremnitz No. 17: Haar versteinert). — Lebenskraut, das eine Schlange trägt: Grimm No. 16; siebenbürger Zigeuner (Wlislocki No. 61); griechisch (Hahn No. 70).

11. Feenprinzessin Goldhaar (Az aranyhajú tündér királykisasszony).

Magyar Népköltési Gyüjtemény II, 440 (1872): aus Károly Töröks Sammlung; Csongrader Komitat.

Der Text hat am Schluss noch folgende Reime: „Dixi Daróczi /Székvári, Kopácsi/ Der grosse Rakóczi." — Über verwandte Märchen vgl. Köhler zu Gonzenbach No. 83 und Ztschr. f. Volksk. 6, 172, sowie kleinere Schriften I, 413; II, 343.

12. Der goldbärtige Mann (Az aranszakállú embör).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 404 (1872): Sammlung von László Arany; aus Nagy-Körös, im Dialekt.

Das Märchen vom wilden Mann, das in No. 13 wiederkehrt, ist hier mit dem von den dankbaren Tieren verbunden. Rumänisch (Pop Reteganul No. 4. Blumenkönig). Über den Grindkopf und den wilden

Mann vgl. Köhler, Kleinere Schriften I, 333; über die dankbaren Tiere ebd. I, 397. Ein dankbarer Vogel bringt das verlangte Kind: Grimm No. 107 (Storch); südslavisch (Krauss I, No. 95: Taube). — Über das Berauschen des Feindes in Branntwein vgl. Köhler I, S. 413 und 512; serbisch (Wuk No. 12); siebenbürger Zigeuner (Wlislocki No. 49); armenisch (Wlislocki No. 45); griechisch (Hahn No. 63).

13. Der behaarte Mann (im Ungarischen ohne Titel).

Magyar Nyelvőr IV, 279 (1875): aus Orosháza, im Dialekt.

Über das Märchen vom wilden Mann und vom Grindkopf vgl. No. 14; Grimm No. 136: „der Eisenhans"; böhmisch (Waldau S. 50). — Über die Reihe Kupfer, Silber, Gold vgl. Köhler, Kleinere Schriften I, 412; rumänisch (Staufe, Ztschr. f. Volksk. 9, 88).

14. Der goldhaarige Gärtnersbursche (Az aranyhajú kertészbojtár).

Merényi, Eredeti Népmesék II, 65 (1861).

Über das Märchen vom Grindkopf vgl. Köhler, Kleinere Schriften I, 330 f.; Gonzenbach No. 61; Cosquin I, 138 f. — Verwandte Märchen: finnisch (Schreck No. 15); südslavisch (Krauss I, No. 46); armenisch (Wlislocki No. 56); siebenbürger Deutsche (Haltrich No. 11. 15); böhmisch (Waldau S. 50); griechisch (Hahn No. 6 und Varianten dazu); litauisch (Leskien und Brugman S. 379 und die Varianten dazu); österreichisch (Vernaleken No. 8). — Auswerfen von Gegenständen: vgl. Köhler, Kleinere Schriften I, 171 und 388; Zeitschr. f. Volksk. 6, 165; Grimm No. 79 (Bürstenberg, Kammberg, Spiegelberg); finnisch (Schreck No. 14: Zackenberg, Borstenberg, Feuerwasserfall); rumänisch (Kremnitz No. 14: Pferdekamm-Zaun, Bürsten-Rohr, Striegel-Messerwald. Obert No. 15 im Ausland 1856: Bürste-Milchteich, Hanfröste-Wald, Wetzstein-Berg. Staufe, Zeitschr. f. Volksk. 9, 87: Bürste-Wald, Schnupftuch-Mauer, 3 Haare-Tiere); südslavisch (Krauss I, No. 39: Kammwald, Bürstenfluss; No. 102: Haar-Gebirge, Thräne-Strom; II, No. 57: Pferdebürste-Wald, Pferdekamm-Bergkette, Flasche Wasser-Gewässer); siebenbürger Deutsche (Haltrich No. 37: Nadel, Glasscherbe, Wasser); russisch (Goldschmidt No. 164: Handtuch, Kamm); griechisch (Hahn No. 1: Messer-Ebene, Kamm-Wald, Salz-Meer; No. 46: Kamm-Ebene, Spiegel-Eisfläche, Salz-Meer; No. 68: Salzschale-Feuer, Seife-Strom, Kamm-Sumpf); polnisch (Godin S. 239: Held schwingt nur Handtuch, Schnupftuch, Bürste; daraus wird Fluss, See, Wald). — Apfelbaum mit silbernen Blättern und Goldäpfeln: russisch (Goldschmidt S. 36). Silberner Baum, goldene Blätter, demantene Äpfel: litauisch (Leskien und Brugman S. 371). — Prinzessin wählt durch Apfelwurf ihren Gemahl: griechisch (Hahn No. 70); rumänisch (Obert No. 25 im Ausland 1857).

15. Eisenkopf (A vasfejű ember).

Magyar Népköltési Gyüjtemény II, 375 (1872): aus Károly Töröks Sammlung; Csongrader Komitat.

Das Märchen erinnert an das von den drei Hunden des Drachentöters und seiner treulosen Schwester, die ihm aus Liebe zu einem Räuber nach dem Leben stellt; vgl. Köhler, Kl. Schriften I, 303. — Kuchen, die sich in Hunde verwandeln: rumänisch (Obert No. 19 im Ausland 1857: Erdeschwer, Höregut, Siehegut); griechisch (Hahn Variante zu No. 4). Wunderbare Hunde: Siebenbürger Deutsche (Haltrich No. 24. 36: Siehegut, Höregut, Packegut); böhmisch (Waldau S. 468); griechisch (Hahn No. 24). — Die viele Haustiere enthaltende Nuss (S. 163) vgl. Kremnitz No. 13.

16. Der wunderstarke Königssohn (A csuda-erős királfi).

Magyar Nyelvőr IX, 231 (1880): aus Esztergom; im Dialekt.

Über die treulose Mutter vgl. Köhler zu Gonzenbach Nr. 26 und Ztschr. f. Volksk. 6, 69; Kl. Schriften I, 303. Leskien und Brugman S. 549. — Verwandte Märchen: walachisch (Schott No. 27); siebenbürger Deutsche (Haltrich No. 24: Schwester soll gleichfalls zur Strafe den Räuber aufessen); rumänisch (Obert No. 15 im Ausland 1856: Mutter soll zur Strafe ein Fass vollweinen); litauisch (Leskien und Brugman S. 399: einen Kessel vollweinen; S. 403: ein Fass voll Kohlen aufessen und vollweinen); griechisch (Hahn, Variante zu No. 65) — Zu der Abholung des Schwertes durch Affe, Fuchs und Eichhorn (S. 179) vgl. Köhler I, 437. 440.

17. Märchen von einem Zigeunerburschen (Mese egy cigán legényről).

Magyar Nyelvőr III, 179 (1874): aus Göcsej; im Dialekt.

18. Der kleine Ziberda (A kis Ciberda).

Magyar Nyelvőr X, 526 (1881): aus Tesmag, Honter Komitat; im Dialekt.

No. 17 und 18 sind Varianten zu Aladdins Zauberlampe; vgl. Chauvin, Bibliographie des ouvrages arabes 5, 55—67 (1901); Köhler, Kleinere Schriften I, 440; III, 203; Leskien und Brugman S. 572. — Verwandte Märchen: Arany S. 220; böhmisch (Waldau S. 426); russisch (Goldschmidt S. 91, der erste Teil); griechisch (Hahn Nr. 10); litauisch (Leskien und Brugman S. 450). — Der fahrende Schüler (Garabonciás diák) ist eine Gestalt, der man oft im ungarischen Volksglauben begegnet. Er wird vom Teufel in allen geheimen Künsten unterwiesen, kann Wetter machen, zaubern, prophezeien, reitet im Sturmwind auf einem Drachen

durch die Luft, kehrt bei den Bauern ein und rächt sich, wenn sie ihm die geforderte Milch und Butter nicht geben. Vgl. Wlislocki, Volksglaube und religiöser Brauch der Magyaren S. 64 f. Béla Lázár, Ethnographia I, 277 ff.

19. Die zwei Pfeffer-Öchschen (A két bors-ökröcske).

Magyar Népköltési Gyüjtemény III, 350 (1882): aus der Sammlung von Elek Benedek und Jób Sebesi; Szeklerland.

In einem mährisch-walachischen Märchen (Wenzig, Westslavischer Märchenschatz 1858 S. 30) tritt an Stelle der redenden Ochsen ein als Bauernknecht verkappter Teufel auf, der den Edelmann zur Hölle fährt. Auch der Schluss des Märchens vom armen und reichen Bruder (Leskien und Brugman S. 488. Köhler, Kl. Schriften I, 67) stimmt überein. — „Táltos" oder „tátos" können ausser den in ungarischen Märchen eine grosse Rolle spielenden Zauberrossen auch andere Tiere sein. Sie besitzen Wunderkräfte und können reden, wissen auch oft die Zukunft voraus. Häufiger begegnet man solchen Hunden. Sie stehen dem Helden in Gefahr bei.

20. Märchen vom pfauenhaarigen Mädchen (Mese a páva hajú leányrul).

Magyar Nyelvőr III, 322 (1874): von einem 14jährigen Mädchen, Jolán Györfy, aus Duna Almás im Dialekt niedergeschrieben.

Vielleicht die verstümmelte Wiedergabe eines serbischen Märchens (Krauss I, No. 81, Wuk Nr. 4): „Der goldene Apfelbaum und die neun Pfauenhennen". — Zum Zauberschlaf, aus dem das Mädchen den Helden nicht wecken kann, vgl. Grimm No. 93; Haltrich No. 31; Gonzenbach No. 60. — Als dem Mädchen die Haare abgeschnitten werden, verschwindet es oder wird verwandelt: südslavisch (Krauss I, No. 88. 89); transsilvanische Zigeuner (Wlislocki No. 16).

21. Der Ahornbaum (A Jávorfa).

Magyar Nyelvőr IV, 36 (1875): aus der Balaton-Gegend, im Dialekt.

Vgl. Grimm No. 28: „der singende Knochen"; Köhler zu Gonzenbach No. 51, Aufsätze S. 90 und Kleinere Schriften I, 49 und 54; Cosquin I, 265 f. Siebenbürgisch bei Haltrich No. 42. In einem rumänischen Märchen (Obert No. 28 im Ausland 1857) singen die aus den Birken (verwandelten Mädchen) geschnittenen Sackpfeifen deren Geschichte.

22. Zu Eurem Wohlsein (Adj' isten egészségére).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 480 (1872): aus Katicza Bodros' Sammlung; Garam-Gegend.

23. Der närrische Bursche (A bolondos legény).

Magyar Népköltési Gyüjtemény III, 373 (1882): aus der Sammlung von Elek Benedek und Jób Sebesi; Szeklerland.

Vgl. Grimm No. 7: „Der gute Handel"; südslavisch (Krauss I, No. 53); walachisch (Schott No. 22, 1 und 2); siebenbürger Deutsche (Haltrich No. 61). — Über den Verkauf an Baum oder Statue s. Köhler zu Gonzenbach No. 37; Cosquin II, 178; Bolte zu Frey, Gartengesellschaft No. 1 (1896). — Königstochter zum Lachen bringen: Grimm No. 64; siebenbürgisch (Haltrich No. 41); südslavisch (Krauss I, No. 37); Köhler, Kl. Schriften I, 93. 348.

24. Der Zigeuner im Himmel und in der Hölle (A czigány az égben és pokolban).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 383 (1872): aus László Aranys Sammlung; Biharer Komitat.

Zu den Wünschen der drei Holzhauer vgl. Obert No. 17 (im Ausland 1857); Merényi Sajóvölgyi mesék I, 141. — Zum Zigeuner im Himmel vgl. Grimm No. 35: „Der Schneider im Himmel"; Bolte zu Frey, Gartengesellschaft No. 109 und Zeitschr. f. deutsche Philologie 32, 369. — Zum Wettkampf mit dem Teufel vgl. Köhler, Kleinere Schriften I, 328, 477; rumänisch (Kremnitz No. 1; Staufe No. 27 nach Zeitschr. f. Volkskunde 9, 86); transsilvanische Zigeuner (Wlislocki No. 23); siebenbürgische Deutsche (Haltrich No. 27); österreichisch (Vernaleken No. 13).

25. Aschen-Jörge (Hamvas Gyurka).

Magyar Népköltési Gyüjtemény III, 362 (1882): aus Balázs Orbáns Sammlung; Szeklerland.

Vgl. Grimm No. 68: „De Gaudeif un sien Meester". Bulgarisch (Strausz S. 273); südslavisch (Krauss II, No. 109); walachisch (Schott No. 18); böhmisch (Waldau S. 126); griechisch (Hahn No. 69); polnisch (Godin S. 151). Köhler, Kleinere Schriften I, 138 und 556. — Zu dem Namen Durumo vgl. Wlislocki, Volksglaube und religiöser Brauch der Magyaren S. 159.

26. Der Tod und die Alte (A halál és a vén asszony).

Magyar Népköltési Gyüjtemény II, 436 (1872): aus Károly Töröks Sammlung; Csongrader Komitat.

In einem weitverbreiteten Märchen, das schon Hans Sachs in seinem Meisterliede „Der arm Kremer mit dem Teuffel" bearbeitete, äfft die listige Frau auf gleiche Weise den Teufel, der nicht zu raten vermag,

was die mit Honig bestrichene und mit Federn bedeckte Gestalt für ein Tier ist. Vgl. Bolte, Zeitschr. für vergleichende Litteraturgeschichte 7, 457 und 11, 71.

27. Der gnädige Herr und der Kutscher Hans (A ténsúr és Jancsi kocsis).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 447 (1872): aus Katicza Bodros' Sammlung; Garam-Gegend.

In dem entsprechenden dänischen Märchen (Carit Etlar, Sagn og Eventyr 1891 S. 205. Skattegraveren 4, 228. 1885. Efterslat til Skattegraveren S. 62. Thiele, Danmarks Folkesagn 2, 143) zieht sich der Knecht einen eisernen Handschuh auf die rechte Hand und reicht diese dem gespenstischen Herrn, der an seinem Tode zweifelt. Bei Lehmann-Filhés, Isländische Volkssagen 1889 S. 116 = Arnason 1, 268 täuscht eine alte Frau den aus dem Grabe wiederkehrenden Geizhals auf ähnliche Weise. Dybeck, Runa 2, 1.

28. Der nächtliche Tanz (Az éjféli táncz).

Magyar Népköltési Gyüjtemény II, 424 (1872): aus Károly Töröks Sammlung; Csongráder Komitat.

29. Die Kröte (A varancskos béka).

Magyar Nyelvőr III, 139 (1874): aus Duna-Almás, im Dialekt.

Vgl. Magyar Népköltési Gyüjtemény I S. 429 (übersetzt: Ungarische Revue 5, 448 (1885); siebenbürger Zigeuner (Wlislocki No. 22); böhmisch (Waldau S. 202).

In deutschen und skandinavischen Märchen (Müllenhoff 1845 S. 289; Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 321; Bartsch, Mecklenburg 1, 50; Jahn, Volkssagen aus Pommern No. 80 und 90; Schell, Bergische Sagen S. 302. 589; Firmenich 1, 110; Russwurm, Eibofolke 2, 257; Liebrecht, Zur Volkskunde S. 248. 333) wird der Schrecken der zur Kindtaufe bei den Kröten oder Unterirdischen gebetenen Magd dadurch vermehrt, dass sie einen Mühlstein am Faden über sich schweben sieht. — Seelen der Ertrunkenen in Töpfen von Wassergeistern gefangen gehalten: Wlislocki, Volksglaube und religiöser Brauch der Magyaren S. 21. Transsilvanische Zigeuner (Wlislocki No. 35); böhmisch (Waldau S. 196). Grimm III, 268; Köhler, Kl. Schriften I, 320 (Seelen in der Hölle).

30. Der Fuchs, der Bär und der arme Mann (A róka, a medve és a szegény ember).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 470 (1872): aus Pál Gyulais Sammlung; Kolozsvár

Vgl. finnisch (Schreck S. 218); südslavisch (Krauss I, No. 7); griechisch (Hahn No. 94); litauisch (Leskien und Brugman S. 352); siebenbürger Deutsche (Haltrich 2. Aufl. No. 88). Köhler zu Gonzenbach No. 69 und Kleinere Schriften I, 50. 96. 412: „Undank der Welt Lohn".

31. Der kleine Hahn hat den Zaun herausgescharrt (A kis kakas kitúrta a sövényt).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 438 (1872): aus Sándor Márkis Sammlung; Biharer Komitat.

Vgl. Grimm No. 30: „Läuschen und Flöhchen"; rumänisch (Kremnitz No. 15); armenisch (Wlislocki No. 16); griechisch (Hahn 56). Köhler, Kleinere Schriften I, 364.

32. Der Hahn und das Hühnchen (A kakas és a pipe).

Magyar Nyelvőr II, 87 (1873): aus Ormánság; im Dialekt.

Vgl. Grimm No. 80: „Der Tod des Hühnchens"; siebenbürgisch (Haltrich 75); böhmisch (Waldau S. 341); rumänisch (Staufe, Ztschr. f. Volksk. 9, 180). Cosquin I, 282. Köhler I, 184.

Einige andere Fassungen: Magyar Nyelvőr VII, 279 (1878). Hähnchen schneidet dem Hühnchen die Kehle auf, um ihm eine Erdbeere fortzunehmen, läuft zum Schuster, um Faden zum Zusammennähen zu erbitten. Schuster will Borsten, Schwein Hafer, Drescher Kuchen, Frau Milch, Kuh Gras, Wiese Regen. Hähnchen bittet Gott um Regen. Es regnet, Hähnchen bringt die gewünschten Dinge, erhält den Faden, näht Hühnchens Kehle zusammen, und sie sind wieder gute Freunde.

Magyar Nyelvőr VII, 46 (1878). Katze beisst dem Wurm im Käsenapf den Schwanz ab. Wurm bittet um seinen Schwanz. Katze fordert Milch, Kuh Gras, Mäher Kuchen, Bäcker Stiefel, Schuster Borsten, Schwein Eicheln. Eine Eichel schlägt den Wurm tot.

Magyar Nyelvőr VII, 523 (1878). Hähnchen holt für Hühnchen Wasser. Brunnen will Zweig, Baum einen Kranz, Mädchen Pantoffel, Schuster Kleister, Katze Milch, Kuh Rübe, Wirt Kleid, Schneider Zwirn, Kaufmann Kreuzer. Hühnchen ist unterdessen gestorben.

33. Die Wildtaube und die Elster (A vadgalamb és a szarka).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 492 (1872): aus der Sammlung von László Arany; Nagy-Körös.

Im Ungarischen ahmen die den Vögeln in den Mund gelegten Worte den Vogelruf nach. Die Elster sagt: „Csak így, csak úgy! csak így, csak úgy!" Die Taube ruft: „Tudom, tudom, tudom!" — Vgl. Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen No. 84.

34. Das verstossene Mädchen (Az êvert leány).

Magyar Nyelvőr II, 130 (1873): aus Ormánság; im Dialekt.

Die jüngste Tochter liebt den Vater wie Salz: Grimm No. 179: „Die Gänsehirtin am Brunnen". Köhler, Aufsätze S. 14 und V. Montanus, Schwankbücher 1899 S. 605.

35. Das Glück und der Reichtum (A szerencse és az áldás).

Magyar Népköltési Gyüjtemény III, 377 (1882): aus Balázs Orbáns Sammlung; Szeklerland.

Kürzer erzählt bei Kriza, Vadrózsák 1863 No. 12. Vgl. bulgarisch (Strausz S. 247); südslavisch (Krauss II, No. 143); siebenbürgisch (Haltrich No. 41: Glück und Verstand im Streit, Glück siegt; sonst ganz anders); spanisch (F. Caballero, Cuentos y poesias populares andaluces 1866 S. 71: Geld und Fortuna ein Ehepaar). — Edelstein erleuchtet das ganze Haus: griechisch (Hahn No. 63); albanesisch (Hahn No. 113). — Frau verkauft den Topf, in dem Goldstücke versteckt sind: siebenbürgisch (Haltrich No. 62).

36. Von einem einjährigen Sohn (Egy esztendős fiúról).

Magyar Nyelvőr X, 474 (1881): aus dem Szolnok-Dobokaer Komitat; im Dialekt.

Der Titel würde zutreffender lauten: „Die opferwillige Gattin". Auf demselben Grundgedanken beruht die Ballade von der nicht durch Eltern noch Geschwister, sondern durch den Geliebten losgekauften Jungfrau (Erk-Böhme, Deutscher Liederhort No. 78. Köhler, Kl. Schriften III, 246), der unser Märchen entschieden näher steht als etwa dem antiken Alkestismythus.

37. Das Herz der armen Frau (A szegény asszony szive).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 488 (1872): aus Sándor Baksays Sammlung; Csurgó-Gegend.

38. Der Pilger und der Engel Gottes (A zarándok és az Isten angyala).

Magyar Népköltési Gyüjtemény III, 384 (1882): aus Balázs Orbáns Sammlung; Szeklerland.

Vgl. Köhler, Kleinere Schriften I, 148 und 581, sowie Zeitschr. f. Volksk. 6, 173: „Engel und Einsiedler". Schischmánoff, Légendes religieuses bulgares 1896 No. 70. 71. Schönbach, Mitteilungen aus altdeutschen Handschriften 7 (Sitzungsber. der Wiener Akademie 143). Die ungarische Litteratur über dieses Märchen bei L. Katona, der Einsiedler

und der Engel, Ethnographia II, 145—154, 199—210; druckt auch die in Betracht kommenden mittelalterlich-lateinischen Legenden ab.

39. Die Engel-Lämmer (Az angyalbárányok).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 376 (1872): aus Sándor Markis Sammlung; Sarkad.

Vgl. Kriza, Vadrózsák No. 14. Serbisch (Wuk No. 17; Krauss I, No. 100). Köhler zu Gonzenbach No. 88 und Zeitschr. f. Volksk. 6, 173. Bolte, Zeitschr. f. vergleichende Litteraturgeschichte 13, 393 [1].

40. Die drei Erzengel (A három árk-angyal).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 490 (1872): aus Pál Gyulais Sammlung; Siebenbürgen.

41. Christus und die drei Waisenburschen (im Ungarischen ohne Titel).

Magyar Népköltési Gyüjtemény III, 407 (1882): aus dem Nachlass von János Kriza; Szeklerland.

Bulgarisch (Strausz S. 111). — Das wunderbare Ausdreschen des Weizens durch ein daran gehaltenes Licht wird meist in Verbindung mit der doppelten Tracht Prügel erzählt, die Petrus als Drescher erhält; vgl. Bolte, Ztschr. für vergleichende Litteraturgeschichte 7, 454 und 11, 69. — Zur Heilung des Aussatzes durch Kinderblut vgl. oben No. 2 und Dragomanow, Die slavischen Sagen über das Opfern des eignen Kindes (Die Donauländer 1, S. 1. 105. 190. 1899).

42. Christus und der Pope (im Ungarischen ohne Titel).

Magyar Népköltési Gyüjtemény III, 415 (1882): aus Balázs Orbáns Sammlung; Szeklerland.

Vgl. südslavisch (Krauss II, No. 65: Verwandlung eines diebischen Gastwirts in einen Esel); istrisch (Erster Jahresb. d. Instituts f. rom. Sprache zu Leipzig (1894) S. 136: Verwandlung eines Räubers in ein Pferd).

43. Christus und der Schafhirt (im Ungarischen ohne Titel).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 496 (1872): aus Károly Töröks Sammlung; Hódmezö-Vásárhely.

Vgl. das siebenbürgische Märchen bei Haltrich No. 14.

44. Christus und der Schuster (im Ungarischen ohne Titel).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 498 (1872): aus Károly Töröks Sammlung; Székes-Fehérvár.

45. St. Peter und der Bienenschwarm (im Ungarischen ohne Titel).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 505 (1872): aus **Károly Töröks** Sammlung; Hódmezö-Vásárhely.

46. Legende vom Pferd und vom Esel (im Ungarischen ohne Titel).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 507 (1872): aus **Károly Töröks** Sammlung; Hódmezö-Vásárhely.

Vgl. Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen No. **30. 31**; ferner ungarisch (Revue des trad. pop. 7, 482); südslavisch (**Krauss II, No. 68**); böhmisch (Slavische Blätter von Luksic 1, 243); litauisch (**Veckenstedt, Zamaiten 1, 282; 2, 158**); estnisch (Neus, Ehstnische Volkslieder S. 435); schwedisch (Russwurm, Sagen aus Hapsal No. 166 und S. XVI; F. L. Grundtvig, Svenske Minder fra Tjast, 1882, S. 57); deutsch (**Jahn, Volkssagen aus Pommern No. 572**; Lemke, Volkstümliches aus Ostpreussen **2, 23**; Simrock, Legenden, 1855, S. 41); vlämisch (De Mont en De Cock, Vlaemsche Vertelsels, 1898, S. 57); hottentottisch (Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, 1870, S. 53).

47. Legende von der Lerche, der Wachtel, dem Kiebitz und der Taube (im Ungarischen ohne Titel).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 508 (1872): aus **László Aranys** Sammlung; Nagy-Körös.

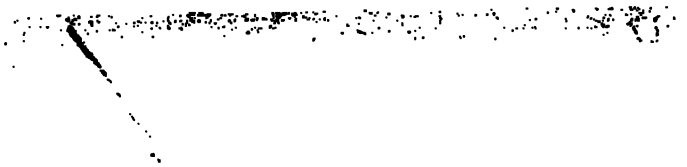
Vgl. Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen No. **60. 9 e.** — Auch hier wie in No. 33 ahmen die Worte den Vogelruf nach. Die Wachtel ruft: „itt szalad, itt szalad, itt szalad", der Kiebitz: „búvik, búvik, búvik", die Taube: „a bukorba, a bukorba, a bukorba."

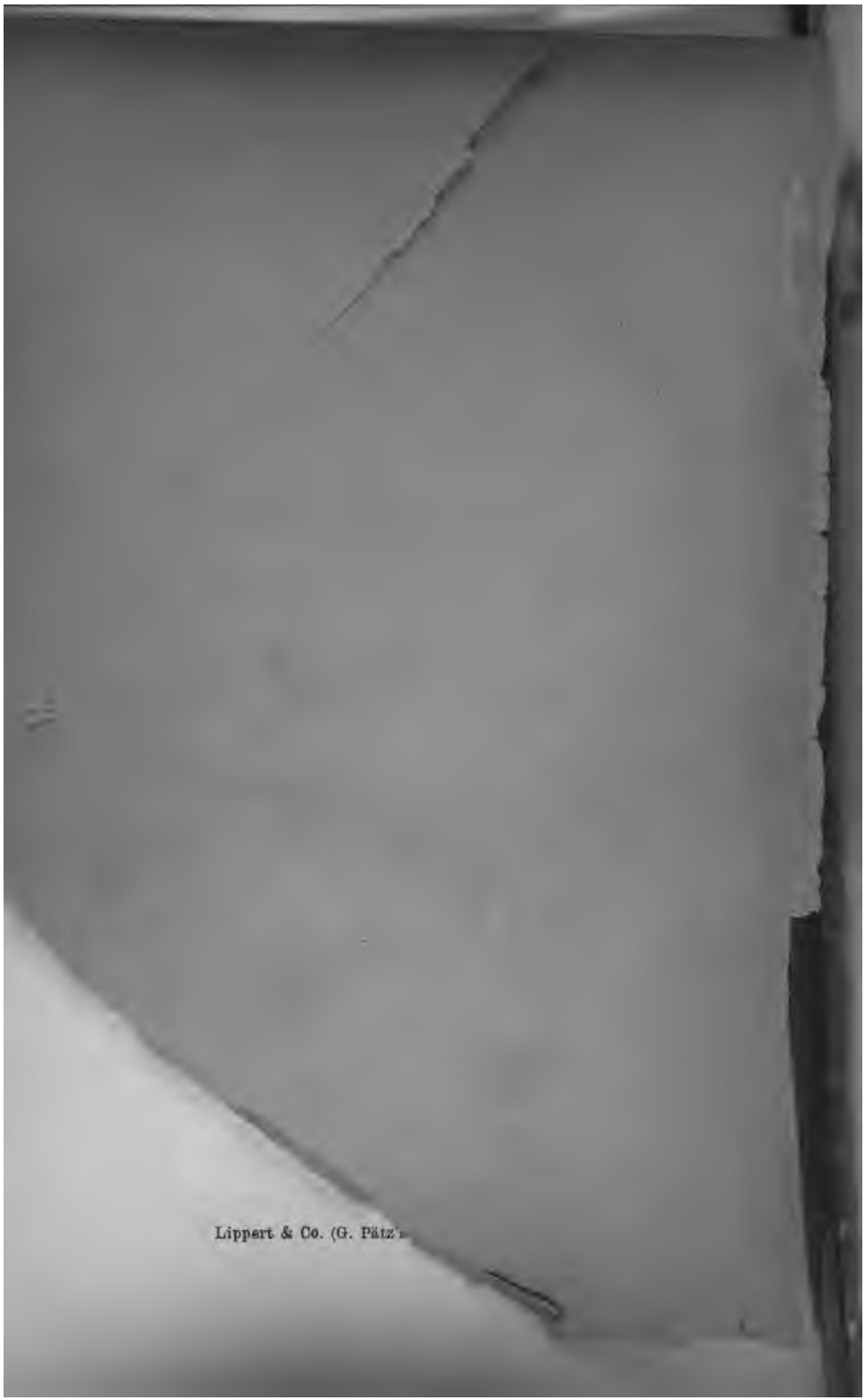
48. Legende vom Schilfblatt (im Ungarischen ohne Titel).

Magyar Népköltési Gyüjtemény I, 508 (1872): aus **László Aranys** Sammlung; aus der niederungarischen Tiefebene.

Vgl. Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen No. **60, 1.**

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.




Lippert & Co. (G. Pätz'